# HEIMKEHR ZUM ARTGLAUBEN

IM 20. JAHRHUNDERT

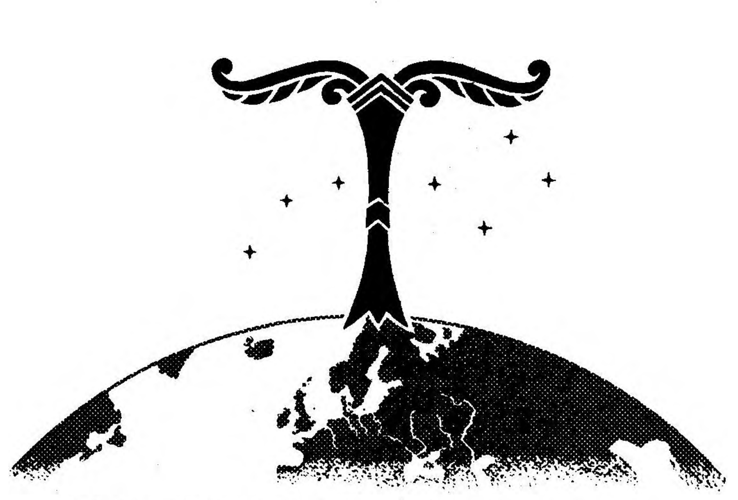


WILHELM KUSSEROW



# HEIMKEHR ZUM ARTGLAUBEN

IM 20. JAHRHUNDERT



WILHELM KUSSEROW

Erstausgabe 1976

Herausgeber:
Dr. Wilhelm Kusserow
1000 Berlin-Lichterfelde West, Baseler Straße 108

Alle Rechte vorbehalten!
© 1976 in West-Germany

Gesamtherstellung:
Buch- und Offsetdruckerei Horst Ahlbrecht, 3400 Göttingen
Levinstraße 9 a (Industriegelände)

# WIDMUNG

zum 3. Band von Heimkehr zum Artglauben

DER LEITER DER ARTGEMEINSCHAFT WIDMET DEN DRITTEN BAND DEN LEBENDEN UND TOTEN MITGLIEDERN DES GLAUBENSBUNDES, DIE IN TREUEN DEM GROSSEN GEDANKEN UNSERES MENSCHENTUMS FOLGTEN UND WEITERHIN VERPFLICHTET SIND.

| | |
|---|---|
| Dr. VON DER BECKE | WUPPERTAL |
| GERHARD BEDNARSKI | HEILIGENBEIL/OSTPR. |
| HERTHA BINA | MÜNCHEN |
| FRANZISKA BRANDT | OSTÖNNERLINDE/SOEST |
| VIKTOR BUTZ | MARBURG/DRAU |
| JÜRGEN FUNK | HANNOVER |
| KARL GRIESSEL | KÖLN |
| GISELA GRIMM | BAD FREIENWALDE/ODER |
| LISELOTTE HANTKE | KASSEL |
| OTTO HEMPEL | DRESDEN |
| ELLI HOHENSEE | DANZIG/OLIVA |
| NILS HUNOLD | HAMBURG |
| GERTRUD KÖNIG | ALTENBURG/THÜR. |
| EBERHARD KOEPPEN | BAD FREIENWALDE/ODER |
| JOHANN KREIBICH | WIEN |
| HEINRICH JAKOB | HOLZHAUSEN/PORTA |
| EWALD MEINERT | HOLZHAUSEN/PORTA |
| BERNHARD MITZKAT | KÖNIGSBERG/OSTPR. |
| HUGO MÜLLER | DRAMBURG/POM. |
| WOLFGANG NAHRATH | STOLBERG/HARZ |
| HORST NEUBAUER Dr. Dr. | DÜSSELDORF |
| ALBERT NIJAND | PRETORIA RSA. |
| HEIKO OETKER | NORDERSTEDT |

| | |
|---|---|
| RICHARD PATSCHEIDER Prof. Dr. | MÜNCHEN/SOLLN |
| GERTRUD POTTHOFF | BERLIN |
| ROHTRAUD RAPSCH | OMARURU SWA |
| ROBERT ROCHE | LA RAVOIRE/FR. |
| UWE ROHWER | SCHLESWIG |
| HELMUT RUF | KÖNIGSBRUNN |
| WERNER SCHENDEL | BLN-KOHLHASENBRÜCK |
| WILHELM SCHMIDT Dr.. | BLIN-LICHTERFELDE-W |
| WILHELM SCHNABEL | SCHIFFMÜHLE/ODER |
| ELISABETH SCHMELZER | OVENSTÄDT/MI. |
| JOSEF SEITER | NIKOLAUSBURG/ÖSTERR. |
| WOLF STÖTZNER | DRESDEN |
| HELGA TIETZE | DÜSSELDORF |
| ALFRED WITTE | HANNOVER |
| FRIEDRICH WULLSCHLÄGER | FRIEDRICHSGABE/HBG. |
| MARTHA ZEUSCHNER | FRIEDRICHSGABE/HBG. |

## Vorwort

zum 3. Band von Heimkehr zum Artglauben

Dem Versuch, dem 3. Band von Heimkehr zum Artglauben einen entsprechenden Fortgang und eine ebenso zustimmende Ergänzung zu schaffen, sei vorangestellt der Dank an alle Freunde und Gefährten der Artbewegung, welche mit soviel Anteil und innerem Einklang die Ausführungen von Meister Ekkehart bis Friedrich Nietzsche verfolgt und belohnt haben. Aus fast allen Völkern, die zum nordentstammten Bereich gehören, ist mir Freude und Begeisterung dafür zuteil geworden, daß ich den Spuren eines Vorganges nachgegangen bin, die unsere Seele auf dem Wege zum Selbstbewußtsein und zur Eigenbesinnung auf unsere letzten Werte ausgeprägt und schließlich zur vollen Erkenntnis unserer gemeinsamen religiösen Bestimmung geführt haben.

Ich unternehme es daher, für das erste Drittel des 20. Jahrhunderts diese Selbsterkenntnis und Selbstverwirklichung unseres Bewußtseins nachzuzeichnen, welche unsere Dichter und Seher selbst ausgedrückt, gestaltet und *dargelebt* haben. Der jetzigen jüngeren Generation ist kaum noch die Fülle bekannt, mit der uns bis 1933 die Wortgestalter unserer Völker beglückt und die deutlich das immer klarer werdende Bild eines neuen Glaubens — der uralt in unserer Menschenart ist — dargestellt und vollendet haben. In Leben und Tod haben sie den Neuen und uralten Glauben Unserer Art verewigt, in Tapferkeit und Hingabe haben sie ihn verwirklicht und als bleibendes Denkmal ihrer Gesinnung und Tat *für uns* bewahrt und uns zur Verwirklichung für eine bessere Zukunft übergeben. Diesem Rufe folgen wir: die für uns gestorben sind, sind nicht tot, solange ihr Vermächtnis in uns lebt!

Dr. Wilh. Kusserow, Berlin-West, Lichterfelde-West

Sonnenwende 1975

257.

## Einleitung

Der Vergeßlichkeit und dem Vergessen-Wollen einer kurzsinnigen Zeit möchte ich mit diesem Buche den seelischen Reichtum unseres Volkes und die geistige Schöpferkraft der artverwandten Nationen entreißen, welche in der Richtung auf die Bewußtwerdung eines wesenseigenen Glaubens künstlerisch und philosophisch ausgeprägt worden sind.

Dies gilt im besonderen Sinne für die Zeit von 1900 bis 1933. Jahreszahlen mögen hier nur symbolisch aufgefaßt werden. Der Tod Friedrich Nietzsches (1910) könnte den Anfang dieser Periode bezeichnen; aber die Wurzeln der geistigen und seelischen Schöpferkraft des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts reichen tiefer hinab in die Vergangenheit, so daß vieles des hier Vorgebrachten und neu Aufgedeckten aus dem 19. Jahrhundert stammt, wie auch die beiden größten Dichter, Rainer Maria Rilke und Stefan George (1875 und 1868 geb.) im vergangenen Jahrhundert verwurzelt sind.

Die Wirkung von Dichtern und schaffenden Künstlern überhaupt, wie auch von Philosophen oder großen Wissenschaftlern ist nicht gebunden an die Würdigung oder Wertschätzung ihrer eigenen oder der nachfolgenden Zeit. Was ewig fruchtbar und ins letzte Menschliche greifend ausgesprochen und gestaltet wurde, kann Ewigkeitsbedeutung für Volk und Welt haben. Platon und Homer sind die größten Zeugen hierfür.

Unausgeschöpft in Wert und Wirkung bleibt meist dem nächstfolgenden Geschlecht das Werk der bedeutendsten Geister der vorhergegangenen Generation, weil das Nächstliegende und Oberflächliche ihren Blick verengt und verstellt und die törichte Meinung, man müsse und könne geschwind Welt und Leben, Gesellschaft und Zustände herrlicher und schöner verändern, als es die vorhergegangenen Generationen erreicht und bewirkt haben.

WAS ABER BLEIBET, STIFTEN DIE DICHTER, — sagt Hölderlin. Fügen wir noch hinzu, auch die wahren und echten Philosophen, die großen Künstler der Farbe und des Steines und die einzig religiösen Verkünder von Wahrheiten, die immer — für uns — gelten können. In diesem Sinne sind alle Letztgenannten die ewigen Zeugen für das immer Bleibende.

Unsere Zeit aber, die nach den beiden großen ersten Weltkriegen, hat es besonders nötig, sich auf das Ewige, Bleibende und

Echte-Wahre zu besinnen. Und dazu soll dieser dritte Band von Heimkehr zum Artglauben helfen. Denn was uns not tut zur Neubesinnung unseres Volkes und der gesamten artverwandten Menschheit ist die Heimkehr zur Innerlichkeit und zu den Lebensgesetzen, die uns unsere Sittlichkeit bedingen, unseren Lebensanspruch gerecht nahelegen und unsere Schöpferkraft als eine Teilkraft der Gesamtmenschheit verbürgen, sichern und maßvoll im Kreise anderer Arten und Völker gewähren.

Hier ist unser Volk immer noch DAS HERZ DES ERDTEILS, und wir haben an dessen Sendung so viel mitzugestalten oder vorzugestalten, wie es uns unsere besten seelischen Innenkräfte ermöglichen, die von der Gnade des Schicksals mitbedingt sind. In diesem Sinne sehe ich die Sendung unserer nord- und mitteleuropäischen Art als noch unerfüllt an. Daß jeder Aufgeschlossene, Nicht-Verkrampfte und das Neue als Möglichkeit Schauende daran mitarbeiten möge, — mit allen seinen besten Innenkräften —, das ist meine Hoffnung und mein Wunsch —, und mit diesem zugleich eine wachsende Gefährtenschaft des Glaubens in aller Welt, welche die gleiche Verantwortung und die gleiche Hoffnung in sich fühlt.

25. Oktober 1975 zum 21. Juni 1976

## XV. Kapitel

### 258.

### Hoffnung und Glaube an die Neugeburt der Artvölker Europas

Heimkehr zum Artglauben bedeutet für alle tiefer blickenden Menschen eine Befreiung der Seele von den Schlacken der Veräußerlichung, eines flachen Wohlstandsdenkens, welches die egoistische Haltung des Einzelnen zum Maßstab von Volk und Welt, ja, des ganzen Lebens macht. Jeder Dichter und Denker, welcher den Anspruch erhebt, etwas Tieferes auszusagen, wird die Neugeburt der Seele in sich und in seiner Menschengemeinschaft zum Inhalt seines Werkes machen; er wird den Stimmen lauschen, die ganz innerlich in ihm zum Ausdruck drängen. Er erweist sich dann erst als wirklicher Gestalter der Seele, wenn er fähig ist, diesem Drängen und Wissen seines letzten Ich sprachliche (oder andere künstlerische) Gestalt zu geben. Hier haben wir ebenso an den großen Maler wie an den Bildhauer zu denken, die ein gleiches letztes Ziel, eine gleiche letzte Sendung haben. Und in dem Maße, wie sie ein Gedachtes oder Gefühltes Form werden lassen können, gültige Form, welche die Zeiten überdauert, *sind* sie dann wirkliche Künstler und gehören zu den ewigen Verkündern bleibender Wahrheiten und gültiger Ausagen. Sie lassen dann die zeitgängigen Versuche von Auch-Gestaltern und Auch-Dichtern hinter sich zurück und gehören zu den bleibenden Mahnern und Kündern der inneren Welt, welche Unserer Art ist. Sie führen uns auf diese Weise alle in das Wesen, das tiefste Wesen unseres Volkes und der verwandten Art-Völker ein, weil auch dort der gleiche Seelengrund vorhanden ist und als Quelle der geheimen Kraft wirkt, den wir das innere Erbe unserer Menschenart nennen. Daher ist der Weg mit unseren Dichtern und Denkern, Farb- und Steingestaltern auch der Weg der Heimkehr zum Artglauben.

In dieser Vorausschau möchte ich diejenigen nennen, welche uns auf dem Wege zum eigenen Ich Leiter und Führer sein können. Denn sie sind *damit* zugleich die *Stufen* der Gestalt- und Bewußtwerdung unserer Seele. Auch hier gibt es Grade und Ränge der Fähigkeit und Ausdruckskraft, wohl auch der Schau an sich und des Tiefblickens in das Innerste, welche die Natur des Menschen selber setzt. Denn nicht jedem ist gegeben, das Allerletzte zu schauen und auszusagen. Aber auch wenn nur

ein Funke vom inneren Strahl erfaßt wird, wenn auch nur e i n Gedanke klar geformt werden kann, welcher in der gleichen Richtung zur Erkennung der Seele und des Herzens Unserer Art liegt, so müssen wir schon dankbar sein, daß in d i e s e m Menschen ein Bild unseres Inneren hell und licht werden konnte, das uns ein Stück weiter führt.

Aber diese Zeit von 1900 bis 1930 oder 40 hat uns schon so Unerhörtes geschenkt, daß wir nur nachzuzeichnen brauchen, was in Wort und Werk gestaltet worden ist. (Daß unsere gegenwärtige Zeit es vergessen zu haben scheint, ist kein Einwand, sondern eher eine Bestätigung, denn niemals war der allgemeine Zug großer Volksteile zum materiellen Gewinn und zur egoistischen Lebensbetrachtung und -Ausrichtung stärker und „mehrheitlicher" ausgeprägt als in unserer Zeit.)

Wenn ich hier die meisten zu behandelnden Gestalter unseres Wesens nenne, dann mögen einige ausgelassen werden, die erst im Verlauf des Vorhabens deutlich werden können. Ich nenne aber zunächst hier die folgenden:

Rud. Georg Binding, Walter Flex, Max Gauger, Lulu von Strauß und Torney, Börries von Münchhausen, Hermann Burte, Gustav Frenssen, Walter Kienau (Gorch Fock), Hans Grimm, Agnes Miegel, Charles Morgan (England), Francis Griswold (Amerika), Kenneth Roberts (USA), Gunnar Gunnarsson (Island), Halldor Laxness (Island), Gudmundur Kamban (Island), Eugen Diederichs: Edda und Saga-Ausgaben) und die vier Großen: E. G. Kolbenheyer, Josef Weinheber, Rainer Maria Rilke und Stefan George. Von den großen Zeitgeschehnissen werden im Sinne dieses Buches und seines inneren Auftrages dargestellt werden: Die Deutsche Jugendbewegung (1903—1926), Der Erste Weltkrieg und das Opfer von Langemark, die Bewegung völkischen Erwachens (1921—33) und ihr Sinn.

258 a

**Unter dem Strich:**

Heute ist der 4. Dezember 1975, da ich dieses schreibe. Der Anlaß dazu ist ein seltsamer. Am 4. Dezember 1875 wurde Rainer Maria Rilke geboren. Am 4. Dezember 1933 starb der große Dichter Stefan George in der Schweiz. Er wurde geboren im Jahre 1868, sieben Jahre bevor Rilke das „Licht der Welt" erblickte, wie man sagt. Rilke starb sieben Jahre vor Stefan George, so daß beide — die größten Dichter dieses Jahrhunderts —

durch das Zahlenspiel des Schicksals verbunden sind und zwar in doppelter Weise.

Wilhelm von Scholz, einer der hervortretendsten Sprachgeber der Zeit des sog. „Dritten Reiches", hat in einem Buch „Zufall und Schicksal" den seltsamen Zusammenhang von Ereignissen, menschlichen Treff-Zufällen und auch Daten, also zahlenmäßig festgelegten Zusammenhängen, dargestellt, so daß den Leser eine — möchte man sagen — geheime Ahnung überfällt, daß diese unbeabsichtigten und doch schicksalbestimmenden „Zufälle" zusammengehören, wie der Anfang und das Ende einer Kette. Man zeihe den Verfasser nicht des Glaubens an die Astrologie, denn es liegt ihm fern, daraus ein Schema, ein System oder gar eine Weltanschauung zu machen; aber man lenke einmal — ganz privat — sein Interesse auf solche „Spiele" von Tagen und Daten, Zufällen und „Bestimmungen", und man wird sehr häufig einen merkwürdigen Zusammenklang dieser Einzelheiten finden, die sich dann gar zu einem Gesamtbilde verbinden. — In meinem eigenen Leben haben solche Dinge eine kaum aussprechbare Rolle gespielt, und sie waren mir meist Fügung und Geschick. — Im Falle der beiden großen Dichter aber kommt eines hinzu, was zu dem Bilde der unglaubhaften „Zusammenhänge" gehört, nämlich die unzweifelhafte Tatsache, daß sie beide — untereinander — in einem gegensätzlichen und zugleich ergänzenden Verhältnis stehen, welches die Schau unseres deutsch-europäischen Wesens zu einem Gesamtbilde fügt, das die verschiedenen Spannungsweiten zwischen ost- und westeuropäisch umgreift und doch ganz unser eigen ist.

Stefan George ist mit seiner Sprachklarheit und Prägungs-Gewalt ein vom westlichen — (daher auch vom französischen) Geist erfüllter und begabter Schöpfer des Wortes geworden. Rainer Maria Rilke ist vom östlichen Menschentum her mit einer Mystik geprägt, die sein ganzes Werk bedingt und durchzieht. Beide aber gehören uns ganz, sind ganz und gar Teile unserer Seele, der „Artseele" des europäischen Menschen; beide müssen wir nicht nur ertragen, sondern aus beiden Seelen-Spiel-Arten müssen wir unsere Kräfte ziehen, die der klaren Gestaltung des inneren Erbes und die der mystischen Vertiefung und Versenkung in das Geheimnis des Lebens. Daher ist der Zusammenhang und Zusammenklang der beiden größten Dichter des Jahrhunderts mehr als ein „Zufall"; er ist im höheren, „magischen" Sinne Bestimmung und Schicksal.

Wir werden dies bei beiden Dichtern erläutern und als einen Schlüssel zu unserer Artseele deuten.

259.

## Die kaiserliche Zeit von 1901 bis 1918

Der Verfasser kann für diese Zeit von dem sprechen, was er noch selber erlebt und gesehen hat. Er hat seine Kindheit und Jugend innerhalb dieser Epoche verlebt und hat daher einen ruhigen und sicheren Grund für sein ganzes Leben gewonnen. Denn wir — unsere ganze Generation von 1890 bis 1930 — haben sowohl die Festigkeit eines Staats- und Volksgefüges als eigene Erfahrung mitempfunden und diese tief in unser Inneres einverleibt. — Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Zeit problemlos war, denn die sozialen und politischen Fragen des Kontinents pochten an die Tür einer neuwerdenden Zeit. Aber sie lagen noch gleichsam hinter einem Vorhang der scheinbaren Anständigkeit und Sicherheit verborgen, und unser Leben wurde von ihnen — in diser Zeit — nicht ernsthaft berührt. Der heimliche Klassenkampf-Charakter des Marxismus — der wachsenden Arbeiterbewegung — zeigte sich uns jungen Menschen noch in harmlosen und zu unserer Jugendlichkeit gehörenden Formen. Davon will ich kurz berichten —. Es waren zwei kleine Erlebnisse, die bereits andeuteten, daß auch in diesem Staate im Inneren nicht alles in Ordnung war.

Wenn wir „höheren Schüler" zum Gymnasium am Morgen gingen, mußte ich eine Straße ausgesprochener Arbeiterwohnungen durchschreiten. Dann wurden wir oft — an den blauen und grünen Schulmützen kenntlich — von den Arbeiterkindern mit höhnenden und „frechen" Sprüchen begleitet, die wir in ihrer Gehässigkeit gar nicht verstanden und die wir nur für den Ausfluß schlechten Charakters oder übler Erziehung hielten. Diese Ausdrücke will ich hier nicht wiedergeben; sie sind zu „unliterarisch" und sehr volkstümlich. Jedenfalls antworteten wir Jungen mit den etwas weniger beleidigenden Worten „Pantinenklepper", und so schlugen wir uns unter Gejohle und leichter Bedrohung zur Schule durch, die damals im allgemeinen nur dem höheren, mittleren und — im Begabungsfalle — auch dem kleinen Bürgertum offenstand. Und dabei war unsere Schule auch nur ein „Realgymnasium": das heißt, es hatte von den „Höchsten" Bildungssprachen nur Latein, dazu dann noch Französisch und Englisch.

Das andere Erlebnis lag in einer ähnlichen Richtung. Am Nachmittag, meist an einem bestimmten Wochentag (montags) sammelten sich in unseren Wohnstraßen Banden von 15—25 Schülern. Auf der einen Seite offensichtlich mehr Volksschüler, wenn

auch nicht genau getrennt nach Bildungsklassen, und auf der anderen Seite mehr Gymnasiasten, aber ohne den Schmuck der Mützen; dafür mit Holzschilden und Holzschwertern bewaffnet, die andere Seite mit Knüppeln und Stangen. Und diese beiden Parteien spiegelten irgendwie die Volksklassen der „Arbeiter" und „Bürger". Wir hatten freilich von dieser Trennung nur ein ganz undeutliches Bewußtsein, denn uns kam es nur auf eine ordentliche Jugendkeilerei an. Diese wurde dann auch mit allen Mitteln, aber immerhin mit einer gewissen Ritterlichkeit, ausgetragen. Es gab nur leichtere Verwundungen, Schrammen und kleine Beulen, wenn die Schilde aufeinanderkrachten und die Holzwaffen aneinander zerbrachen; aber der Spaß war groß. Steine wurden selten geworfen. Ich selber habe noch eine Narbe davon am Knie.

Jedoch war dieser Kinderstreit mehr ein Vergnügen als eine Gehässigkeit, zumal in unseren Klassen auch gelegentlich begabte Arbeiterkinder waren, die von uns völlig als unseresgleichen genommen und in die Reihen der „Blauen" gegen die „Roten" eingereiht wurden.

Ich berichte dies, um den heimlichen, schwelenden, etwas untergründigen Kampf jener Zeit zu verdeutlichen, der uns Jungen zwar nicht zum Bewußtsein als solcher kam, der aber fraglos im tieferen Sinne soziale Ursachen und Gründe hatte.

Sonst aber war diese Kaiserzeit, in der ich im wesentlichen meine Schulbildung bis zum Abitur (1920) empfing, für uns junge Menschen eine Epoche der Ruhe, der vollen Kindlichkeit und Jugend, des ganzen Genusses einer im großen Zusammenhang gesehenen — friedlichen und harmonischen Zeit, deren Hintergründe sich erst an der Schwelle des verlorenen ersten Weltkrieges zeigten, die dann zu unserem politischen Schicksal geworden sind.

## 260.

## Jugendbewegung im Kommen

Eine andere Bewegung im deutschen Volke — und später auch in den artverwandten Völkern, kündigte sich in dieser Zeit von 1900 bis zum ersten Weltkriege an. Auch sie war zuerst kaum merklich und nahm die Öffentlichkeit lange Zeit nicht in Anspruch. Es war der Aufbruch des „Wandervogels" und im Gefolge davon die sogenannte Deutsche Jugendbewegung. Nicht zum ersten Male in der deutschen Lebens- und Kulturgeschichte,

wenn man an „Sturm und Drang" und die Romantik denkt, aber zum ersten Mal als reine Bewegung der Jugend, strebte die Generation von 1890 bis 1920 etwa danach, ein eigenes Jugendleben zu führen, das andere Formen zeigte, als die ältere Generation wünschte und vorschrieb. Insofern war die Deutsche Jugendbewegung eine „revolutionäre" Erscheinung, die sich jedoch dadurch von anderen „Aufrührern" abhebt, daß sie nur ihr eigenes Leben anders gestalten wollte und nicht das anderer und nicht auf anderer Kosten. Es war der Versuch, eine eigene Form des Zusammenseins der jungen Menschen zu finden, als in Gasthäusern zu sitzen oder auf bürgerliche Bälle zu gehen oder in regulären Vereinen nach Teilzielen zu streben. Nein, man wollte ein ganzes, eigenes, neues Jugendleben in Unbefangenheit und Zucht, in Freiheit und nach selbstgegebenen Gesetzen führen. — Das war ein großes Unterfangen. — Im Anfang ahnte keiner, was daraus werden konnte und sollte. Verlacht und verspottet wurden auch diese Anfänge, und die Anführer dieser ersten Gruppen von jungen Menschen, der „Wandervögel", galten zumindest als seltsame Figuren, die so ganz unüblich in die „wilde Gegend" hinauszogen, den Sonnabend und Sonntag womöglich im Freien verbrachten und an Lagerfeuern oder in Bauernscheunen unterkamen, wenn eine Nacht draußen verbracht werden sollte. Das war „Romantik", echte Romantik, und sie übte einen unbeschreiblichen Reiz auf den jungen Menschen aus. Dazu kam Studentenmusik zuerst, später selbstgefundene Volksmusik (Der „Zupfgeigenhansl") oder später der „Jungfernkranz" von Georg Götsch, welche mit ihren echten Volksliedern unserer Nation einen Schatz erschlossen hatten, textlich und musikalisch, der einer ganzen Generation Inneres mitgestaltet hat.

Diese Lieder verschönten „Fahrt" und Lager, Heim und „Nest" und begleiteten uns zu echten Erlebnissen. Es war, als ob ein Aufbruch eines jungen Volkes in einer bürgerlichen Gesellschaft eine neue Atemluft des Lebens schuf. Hier wurde gelegentlich — aber nicht als Regel — das langgetragene Haar auch bei den männlichen Mitgliedern üblich, und der Freiheitssinn dieser Jugend scheute nicht davor zurück, bei der älteren Generation als verdächtig, außerhalb der Ordnung oder gar halbrevolutionär zu gelten.

Der Verfasser dieser Zeilen hat selbst der deutschen Jugendbewegung in der bündischen Form des „Altwandervogels" angehört und hat seine tiefsten und schönsten Erlebnisse als junger Student in ihr gefunden. Hundert Fahrten in die engere oder weitere Heimat, die Mark Brandenburg, die wir genau kannten

und erwandert hatten, Rhein und Main-Gebiet, Hessen und Niederdeutschland, Mecklenburg und Pommern, die ganze Ostküste; Deutschböhmen — so hieß das Land damals — und das Fichtelgebirge, hundert Schlösser und Burgen, Flüsse und Seen unseres herrlichen Vaterlandes, alles das haben wir uns selbst erwandert, errungen und erkämpft. Denn die Auslese dieser Jugend war hart. Wer Schwäche nicht überwand, wer „schlapp machte", war bei uns abgemeldet. Wie oft sind wir Nächte hindurch gewandert, manchmal Eisenbahnschienen entlang, ein ander Mal durch fast unwegsame Wälder! Wie kannten wir jeden Ort und Platz unserer näheren Heimat. Daher brauchten wir keine Reise in fremde Länder, da wir unser eigenes Land kannten und liebten, seine Stämme in ihrer Vielfalt ehrten und achteten und dem Bauern und Förster zugewandt waren, dem wir oft freiwillig Arbeit leisteten, um sein Handwerk und Gewerbe, seinen Beruf zu verstehen. Wir haben in Fabriken und Gasanstalten gearbeitet, um unser Studium zu verdienen, wir sind auf Schiffen gefahren und haben die See als Gefahr und Lust kennengelernt, — wer konnte und durfte uns sagen, daß wir lebensfremd seien und einem weltfernen Traum nachjagten? Wir wollten nur unser eigenes Leben gestalten, und die Schule der Härte und Festigkeit ist uns für unser eigenes Leben in Beruf und Volk wohl bekommen: sie hat uns viel geschenkt und auch alles für unser Dasein gegeben.

261.

**Führung und Gefolgschaft in der Gruppengemeinschaft**

Ein besonderes Merkmal der Wandervogel- und Jugendbewegungs-Gruppen war das Verhältnis der Angehörigen einer „Ortsgruppe" zu dem Leiter dieser Gruppe. Hier wurde nicht „gewählt". Hier gab es auch keine Mehrheiten. Sondern jede Gruppe wuchs organisch und hatte ihren selbstverständlichen Führer, der meist die Gruppe gegründet hatte oder aber aus ihr durch natürliche Anerkennung hervorging. Man kann sich nichts weniger „formal-demokratisches" vorstellen als den Aufbau einer solchen kleinen Wandervogelgemeinschaft. Und doch war dies wohl die echteste Form einer Demokratie, wenn man Volks-Herrschaft (und das soll ja wohl Demo-Kratie heißen) nicht als eine mechanische Zusammenzählung von zufälligen Mehrheiten ansieht, sondern als eine gegenseitige Verantwortung, die dem Fähigsten die Leitung von allein zuspricht. Daher gab es auch kaum je Spannungen zwischen den Führungsbegabten; der eine

ordnete sich gern dem andern unter, wo es notwendig war. Im übrigen herrschte größte Freiheit unter allen Mitgliedern, die von jedem geachtet wurde. Man kann fast sagen, diese Form von Führung und Gefolgschaft war die idealste Demokratie, welche dem natürlichen Wahlprinzip unserer Frühzeit (Herzog gleich Führer für eine Kriegszeit!) sehr nahe kam.

Wenn man eine solche Gruppe „soziologisch" nach „modernen" Gesichtspunkten betrachten wollte, so würde man finden, daß es keine „Klassenunterschiede" gab. Öfter waren in einer Wandervogelgruppe auch Schüler der Volks- oder Mittelschulen, wenn auch der Hauptanteil von den Angehörigen der mittleren Bürgerschicht gestellt wurde. Freilich stammt die Zurückhaltung des reinen Arbeiterstandes gegenüber der Jugendbewegung mehr aus den ideologischen Gründen der Linksparteien selber, und nicht aus der „bürgerlichen" Jugend, denn die parteigebundenen Arbeiter fürchteten eher eine Beeinflussung durch die Wandervogelgruppen als umgekehrt. Jedoch spielten diese Unterschiede praktisch fast nie eine Rolle. Jeder ordentliche und tüchtige, taugliche und „richtige" Junge wurde gern mit „auf Fahrt" genommen.

Warum wird in diesem Buche das Wandervogeltum besonders gewürdigt? Rechnet es irgendwie zur Hoffnung auf einen neuen Glauben oder eine neue Volks-Zukunft? Ja, gewiß, sowohl der geschilderte Zug zu einer echten Volks-Demokratie und zu einem natürlichen Führertum haben stark weitergewirkt und die spätere Hoffnung auf eine deutsche Wende in der Innenpolitik vielfach beflügelt und, man möchte sagen: auch inhaltlich bestimmt. Das Wort von „... im Volke geboren..." ist nicht umsonst ein Merkmal der freien Jugendbewegung gewesen. Wenn es sich nicht völlig im Sinne einer endgültigen Neuformung unseres Volks- und Staatswesens entwickelt hat, so ist das Wandervogeltum dafür gewiß nicht verantwortlich zu machen, denn hier wurde Führertum vorgelebt, **und** das bedeutet, — wie immer im Leben und in der Geschichte, — daß der Verantwortliche die höchste Pflicht hat, seine Gemeinschaft zu Sicherheit und echtem Fortschritt zu leiten, sie zu beschützen und vor Gefahren zu behüten, sie auf dem Wege durch Volk, Staat und Leben mit überragender Kraft und tiefster Einsicht zu führen und so den Ruhm zu gewinnen, der etwa Bismarck oder Friedrich dem Großen vom Schicksal als Enderfüllung ihres Werkes gewährt wurde. Dieses Führerbild trug die Deutsche Jugendbewegung in ihrem Herzen. Für uns gehören auch Siegfried-Arminius und Heinrich der Vogler, Kaiser Rotbart (Barbarossa) und

Gustav Adolf zu diesen großen Verkörperungen germanischen Führer- und Heldentums.

Mit der Entwicklung der Jugendbewegung und der einzelnen Wandervogelbünde erstreckte sich diese natürliche Demokratie auch bis in die höchsten Führungsspitzen und kam oft in einem persönlichen Vertrauensverhältnis der Verehrung und Zuneigung zu dem Betreffenden zum Ausdruck. Dies galt ebenso für Jugendbünde wie auch für die bald entstehenden Mädchengemeinschaften der Jugendbewegung. Auch hier herrschte der selbstverständliche Grundsatz des natürlichen Führertums, das jeden Zwang ausschloß und nur auf der freiwiligen Bindung an den erkorenen und gegebenen Führer beruhte. Von da an bis heute ist die Hoffnung unseres Volkes auf einen solchen Volksführer noch offen: wir müssen nicht verzagen, denn wir sind die Kinder dieses Landes „dem viel Verheißung noch innewohnt, das drum nicht untergeht. . ." (Stefan George)

262.

## Die Beziehung der Geschlechter in der Jugendbewegung

Bald nach der Gründung der Jungen-Bünde des Wandervogels traten auch Mädchengruppen und Vereinigungen in Erscheinung, die im selben Lebensstil wie die männlichen Gefolgschaften wandern und zusammensein wollten. Gelegentlich waren auch Jungen und Mädchen in einer Gruppe vereinigt gewesen; das galt aber in stärkerem Maße für die Wandergruppen der Arbeiterjugend, die auch in diesem Zusammenhang auftauchten. Im „regulären" Wandervogel waren Jungen und Mädchen meist getrennt; nur ein Bund, der sogenannte E. V. Wandervogel machte eine Ausnahme; in ihm waren Mädchen und Jungen von vornherein gemeinsam verbunden und führten ihr Fahrtleben und ihre „Heim"- und „Neste"-Zusammenkünfte in der Gemeinsamkeit der Geschlechter aus. Es hat wohl nie in der deutschen oder europäischen Jugend ein so unbefangenes und gesundes, an den Begriffen des Anstandes und der guten Sitte ausgerichtetes Zusammenleben von männlichen und weiblichen Mitgliedern einer Gemeinschaft gegeben wie in dieser Jugend. Der Verfasser ist selbst Zeuge dafür, mit welcher Achtung die Mädchengruppen und -Bünde betrachtet und behandelt wurden, und wie auf gelegentlichen Bundestreffen von Mädel und Jungen dieser gleiche Zug der inneren Hochachtung bewahrt und gepflegt wurde, wie in der Wandervogel-Bewegung von 1903—1933. Na-

türliches Führertum und gegenseitige Wertschätzung waren die Grundlagen dieser Verhältnisse. Die natürliche Verschiedenartigkeit männlicher und weiblicher Fähigkeiten und Ansprüche hat wohl niemals einen so angemessenen Ausdruck gefunden wie in der deutschen und später auch gesamt-europäischen Jugendbewegung. Und sie beruhte **nicht** auf dem mechanistischen Gleichheitsgedanken der formalen Demokratie oder des humanitären Sozialismus, sondern auf der Anerkennung der verschiedenen Aufgaben und Leistungs-Möglichkeiten von Mädchen und Jungen. Dabei waren die Anforderungen, die an die Mädchen auf den Fahrten und beim Sport gestellt wurden, nur um ein Geringes niedriger als bei der männlichen Jugend. Auch hier wurde eine natürliche Auslese — unbewußt — getrieben, wie sie für die gesamte echte Jugendbewegung bezeichnend ist. Wer den inneren und äußeren Ansprüchen, die an ihn — ohne Worte und nur durch die Tat — gestellt wurden nicht genügte, blieb diesen Gruppen und Bünden fern; er gehörte zu dem Vergnügungs-Publikum, das es früher oder später immer gegeben hat und noch heute gibt.

Aber die Lebens- und Gesinnungs-Schicht, die in den echten Wandervogel-Bünden vorhanden war, ließ eine oberflächliche Austoberei in mit Alkohol und Tabak begleiteten Amüsierstätten und Gelegenheiten nicht zu; dies war einfach unter der Würde der Auslese-Gemeinschaften, welche diese Bünde im Grund darstellten. (Hans Blüher: Die Aristie)

Dabei war ein bewußtes Abwehren von schädlichen Einflüssen gar nicht nötig und wurde auch nie geübt. Ton und Geste, Verhalten und Charakter dieser Jugend ließ nichts Niedriges, Gewöhnliches und Gemeines zu.

Die Liebesverhältnisse, die es im Wandervogel als Folge des Kennenlernens ähnlich gerichteter Menschen gab, wurden von jeder Seite mit höchstem Respekt beachtet; ihnen wurde eine stillschweigende Zustimmung gewährt, denn in fast allen Fällen führte der menschliche Liebesbund im Wandervogel zu glücklichen Ehen, in denen dieselben inneren Gesetze der gegenseitigen Hochachtung und Wertschätzung galten wie im Jugendbund selber. Vieles von dieser Haltung ist noch in die Nachfolge-Gliederungen der politischen Jugend eingeflossen und hat dort gestaltend gewirkt. Bis in unsere Zeit hinein, wo die Langemark-Generation fast ganz dahingeschieden ist, reicht die Wirkung der echten deutschen Jugendbewegung, weil sie eine aus den tiefsten Gründen unserer Art gespeiste Gemeinschaft war, die einen großen Teil unserer letzten menschlichen und volklichen

Ideale in einem Jugendleben erfüllt und verwirklicht hat, wie wir sie als höchsten Traum eines gesundeten Volkes uns nur vorstellen können.

## 263.

## Stellung zu Politik und Religion in der Jugendbewegung

Die Wandervogelbünde und die gesamte echte Jugendbewegung waren im Grunde völlig „unpolitisch". Das soll hier bedeuten, daß politische Probleme keine wesentlichen und nicht einmal nebenbei geübte Erörterungsgegenstände waren. Man sprach einfach nicht über Politik, wenn darunter Tages- und Parteifragen zu verstehen waren. Diese Haltung hatten die „Kernbünde" der allgemeinen deutschen Jugendbewegung. Aber es gab natürlich auch Vereinigungen, die den etablierten Parteien (oder auch nur deren Weltanschauungsrichtungen) näher standen oder gar von ihnen abhängig waren, wie etwa die spätere Arbeiterjugend und ihre Bünde. Aber diese wurden nicht zur eigentlichen Jugendbewegung gerechnet, zumal ihr Verhalten in Wald und Flur — zwischen Mädeln und Jungen — nicht immer dem entsprach, was wir unter „jugendbewegt" und sittlich-empfehlenswert empfanden. Dabei war die Wandervogelbewegung keineswegs „prüde" oder blind auf diesem Auge; aber es galt als unausgesprochenes Gesetz, daß persönliche Liebesbeziehungen nicht mit der Gruppen-Gemeinschaft verbunden wurden, damit Einigkeit und Klarheit des Lebensstils nicht auf dieser Ebene getrübt wurden.

Zum politischen Bereich wurde also eine ähnliche Haltung eingenommen wie zum rein persönlichen; er wurde praktisch und tatsächlich ausgeschaltet.

Was nun das religiöse Gebiet anbetrifft, so war es ähnlich damit bestellt. Es wurde nicht nach katholisch oder evangelisch gefragt, es galt nur der Mensch als solcher, und religiöse Probleme wurden höchstens im engsten Kreise unter Freunden erörtert. Freilich gab es später auch kirchliche Gruppen, die bestrebt waren, im Wandervogel-Lebensstil ihre Zusammenkünfte und Wanderungen zu gestalten. Aber irgendwie herrschte doch das Gefühl, daß Gesangbuch und Katechismus nicht in die Landschaft paßten; und dieses Gefühl war sicherlich richtig.

Trotzdem muß aber an dieser Stelle vermerkt werden, daß in beiderlei Hinsicht, der politischen wie der religiösen, — Grund-

fragen des volklich-staatlichen Seins und Grundfragen des Religiösen nicht ausgeklammert werden konnten. Es ging in diesen Dingen ein Zug freiheitlicher Gesinnung durch die ganze Jugendbewegung, welcher sowohl dem Nationalen (richtig verstanden) wie dem politisch-Sozialen tief zugeneigt und verbunden war, denn diese Jugend hatte ihren Aufbruch ja gerade gegen veraltete bürgerliche-standesmäßige Ordnung bewerkstelligt, und auch das religiöse Gebiet konnte von diesem Aufruhr nicht ausgeschlossen werden.

In der Tiefe — und auf einer Schicht, die der rationalen Überlegung fähig war, — also beim Älter- und Reifer-Werden der jungen Generation, mußten diese Probleme einmal zum Scheidewasser zwischen links und rechts werden, — oder aber, und das ist wohl richtiger: sie mußten auf einer neuen Stufe geklärt und zu einem höherem Übereinkommen gelangen, welches Nationales und Soziales in gleicher Weise einschloß. (Daher erfolgte auch der spätere Übergang in die national- sozialistischen Gliederungen — ((die „Gleichschaltung")) nicht immer mit Zwang und gegen den Willen der Führenden und der Bünde. In anderen Fällen gab es freilich auch Stellen und Persönlichkeiten, die ihren eigenen Stil bewahren wollten und dann mit gelindem oder stärkerem Zwang übernommen oder ausgeschaltet wurden. Die ganze deutsche Jugendbewegung, den wirklichen echten Teil davon hier gemeint und als den Führungsteil der Stilgestaltung des Lebens anerkannt, war absolut volklich und auch auslesehaft gerichtet und bildete so eines der besten Gewährsmittel für Existenz und Erneuerung unseres Volkskörpers. Sie war eine Auslese, mit einem zeiteigenen Fremdwort: die natürlichste „Elite", welche unser Volk seit den Befreiungskriegen gehabt und hervorgebracht hat: seelische und artliche Grundlage aller unserer Wünsche und Hoffnungen, auch für diese und jede kommende Zeit. Das Bild der Jugendbewegung, verlängert in seinen Grundlagen in das männlich- und weiblich reife Leben unseres Volkes und aller Artvölker, würde die beste Vorbereitungshilfe für ein neues Volk, einen neuen Staat und eine neue freie Gesellschaft in Zucht und Sitte, Überlieferung und Maßhalten für die Zukunft abgeben.

## 264.

### Höhepunkt der Jugendbewegung

Auf dem Hohen Meißner versammelten sich 1913 die Vertreter und Gruppen der Deutschen Jugendbewegung zu einem großen Fest der Einigkeit und des Bekenntnisses. Führer der Bünde und bekannte Persönlichkeiten der Öffentlichkeit, Dichter, Schriftsteller und Erzieher trugen zu der von allen gebilligten „Meißner-Formel" bei, welche das Wesen der Gesamtbewegung wiedergab: „in eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit das Leben zu führen." Diese Bekenntnis-Formel hat als Ausdruck des innersten Wesens der bündischen Jugend bis heute gewirkt; sie verlangte Geltung auch noch im autoritären Staat des Dritten Reiches und hat manchen Jugendlichen zu selbständiger Kritik und eigenem Verantwortungsgefühl — auch im Gegensatz zur amtlichen Meinung — aufgefordert. Das Meißner-Fest war der Höhepunkt der „freien" Jugendbewegung. Spätere Treffen, auch mit jungen Menschen der verwandten Völker (Nordisches Treffen auf dem Ludwigstein) und andere folgten, die schon einen problematischen Charakter trugen und auf denen die Neigung sich zu zeigen begann, das eigentliche Erlebnis des Wandervogeltums zu zerreden oder in weltanschauliche Teilfragen aufzulösen. Dazwischen lag freilich der Erste Weltkrieg, und hieraus wird auch die andersartige Haltung der „Nachkriegsjugend" verständlich, welche den Krieg zwar erlebt hatte, aber nicht als Soldat im Einsatz mit Leib und Leben für die Ideale der volklichen Erneuerung.

Deshalb muß hier, bevor wir den Weltkrieg als Ganzes im Rahmen der europäischen Geistesentwicklung betrachten, des Opferganges der deutschen Jugend bei Langemark gedacht werden, wo viele Vertreter der jungen Generation, unter ihnen zum großen Teil Wandervögel, mit dem Liede „Deutschland, Deutschland, über alles" die feindlichen Stellungen in Flandern stürmten und dabei ein Blutopfer brachten, das als Symbol der Einsatzwilligkeit einer ganzen Generation für Volk und Vaterland zu deuten ist. Galt dies auch nur dem eigenen Vaterland so ist es doch ein Sinnbild für den Opfergeist jungen Menschentums, der allein Gewähr und Beweis für eine echte Lebenshaltung ist. Die Wirkung der Jugendbewegung von 1903—1926 erstreckte sich nicht nur auf das Gebiet des eigentlichen Jugendlebens. Die Jugendherbergs-Bewegung schloß sich als eine große Hilfe für einfaches Wandern und Übernachten, Treffen und Aussprachen an. Die Jugendkleidung wurde durch das Wandervogeltum „revolutionär" geändert. Kurze Hosen, Kittel mit schönem Gürtel,

der sogenannte „Schillerkragen“, bunte, fröhliche Farben, vernünftige Kleidung für Mädchen, eine angemessene Jugendliteratur, das Verständnis für die Arbeit des Bauern und Landarbeiters, häufige tätige Mithilfe im Hof und auf dem Felde, all dies gehörte zu Lebensführung und -Stil dieser Jugend, und ihre Wirkung ging über das eigene Land weit hinaus. Die Pfadfinderbünde, die um die gleiche Zeit gegründet wurden, schlossen sich in Wesensnähe und Jugendstil stufenweise der eigentlichen Jugendbewegung an, und z. B. aus dem Neu-Pfadfinderbund sind wertvolle Anregungen zur Entwicklung der Lebens- und Denkweise der Jugendbewegung ergangen. Man kann sagen, daß keine Jugendvereinigung jener Zeit gänzlich unberührt blieb von der „radikalen“ Art, sich als Jugendliche zu geben, wobei freilich der Hauptton auf Darstellung und Verwirklichung der eigenen Ideen gelegt wurde, — und nicht auf Forderungen an den „Anderen“, den „Staat“, die „Gesellschaft“ oder irgend jemanden, der etwas g e b e n sollte. Sondern der junge Mensch jener Zeit verlangte, daß er selber, „man-selber“ diese „Darlebung“ der eigenen Ideale verwirklichte. Und daher war auch die Wirkung der Jugendbewegung im ganzen eine positive, erneuernde und beflügelnde, keine fordernde, problematisierende und zerstörende — „ideologisch“ bestimmte Zeiterscheinung. Das Bild des jungen Menschen für Europa war verändert worden. Der „Geist der heiligen Jugend unseres Volks“ war hier einmal glühend Wirklichkeit geworden, wie es der große Dichter dieser Zeit, der zugleich der größte Dichter dieses Jahrhunderts ist, gesagt hatte.

Davon wird auf den folgenden Seiten die Rede sein.

265.

## Die dichterischen Sprecher der Jugendbewegung

### a.) Paul Alverdes

Die Jugendbewegung hat viele Stimmen des Herzens und der Wortgestaltung ausgelöst, welche dem Erlebnis dieser Generation Wort und Seelenausdruck verliehen und sie auch dadurch in die Ewigkeit der geistigen Überlieferung unseres Volkes einfügten. Unter ihnen hat der in Straßburg (Elsaß) 1897 geborene Paul Alverdes eines der schönsten Gedichte geschaffen, die für Lebensart und Gesinnung der vom jungen Menschen innerlich erfüllten Epoche bezeichnend und gültig geworden sind.

Wir schreiten hin zum überglänzten Fluß;
Auf braunen Schultern tragen wir die Welt.
O blonde Locken, Ruf und Bruderkuß, —
Wie sind wir zwischen Gott und Tier gestellt!
Wir tragen, Abend-Überglühte,
Die Schwermut unsrer hundert Ahnen
Und schwören, Gottheit-Übersprühte,
Zu tausend unerhörten Fahnen.
Ja, wir sind Pferd und Feuerspringer
Und Fisch und wilder Wassermann
Und Menschen doch und Wortesinger,
Verspielte zwischen Tat und Bann.
Denn wir sind Schwelle zwischen Zeiten;
Wir — noch mit Augen zweierlei, —
Helft Brüder, helft den Weg bereiten,
Dann stürmen wir die Zukunft frei.

### b.) Stefan George

Selten hat ein Gedicht eines jungen Menschen Sinn und Wesen, inneres Gefühl und gemeinschafts-beglückte Haltung so treffend ausgedrückt und nachgestaltet wie dieser Dichter Paul Alverdes in schöner, Hölderlin-naher Sprache. Selten ist die Jugendbewegung so in den Rang einer menschlichen Neugestaltung der Lebensdinge gerückt worden, wie in diesen Zeilen. Nur ein großer Dichter hat sie noch tiefer erfaßt und gedeutet. Mit der elementaren Wucht des Genies hat Stefan George den Geist der Neuen Jugend erfaßt, den er — in seiner eigenen Beziehung zu ihr — in dem Gedicht des Sterns des Bundes-Eingang — verewigte:

Nun wachs ich mit dir rückwärts in die jahre
Vertrauter dir in heimlicherem bund.
Du strahlst mir aus erlauchter ahnen werke,
Entzückten fehden und berauschten fahrten
Und wesest wach, wie schamvoll auch verhüllt,
Im weisesten, im frömmsten seherspruch.
Du wirfst in fristen fruchtend in das all
Ein zuckend lohen, eine goldene flut.
Wie muß der tag erst sein, gewähr und hoffen —
Wo du erschienen bist als schleierloser,
Als herz der runde, als geburt, als bild,
Du geist der heiligen jugend unseres volks!

266.

## Nachdenkliches Verweilen

Der Dichter des vorangegangenen Gedichtes richtet seinen Sinn auf den innersten Geist der Jugend von 1913. Denn um diese Zeit oder kurz danach müssen diese Zeilen entstanden sein. Er ist mit dieser Jugend „im heimlicheren Bund" verwandt, vertraut, wie er sagt. Diese Jugend, die er anspricht, strahlt ihm auch aus den Werken der erlauchten Ahnen zu. Sie ist überlieferungsmächtig und -gebunden. Sie löst sich nicht aus der großen Tradition unserer Kultur und Gesittung, sondern sie „erfüllt" diese. „Entzückte-verzückte Fehden —", das heißt geistig-seelische Kämpfe um den rechten Weg sind ihre Art der Auseinandersetzung und Klärung meinungsstrittiger Punkte. Keine „ideologische Propaganda" und keine erdachten Weltbeglükkungs-Parolen, sondern Darstellung der Hochbilder inneren Lebens durch und an sich selbst. Und dann kommt ein großes Wort, das wir aufmerksam und ergriffen wahrnehmen dürfen, denn es steht vor jeder Rassetheorie und vor jedem Abstammungsdogma: . . . „im Blut ein uralt unerschöpftes Erbe". Es ist, als ob der Dichter alles schon vorweg genommen hätte, was eine spätere Zeit wissenschaftlich geklärt und politisch oft mißverwendet hat: das uralte Erbe in uns befähigt uns zu unserer letzten Tiefe und Schöpferkraft. Und an ihm hatte diese Generation der Jugendbewegung den schönsten und echtesten Anteil. Aus ihm lebte sie: aus der heiligen Überlieferung unseres Volkes, aus der wohlgeachteten sittlichen Gesetzgebung unserer Besten, aus dem Inbild UNSERER ART. Und dies wurde 1913 gesagt, weit vor der Auswertung wissenschaftlicher Erkenntnis der Vererbung durch Gobineau und Nietzsche. — Damit hat der Dichter das Eigentliche erfaßt, ausgesprochen und gestaltet, das allein eine fruchtbare Zukunft von Grund auf erneuern und verwirklichen kann.

Wann wird noch einmal der Geist solcher Jugend glühende Wirklichkeit werden?

Ich füge daher, um des Dichters Stellung und Huldigung noch vollkommener zu machen, das schönste Gedicht an einen jungen Menschen an, welches in deutscher Sprache jemals ausgesprochen und wortgestaltet wurde. Es ist ein Bekenntnis zu dem Edelsten und Reinsten, das im jungen Menschen lebt, wenn er ungestört und nur von seinem inneren Erbe geleitet ins Jünglingsalter eintritt:

Du schlank und rein wie eine flamme,
Du wie der morgen zart und licht.
Du blühend reis vom edlen stamme,
Du wie eine quell geheim und schlicht,—
Begleitest mich auf sonnigen matten,
Umschauerst mich im abendrauch,
Erleuchtest meinen weg im schatten,
Du kühler wind du heißer hauch.—
Du bist mein wunsch und mein gedanke,
Ich atme dich mit jeder Luft,
Ich schlürfe dich mit jedem tranke,
Ich küsse dich mit jedem duft;
Du blühend reis vom edlen stamme,
Du wie ein quell geheim und schlicht,
Du schlank und rein wie eine flamme,
Du wie der morgen zart und licht.

Der Dichter Stefan George hat viele seiner Gedichte, vornehmlich im STERN DES BUNDES, der Jugend unserer Völker gewidmet. Wir werden am Ende dieses Buches zu ihrer Würdigung beizutragen versuchen.

### c.)Max Gauger, heute fast unbekannt

Aus den jungen Dichtern dieser Epoche ragt Max Gauger aus Lübeck durch die besondere Tiefe seines Verhältnisses zu den Fragen der Zeit und Ewigkeit heraus. Heute ist er fast vergessen. Was er uns gegeben hat, bleibt im Gedicht bestehen. Hierbei soll der Gedanke noch einmal überprüft und erörtert werden, daß eigentlich das gesamte Ringen dieser Generation um einen neuen Sinn des Daseins, um eine neue Tiefe der Betrachtung, ja, letzten Endes um eine neue Schau dessen geht, was wir Weltbild oder „Gottheit" oder Allzusammenhang nennen. Denn das sind ja nur Worte, um das zu bezeichnen, was Rilke später nennt „Ich kreise um Gott, den uralten Turm, — und ich kreise Jahrhunderte lang. . .", — das Ringen um einen neuen tragbaren, erlebbaren Wesens- und Sinnzusammenhang aller Dinge, der religiösen, weltlichen, volklichen und „rein menschlichen". Und hier schlägt Max Gauger neue Saiten an, die uns aus einer Tiefe zuklingen, welche uns innerlich berührt. Auf diese Fragen gibt Gauger in den folgenden Gedichten eine aussagende Antwort, die — wie alles Dichterische — im Sinnbild gefaßt ist.

Antwort

Alle, die um einen Altar schreiten,
Die in gleichem Schwung die Arme schwingen,
Die zugleich das große Opfer bringen
Und in einen Gott hiübergleiten, —
Alle sind einer!
Wenn die steilen Opferflammen steigen,
Aller Blut in stärkeren Strömen flutet,
Aller Geist in tiefrem Glühen glutet, —
Und wir schlingen freudetrunkne Reigen, —
Alle sind einer!
Hier meine rechte Hand, — Dir meine linke Hand, —
Rechte Hand, linke Hand,
Alle sind einer!
Ehoi, und nun im Tänzerschritt, —
Sonne und Mond tanzen mit, —
Alle sind einer — ehoi!
Zum Himmel strecken wir —
Ins Weite recken wir
Nun unsre Arme. —
Wir sind ein Becher nun, —
Der himmlische Zecher nun
Aus uns wird trinken —
Amen.

Der göttliche Jugendtanz als seelisches Gemeinschaftserlebnis ist niemals schöner und ergreifender gestaltet worden als hier. Das fast unaussprechbare Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit dieser „geweihten" Jugend sagte ihr, daß der große Gott des Lebens und des Todes bald den ungeheuren Trunk des Blutes aus dieser Generation schöpfen würde, welchen der Erste große Weltkrieg zur schrecklichen Wahrheit gemacht hat. — Eine geweihte Jugend, — dem Schlachtentode zu Hunderttausenden verfallen.

Um dieses Bewußtsein des Auserwählt- und Verfallenseins im Dichter deutlich zu machen, sei noch das folgende Gedicht angeführt, dessen wissende Trauer uns erschüttert.

Hörst Du den Gang der Trommel
Durch den Nebel schreiten,
Dumpf und unerbittlich,
Wie aus Einsamkeiten;
Hörst Du der tausend Füße

Tropfend hohlen Gang,
Dumpf und unerbittlich,
Schwer und ohne Gesang?
Sage mir, wohin sie gehen
Die Soldaten der Nacht,
Dumpf und unerbittlich
Ziehen sie aus zur Schlacht?
Sage mir, was durch den Nebel
Leidend folgt mein Sinn, —
Schluchzend steh ich am Fenster
Allein, weil ich wissend bin.

Und hier noch eine Huldigung an die Jugend eines neuen Zeit-Alters, wie sie damals empfunden wurde und wie ihre Verheißung noch heute nicht eingelöst ist:

Junger Mensch,—
Die Stirn ist Geist,
Und scheu und begehrlich,
Zögernd und zart.
Der Wangen fröhlich
Farbiges Leben
Zerriß das Weh
Der Welt sehr hart;
Die Nase schön
Wie schlanke Pferde,
Das Kinn verzagt wie
Wintererde.
Sein Wuchs ist Wille,
Sein Schritt ein Wehn,
Die Augen starr wie Träumer
sehn,
Die Hände hilflos,
Füße wie Tanz;
Ein Mensch, ein Gott,
Und beides ganz.

An den beiden letzten Gedichten wird klar, daß der Gott des Dichters Max Gauger nicht der christliche Gott ist. Er ist der Allgott in allem und über allem. Ohne Erbarmen für die Auserwählten, ohne Gnade, immer in und über uns. Ist er nicht der ewige Gott Unserer Art, der in vielen Bildern und Namen bekannt ist?

267.

**Was hat die Jugendbewegung mit dem „Artglauben" zu tun?**

Bevor wir einen Schritt weiter gehen und den eigentlichen Beginn des Bewußtwerdens artgläubiger Vorstellungen in einer Bewegung betrachten, wollen wir fragen, inwiefern auch die Jugendbewegung den Weg zu einem Neuen Glauben geöffnet hat. Wir müssen dabei bedenken, daß der Aufbruch eines neuen Lebensgefühls schon eine Art gesamtmenschlichen Erwachens war, ein Schritt zu neuen Ufern, ein Versuch, einem übermächtigen inneren Drange Ausdruck zu geben, der nach der Gestaltung neuer Formen verlangte, die das Tiefmenschliche berührten und so dem eigentlich Religiösen nahe kamen. Denn Religiosität ist die Empfindungsform für gläubige Inhalte, zu denen einem die letzte Formulierung (— als „Religion" —) noch fehlt. In der Vorform der Religiosität (Gläubigkeit) wird ein Bewußtsein angebahnt, welches noch nicht im einzelnen bestimmen kann, wie die sachlichen Glaubenslehren einmal aussehen werden, die man mit dem neuen Gefühl anspricht. Ich will versuchen, dies in einem anderen Bilde deutlich zu machen.

Die meisten Menschen, die etwas „glauben", meinen damit, daß sie dieser oder jener Richtung einer geprägten „Religion" beistimmen könnten, weil ihnen die Art und Weise zusagt, in der sich eine „Lehre", ein „Dogma", ein Glaubenssatz gibt, ohne dabei an den sachlichen, philosophischen, verstandesmäßig geprägten Inhalt zu denken. So steht es besonders mit dem Begriff (oder „Wort" oder mit der „Bezeichnung Gott". „Gott ist in allem und jedem, —" diesen Satz nimmt fast jeder ohne weiteres hin, ohne dabei zu bedenken, daß er im eigentlichen Lehrsinne nicht christlich ist. Aber dieser Satz spricht besonders das germanische Gefühl in uns an, weil er aussagt (im Grunde und genau genommen), daß „Gott" „in uns ist".

Aber schon die Untersuchung der Sätze des Meisters Ekkehart im 2. Bande hat gezeigt, daß die Kirche auf einen ähnlichen Satz des „Gott-in-uns" mit der Antwort reagiert hat, daß Gott über allem und außer allem sei, aber nicht „im" Menschen. Denn „der Mensch ist böse von Jugend auf" — das ist christlich, weil der Sündenfall im Paradies uns zur Sündhaftigkeit vorherbestimmt hat und nur die Gnade Gottes uns erlösen kann, — „ohne all Verdienst und Würdigkeit". Und deshalb ist das Gefühl „Gott ist in uns" schon eine deutsch-germanische Ketzerei. Ich hoffe, damit klar gemacht zu haben, daß das Glaubensgefühl (dieser

Gott-in-uns Satz — entspreche unserer Religion) im germanischen Artsinne richtig ist, im christlichen Lehrsinne aber falsch. Und so steht es mit fast allen Begriffen des Christentums, die im Laufe der nach-reformatorischen Jahrhunderte aufgeweicht, ihres altchristlichen Inhalts entkleidet und so teilweise „germanisiert" worden sind. Aber, was nicht zu vergessen ist: die Macht der Kirche ist dabei geblieben. Und, schlimmer als das: was Christen als christlich zu „glauben" vermeinen, hat mit wahrem biblischen Christentum nicht mehr viel zu tun. Und noch schlimmer ist, daß sich der Christ selber betrügt, indem er etwas als christlichen Glauben ausgibt (und vertritt), das gar kein echtes Christentum mehr ist. —

Wenn wir diese Erkenntnis auf die Jugendbewegung und ihre geglaubten religiösen Gefühle anwenden, so müssen wir sagen, daß die ausgesprochenen — auch dichterischen — Formulierungen (z.B. „ein Mensch, ein Gott, und beides ganz" Gauger) absolut unchristlich sind. Und so geht es fast jedem Begriff und Wort, jeder Wendung dichterischen Ausdrucks in der Jugendbewegung: sie sind alle nicht mehr voll-christlich zu nennen: ein neues Lebensgefühl hat sie hinweggefegt und zur heidnischen Seite hinübergeworfen. So ist die Jugendbewegung in ihren reinen Formen bereits eine Bewegung heidnischen Lebensgefühls. Dies tritt besonders in der Prägung des schönen Leibes, des edlen Körpers und in der Bejahung des Geschlechtserlebnisses als einer Höchstform seelischer Steigerung hervor. (Siehe Alverdes' Novelle: Die Begegnung.)

## XVI. Kapitel

### Religiöse Neubewegungen von 1907—1913

268.

### Ludwig Fahrenkrog und Otto Sigfr. Reuter

Nietzsches Werke, Eugen Dühring, Artur Drews und die Jugendbewegung waren nicht ohne Einfluß auf den „Zeitgeist" geblieben. Seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts regte sich die Kraft eigenen Denkens im deutschen Volke und auch in den anderen Artvölkern (Holland, England, Norwegen (Hamsun), Schweden und Dänemark) wie am Beginn eines neuen Lebens. Zwar vollzogen sich diese Wandlungen zu einem freieren Geiste hin noch in einer gefestigten christlich-nationalen „Gesellschaft", und gewisse sozialistische Töne einer revolutionären politischen Gesinnung tauchten am Horizont auf. Aber im allgemeinen war die Zeit von 1900—1914 eine Zeit soliden Bürgertums, gefestigter (wenn auch manchmal nur konventioneller) Gesittung und unbezweifelt nationaler Haltung, in der die linken Bestrebungen noch als fast unüblich und außerhalb der rechten Ordnung galten. Alle freieren Klänge waren noch verdächtig, Außenseiter der Gesellschaft gleichsam, und so wurden sie auch von der älteren Generation betrachtet. Dies gilt sowohl für die politisch-sozialdemokratischen Bestrebungen wie für die deutsche Jugendbewegung, wie auch im besonderen Maße für neue religiöse Gruppen, die sich entweder als volklich-artlich orientierten oder aber am sozialistisch-Menschlichen (Allgemein-Menschheitlichen).

So erschienen die neuen völkisch-religiösen Anfänge durchaus im Lichte des Ungewöhnlichen und fast Unerlaubten, führten sie doch von der christlichen Kirche und dem alten scheinbar festgefügten Glauben fort in eine andere religiöse Welt, die zunächst nicht nur als ungewöhnlich erschien, sondern auch als absonderlich und abseitig, wenn nicht gar verworfen und außerhalb der guten bürgerlichen Sitten der normalen Kirchgänger jener Zeit.– Es fing an mit der Bezeichnung „Deutsch-religiöse Gemeinschaft". Zwei Persönlichkeiten waren es, die einem neugefühlten inneren Erlebnis in der Folgezeit Ausdruck gaben, Ludwig Fahrenkrog und Otto Siegfried Reuter. Beide waren Niederdeutsche, der eine aus einer Handwerkerfamilie Holsteins, der andere aus

dem niedersächsischen Bereich um Bremen stammend. Beides ausgeprägte eigenständische Naturen, beide schöpferisch in künstlerisch-philosophischer oder wissenschaftlicher Richtung. Fahrenkrog war der Führende in religiöser Beziehung, Otto Sigfried Reuter der mehr nachdenkliche Verarbeiter angenommener Standpunkte und Entscheidungen. Wieweit der später eingeschlagene Kurs schon in beiden vorangelegt war, ist schwer zu bestimmen. Reuter fühlte sich wohl als typischer Niederdeutscher stärker der engeren Heimat verbunden, und Fahrenkrog war, seinem ganzen Wesen als künstlerischer Mensch nach — mehr auf das Gesamtmenschliche des germanischen Raumes eingestellt, zudem als philosophischer Charakter über das Nur-Deutsche hinausschauend und die gemeinsame Art von vornherein als religiöse Grundlage einer Erneuerung erkennend.

Das spätere Werk Otto Siegfried Reuters „Germanische Himmelskunde" zeigt jedoch einen weitreichenden Geist und eine tiefbohrende Erkenntnis der Bewunderung erregenden Ahnenkraft unserer nordischen Stammes-Art auf, welche in der Erforschung des Weltalls und dem Gang der Himmelskörper Leistungen geschaffen hat, die den großen Astronomen und Physikern Kepler und Galiliei ebenbürtig zur Seite stehen; ja die umsomehr zu bewundern und anzuerkennen sind, als sie in die Urzeiten der Jungsteinzeit zurückgehen und schon ein richtigeres und tieferes Weltbild ahnen ließen, als es das ganze Mittelalter zustande brachte.

Hier waren also zwei Persönlichkeiten unseres Volkes von erstem Range am Werk, um etwas Neues auf dem schwierigsten und gefährlichsten Gebiete zu schaffen, das es im „gesellschaftlichen" und staatlichen Leben gibt, nämlich auf dem der ins Letzte des Menschlichen reichenden Glaubensrichte eines neuen Zeitalters.

269.

## Grundsätzliche Schwierigkeit religiöser Neubegründung

Alles tief- und echt-Religiöse stammt aus dem Gefühl. Man kann nicht etwas schaffen (und „machen") wollen, wovon man nicht weiß, worauf es beruht, wieweit es reicht und was es eigentlich bewirken soll. Nur dieses Letztere wurde undeutlich, in seinen Umrissen unscharf und in seinen Inhalten unbestimmt, gefühlt und geahnt. Man wollte etwas schaffen und für etwas leben, das den Deutschen mit echtem inneren Glück, mit einer echten Ge-

wißheit erfüllt, daß dieser Glaube ganz deutsch, ganz dem Innersten entsprechend sein müßte, daß er Deutschtum zugleich und Glaube im höchsten Sinne beinhaltete. Dieses war ungefähr der Ausgangspunkt der religiösen Gefühle, Empfindungen und Gedanken, Pläne und Vorhaben beider Männer. Ähnliches hatte sich natürlich in dieser Zeit schon in vielen Menschen gerührt, auch in solchen der artverwandten Völker. Aber in Deutschland (— „des Erdteils Herz" — nach Stefan George) kamen diese Gefühle am deutlichsten als eine Aufgabe zum Bewußtsen. Aber was, welchen Anfang sollte man in der Wort-Begriffs- und Ideenbildung machen? Wo war der Ansatzpunkt einer neuen Formulierung des empfundenen Religiösen? Was wollte und durfte man aussagen, um andere Menschen für diese Idee zu gewinnen? Hier also lag die eigentliche Schwierigkeit des Anfangs begründet. Und hier mußte, statt des Gefühls, das Bewußtsein arbeiten und entscheiden, und außerdem mußte der Sprachausdruck irgendwie diesem Gefühl und Bewußtsein angemessen und für andere verständlich sein. Man sieht wohl an dieser theoretischen Auseinandersetzung, daß „Religionsgründung" keine einfache Sache und kaum die Sache eines Augenblicks ist und möglicherweise gar nicht von einem Einzelnen bewirkt, gestaltet, klargemacht und in seiner Gänze erfaßt und bewältigt werden kann.

Und so hat es in Wirklichkeit fast dreißig Jahre gedauert, bis aus dem Gefühlten ein Gesagtes und aus dem Gesagten ein klares Bewußtsein des Notwendigen geschaffen werden konnte, ein Prozeß, der vielleicht nie ganz abgeschlossen werden kann; der aber, was die Neue Glaubensbewegung anbetraf, in der Hauptsache mit dem Jahre 1932 zu 1933 beendet und vollendet wurde. Deshalb ist aber der Anfang dieser Sprach- und Bewußtwerdung nicht minder wichtig. Im Gegenteil: jedes ausgedrückte und „formulierte" Wort mußte nachhaltig wirksam werden und den Vorgang der Klärung entweder fördern oder hemmen. Und deshalb war es auch ein großes Glück, eine Gnade, ein Geschenk des Schicksals, daß ein Mann, eine Persönlichkeit von hohem Maße, ein schaffender Künstler von unbestreitbarem Range der erste war — und der überragendste —, welcher die ersten Formulierungen aus seiner persönlichen Schöpfungskraft und Gemütstiefe schuf. Die erste war: „GOTT IN UNS". Dies ist der Ausgangspunkt aller nichtchristlichen Aussagen über das Göttliche. Alles, was wir über das Göttliche fühlen, geht von unserem Gefühl aus, — und von keiner anderen und ichfremden Offenbarung. Dies war der germanische Ansatzpunkt von Ludwig Fahrenkrog. Denn für jeden Nordmenschen gilt dieser Satz, daß das Göttliche in uns sein muß: sonst könnte

es gar nicht als solches empfunden werden. Damit aber war jede Fremd-Offenbarung gebrochen, als für uns unverbindlich, als fremdartig und als von außen gefordert: daher aber für unser Inneres nicht maßgebend.

Diesem Satz von Ludwig Fahrenkrog folgte bald — mit Notwendigkeit der zweite: Das SITTLICHE GESETZ IN UNS. Wenn das Göttliche als Richte unseres Denkens, Fühlens und Handelns in uns ist, muß auch das sittliche Gesetz, das für uns gilt, in uns zu finden sein und von uns geschaffen sein, dem Göttlichen in uns.

Über den dritten Punkt Fahrenkrogs ist noch weiter zu sprechen; er heißt: Die Selbsterlösung durch uns, – oder besser: die Selbsterfüllung.

270.

## Selbsterlösung oder Selbsterfüllung

Zum echt-Religiösen gehört außer dem vorauszusetzenden inneren Gefühl letzter Verbundenheit auch klares Denken. Gefühl allein genügt nicht, um Wortformulierungen zu durchschauen, ihren Sinn zu erkennen und ihre Grenzen zu bestimmen. Der Deutsche neigt dazu, das Religiöse als ein unbestimmtes Gebiet der Wünsche, Träume und Halbwirklichkeiten zu betrachten und sich der Verantwortung vor klaren Begriffen zu entziehen. Wer aber überhaupt Anspruch auf religiöse Aussage machen will, muß sich der Pflicht unterziehen, so klar wie möglich auszudrücken, was er meint, wie es irgend mit sprachlichen und logischen Mitteln geht.

Daher ist die genaue Wort- und Begriffsuntersuchung einer sprachlich-religiösen Aussage absolut notwendig und kann allein Klarheit und Verantwortlichkeit gegenüber einem Lehrsatz oder einer Wortbildung schaffen. Und zwar kann man das durchaus in guter deutscher Sprache tun, man braucht hier keine verschwommenen und begrifflich unscharfen Fremdwörter einzuführen. Ich bemühe mich daher, die obigen Begriffe ihrem religiösen Sinngehalt nach deutlich zu machen und eindeutig zu unterscheiden.

Das Wort Selbsterlösung, das Fahrenkrog zuerst fand, setzt voraus, daß unsere Menschenart (der „nordische Menschentyp") etwas braucht, von dem er „erlöst" werden will. Also etwa von einem „Schuldgefühl" als Mensch oder von einer Sünde, die er

begangen hat, oder unter der er von Geburt an leidet. (Erbsünde!) Dies aber ist nicht der Fall. Der Mensch Unserer Art hat kein eingeborenes Schuldgefühl. Er fühlt sich nicht — von Anfang an oder gar durch seine Geburt — als „sündig". Sondern er fühlt sich frei von der „Erbsünde", wenn ihm jemals dieser Begriff in sein Bewußtsein gekommen sein sollte. Er fühlt sich zwar nicht als „fehlerfrei" oder als vollkommen, aber er weiß sich als ein Wesen, das bereit ist, an sich zu arbeiten, seine Schwächen auszugleichen und ein ordentliches „Gott" — und Menschen wohlgefälliges Leben zu führen.

Mit einem Wort: der Mensch Unserer Art, der „nordische" Mensch, braucht den Begriff der „Erlösung" nicht, denn wovon sollten wir „erlöst" werden? Wir wollen nicht „herausgelöst" sein aus Stamm und Volk, Heimat und Vaterland, sondern wir sind „hereingebunden", schicksalbestimmt und „gott-gewollt"— wenn man so will — in unsere leibliche und seelische Beschaffenheit und haben nur einen Sinn und eine Aufgabe in unserem Leben, die Gaben die uns Natur, Erbe und Schicksal gegeben hat, (Elternhaus und Ahnenreihe!) auszuwirken, zu erfüllen und zu vollenden in einem wertvollen Leben, wertvoll für sich und die Seinen und wertvoll für die Nächsten im eigenen Volke. Die innere Entwicklung, welche Fahrenkrog im Ringen um diese Begriffe durchmachte, dauerte viele Jahre. Wenn man den äußeren Festsetzungen und Änderungen in seiner sprachlichen Aussage folgt, können es zwanzig bis dreißig Jahre gewesen sein, bis der Künstler und Philosoph, der Sprachgestalter und Schöpfer Fahrenkrog zu der endlichen Formulierung kam, daß es „SELBSTERFÜLLUNG" heißen müsse und nicht mehr Selbsterlösung. Damit war auch der letzte Rest christlicher Wortgebung aus Fahrenkrogs religiöser Sprachgebung beseitigt worden; und diese Form gilt für uns heute und ist ein fester und sicherer Bestandteil jedes nordisch-religiösen oder „artgläubigen" Bekenntnisses geworden.

Um diese Dinge, die sprachliche Gestaltung eines verbindlichen Bekenntnisses, ging es im Ringen der Deutschreligiösen Gemeinschaft. Hieraus in der Hauptsache — neben kleinen äußerlichen und persönlichkeitsbedingten Unterschieden — entstand die Trennung der „Deutschgläubigen Gemeinschaft" von dem Kreise Fahrenkrogs, der sich dann GERMANISCHE GLAUBENS-GEMEINSCHAFT nannte. Wir erkennen heute klar, daß dieser Weg der richtige, weitere und die Zukunft tiefer umfassende ist, denn unsere Religion betrifft die Artseele aller zum Norden gehörigen Völker, die gleichen Blutes und Erbes mit uns sind. Daher nennen wir sie auch die Artvölker germanischer Herkunft.

## 271.

### Trennung auf Zeit

Die Deutschreligiöse Gemeinschaft schied sich bald an der größeren Klarheit von Ludwig Fahrenkrog. Sie kam nicht nur hinsichtlich des Namens zum Ausdruck, sondern auch hinsichtlich eines anderen wichtigen Punktes, der eine religiöse Entscheidung notwendig machte. Es war die Frage, ob man in dieser neugläubigen Bewegung überhaupt inhaltliche Sätze aufstellen sollte, die das eigentliche Gebiet des Glaubens abgrenzten gegenüber den christlichen Bekenntnissen. Denn zu einer religiösen Bewegung und Gemeinschaft gehörte doch wohl irgendein Wort, ein Satz, eine Erklärung, was man eigentlich religiös vertrat und wollte. Der Begriff „deutsch-religiös" war so unscharf, so unbestimmt, daß man „deutschreligiös" auch sein konnte, wenn man Christ war. Man konnte ja das Christentum so nach seinem Geschmack ummodeln, daß es als „deutsch" empfunden wurde. (Wie es die „Deutschen Christen" später versuchten.) Hier schuf Fahrenkrog die zweite Klarheit mit seinem Satz „Gott in uns". Damit war gesagt, daß unser Glaube nicht an ein fremdes Buch, nicht an eine fremde (die christliche) L e h r e, gebunden sein konnte, sondern daß er ganz allein in uns beruht und daher auch aus uns heraus zu gestalten war. Fahrenkrog beschritt also den Weg der „inhaltlichen Aussage" dessen, was UNSER GLAUBE ist. Die Deutschreligiöse Gemeinschaft trennte sich auch religiös damit von Fahrenkrog, daß sie sich zu keiner Aussage über das Religiöse, den religiösen Inhalt, entscheiden konnte. Ihr Grundsatz war und blieb bis jetzt „Lehre und Brauchtum sind frei". Damit aber konnte praktisch jeder glauben und tun, was er wollte, wenn er sich nur auf sein „eingeborenes Deutschtum" berief. Was das aber religiös bedeuten sollte, konnte und wollte ebenfalls keiner sagen. Und so mußte Fahrenkrog den weiteren Weg gehen, auszudrücken, was „germanischgläubig" sei. Er nannte daher seine Bewegung GERMANISCHE GLAUBENS-GEMEINSCHAFT (GGG). Die endgültige Trennung erfolgte in der Zeit von 1911—1913, und seitdem gingen beide Gemeinschaften ihre eigenen, getrennten Wege. (Zum Schaden der artgebundenen religiösen Gesamtbewegung im deutschen Volke.)

In der Grundsatz-Erklärung der Deutschgläubigen Gemeinschaft (DG), wie sich nun der andere Teil der Bewegung nannte, taucht ein weiterer Begriff auf, der hier kurz beleuchtet werden soll. Es ist der des „Brauchtums". Dieses deutsche und sehr gute Wort ist damals an Stelle des Fremdwortes „Kult", welches das

Christentum benutzte, geschaffen, bezw. so eingeführt worden, daß es seitdem Allgemeingut — auch für religiöse Dinge geworden ist. Auch das „Brauchtum" sollte in der Deutschgläubigen Gemeinschaft „frei" sein. Was sollte das bedeuten? Es enthält ein Richtiges und ein Falsches in sich. Richtig im germanisch-deutschen Sinne ist die Nicht-Festlegung der Gebräuche und Formen, Handlungen und Spruchsätze bei besonderen religiösen Anlässen, wie Taufe (wir sagen: Namensweihe) Hochzeit, Jugendfestigung (Kirche sagt: Konfirmation), Beerdigung (Totenleite) und anderen Feierlichkeiten, die Glaubens- und Lebenskreis-Charakter tragen.

Zugleich aber ist es widersinnig, keine Anhaltspunkte für die Gestaltung solcher Feiern des Lebenskreises zu geben; keine allgemeinen Richtlinien des Brauchtums zu empfehlen, welche den Einzelnen oder die Familie veranlassen würden, sich bei diesen Gelegenheiten zu ihrem deutschen (oder „germanischen") Glauben zu bekennen. Denn solche Feiern üben einen großen weitwirkenden Einfluß auf Zuhörer und Teilnehmer aus und zeigen, daß man in unserem artgläubigen Geist vieles schöner, feierlicher, angemessener ausdrücken kann als im christlichen Kult-Gebrauch. Darauf zu verzichten, gemeinsame Feierformen (nicht dogmatischer) Art zu schaffen, heißt, sich eines Gemüt und Seele befreienden und erschütternden Erlebnisses zu begeben, das uns hinführt zu den inneren Inhalten unserer volklichen Lebensgestaltung. Der Satz ist also in seinem vollen Umfang täuschend und erfüllt nicht die Bedingungen einer religiösen Gemeinschaft ernsthafter Durchdringung aller Lebensgebiete mit unserem religiösen Geist. Auch hier blieb die DG hinter den Anforderungen zurück, die eine neue Glaubensrichtung vor Volk und Art erfüllen und ausschöpfen muß.

### 272.

### Anfang eines neuen Glaubensweges

Wir dürfen aber über den Unstimmigkeiten beider Gruppen das eine nicht vergessen, daß hier und jetzt ein neuer Weg begonnen wurde; ein wirklicher Glaubensweg zu einer neuen Religion hin, die im Werden war. Gläubigkeit ist das Gefühl, w i e man einem formulierten Glauben gegenüber steht und sich verhält. Glaube ist das Wissen (die Gefühlsgewißheit), daß man diesen und jenen Grundsatz, diese und jene Lehre innerlich annehmen und äußerlich vertreten kann. Glaube ist also die bindende Hal-

tung an eine religiöse Aussage über Mensch, Welt und Leben, Sittlichkeit und Pflichtgesinnung, welche aus einer geprägten „Lehre" hervorgeht. Dies erst ist die volle religiöse Bindung, nach der im Grunde jeder tieferdenkende Mensch verlangt. Der Leichtherzigere und Oberflächlichere aber will sich nicht binden, weil dies als zu viel verlangt von ihm empfunden wird. Nur der volklich und artlich Schaffende, der Verantwortung zu tragen bereit ist, will sich wirklich an seinen Glauben „binden", und dazu braucht er eine klare, deutliche „Lehre", eine Aussage formulierter Art über das, was er soll und muß, was sittlich für ihn (und unsere Gesamtart) ist und was er zu vermeiden hat. Erst dies ist Religion; alles andere ist eine Spielerei mit „Möglichkeiten" und „Vorlieben", aber keine ernsthafte männliche oder vollweibliche Haltung den letzten Dingen des Lebens gegenüber. Schließlich kommt noch ein weiteres hinzu, das unbedingte Beachtung verlangt und das zu denselben Folgerungen führt, wie die persönliche, sittliche und religiöse Verpflichtung des Einzelnen. — Es ist die Tatsache unserer Lebenswirklichkeit, daß wir in einer Welt stehen, deren Religions-Arten uns fremd und feindlich sind. Und in dieser Welt der religiös-feindlichen Wirklichkeit müssen wir fähig und bereit sein, uns jederzeit mit den fremden Argumenten, Scheinbeweisen und Behauptungen auseinanderzusetzen. Können wir das nicht, dann sind wir von vornherein verloren.

Jede der fremden Religionsarten, ob Christentum, Islam oder mosaischer Glaube, ob die Ersatz-Religion des Kommunismus oder die Fremd-Weltanschauungen des Buddhismus oder der Freimaurerischen Humanitätslehre, — jede dieser Formen hat ihre eigene Philosophie und Begründung. Diese muß logisch, mit den Mitteln des Geistes, der Vernunft und des Verstandes nachgeprüft und von unserem Standpunkt aus widerlegt werden. Hierzu braucht man eigene Lehre, eigene Weltanschauung, eigene Philosophie und Sittenlehre und auch eine eigene Art-Seelen-Kunde, welche von unseren, und nicht von fremden Voraussetzungen ausgeht. Daher ist religiöse Lehre notwendig, denn Religion ist — in diesem Sinne — nicht „Privatsache", sondern im höchsten Grade Volks- und Art-Sache, da sie das ganze Gebiet des Lebens geistig, moralisch und praktisch zu gestalten beabsichtigt und berufen ist.

Und hier sei daher noch ein Letztes zu diesem Thema gesagt: Wenn man einen Glauben auf die „eingeborene Seele" gründet, so weiß heute jeder, daß nicht das Volk die Grenze zu einem Glauben bilden kann und darf, sondern allein die Art. Denn

sie ist es, die uns allen gemeinsam ist, die ARTSEELE, weil sie das gemeinsame innere Band ist, welches uns in Haltung und Denkform verbindet. Es gibt also unter diesem Gesichtspunkt keinen „deutschen Glauben" allein. Denn sonst gäbe es ebensogut einen schweizerischen, französischen, holländischen, luxemburgischen, sondern es gibt nur einen gemeinsamen Glauben „Unserer Art"; wir nennen ihn den nordischen oder, noch besser, weil umfassender den ARTGLAUBEN. Daher muß auch unser Bestreben allein sein, diesen Gesamtglauben zum Ziel unseres Wirkens zu machen. Die Aufgabe ist klar: Alle Menschen Unserer Herkunft (d. h. gemein-nordischer oder germanischer Herkunft) zu diesem Glauben hinzuführen, der unser aller Urglaube und Zukunftsglaube zugleich ist. Dies ist der Weg einer gemeinsamen großen Bewegung, der wir vom Gewissen her, vom ARTGEWISSEN, verpflichtet sind. Nur ein im Glauben geeintes Europa kann die Zukunft bestehen.

## Zwischenkapitel XVI-A.

273.

### Der frühe Rainer Maria Rilke

Der Dichter Rainer Maria Rilke (1875—1926) stand in den volklich-gebundenen Kreisen bisher nicht in hohem Ansehen. Er war dort fast nicht bekannt. Sein sehr nach innen gewandtes Wesen, seine „Übersinnlichkeit", seine mit dem östlichen Gefühlsraum verbundene Seele schien dem „nationalen" Menschen nichts zu bieten. Er wurde dort einfach nicht verstanden. Jedoch hat er neben Stefan George wohl den stärksten Einfluß auf die deutsche Jugend der Zeit von 1910—1930 ausgeübt. Seine Wirkung ist auch heute nicht abgeschlossen. Das liegt daran, daß er als Wort- und Sinngestalter überragend ist, wenn auch seine von seinem Innersten her geprägte Seele tiefsinnig, zeitabgewandt und östlich mystisch gebildet ist. Ihn aus der Selbstbildung des europäischen Menschen herauszulassen, ihn zu übersehen, ihn geistig nicht aufzunehmen und innerlich zu verarbeiten, wäre eine Unterlassung, die uns verarmt.

Und besonders in religiöser Hinsicht, um deren Tiefengründe und Wirkungsformen es in diesem Buche geht, müssen wir ihm die höchste Beachtung zollen, denn er ist einer der Gestalter letzter religiöser Entscheidungen, an denen unsere Zeit Anteil hat und von denen unsere Zukunft, die Europas und Deutschlands, z e h r t und nach dem das Kommende gewertet und gewogen wird. Und so stelle ich Rilke als religiösen Dichter dar, der uns unendlich viel zu sagen hat und der unsere Betrachtung schrittweise zu dem hinführt, wo die entscheidenden religiösen Fragen aufspringen und in unsere heutige und künftige Lebensform „eingearbeitet", aufgenommen und ganz verwertet werden müssen. Rilke ist der Gegenpol Stefan Georges, im tiefsten auf ein Überirdisches oder, sagen wir besser: Innen-Irdisches gerichtet, das aber ebenso gestaltend und bannend wirken kann — im empfänglichen Menschen —, wie ein klares philosophisches und volkliches Programm.

Rilke ist in Prag geboren, Deutschböhme mit starkem slavischen Einschlag, der in seinem dichterischen Werke zwingend zum Ausdruck kommt. Das Verinnerlichende, die reine Gemüts- und Gefühlsbestimmtheit bricht durch alle Außenschalen der Er-

ziehung und „Bildung", also der „Umwelt" hindurch und bannt ihn in das Verhängnis der „reinen" Seele, der die Äußerlichkeiten des Lebens zweitrangig werden und die eigene Existenz als Lebewesen gleichgültig, da es in anderen Bereichen wohnt als denen des Tages und der Zivilisation. Wir müssen auch diese Stimmen hören, und nicht nur die der Gestaltung der Außenwelt; sonst verlieren wir die Verbindung zu unseren Volksgefährten des Ostens, die viel von diesem Wesen in sich tragen, und auch zu uns, unserer Art und unserem Inneren gehören. Deshalb ist Rilke der Dichter europäischer Vertiefung, wie George der Dichter der Menschen- und Volksgestaltung ist, aber auch hier von einem ganz tiefen und letzten germanisch-europäischen Welt-Bild aus.

1.

Ich lebe grad, da das Jahrhundert geht.
Man fühlt den Wind von einem großen Blatt,
Das Gott und ich und Du beschrieben hat
Und das sich hoch in fremden Händen dreht.
Man fühlt den Glanz von einer neuen Seite,
Auf der noch alles werden kann.
Die stillen Kräfte prüfen ihre Breite
Und sehn einander dunkel an.

So steht es in dem STUNDEN-BUCH (1899/1903), das als eines der wesentlichsten Werke religiöser Schau unseres Jahrhunderts gelten kann. Und am Anfang dieses Büchleins (100 Seiten reine Dichtung!) steht das Folgende, welches wie ein „Programm" vorgesetzt ist:

2.

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
Die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
Aber versuchen will ich ihn.
Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
Und ich kreise jahrtausendelang;
Und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
Oder ein großer Gesang.

Doch wie ich mich auch in mich selber neige:
Mein Gott ist dunkel und wie ein Gewebe
Von hundert Wurzeln, welche schweigsam trinken.
Nur, daß ich mich aus seiner Wärme hebe,
Mehr weiß ich nicht, weil alle meine Zweige
Tief unten ruhn und nur im Winde winken.

Selten ist vorher in der europäischen Dichtung das Suchen Gottes, eines anderen, neuen Gottesbildes, so erschütternd tief und innerlich wortgestaltet worden. Es kündet gleichsam eine neue Epoche menschlich-religiöser Wirklichkeit an und rührt unsere Erinnerung an Meister Ekkehart und den Mystiker Tauler auf. Fünfhundert Jahre sind übersprungen, und wieder wird das alte, gealterte Christentum in Frage gestellt, vom gleichen germanischen Geiste, der es schon vor und im Mittelalter erneuern oder verwerfen wollte. Nach Nietzsche beginnt Rilke mit dem Bau einer neuen Innerlichkeit in religiösen Dingen. George wird sie vollenden.

274.

## Was ist die Welt?

Jeder religiöse Mensch muß sich und seine Zeit fragen, — „was für ihn die Welt sei". Was ihr Zusammenhang (oder „Nicht-Zusammenhang") sei. Oder man kann die Frage auch so stellen: „Was das Leben an sich sei"? Was es für einen bedeute? Welchen Sinn es habe, wozu man überhaupt lebe, welche inneren Gesetze man anerkenne und woraus diese stammen, aus einem fremden Befehl (Hetero-Ethik) oder aus dem Gewissensbefehl? Und was ist dann „das Gewissen"? Wer ist unser innerer Gesetzgeber, wir selbst oder ein konstruiertes fremdes Wesen im All oder auf der Erde? Alle diese Fragen umschließen das „Religiöse". Hierauf muß sich jeder eine eigene Antwort geben. Wir wissen, daß das nicht „jeder" kann. Wer tritt dann für ihn ein? Wer ist dann sein innerer Gesetzgeber?

Wir sehen also, daß die Fülle der „religiösen" Fragen überwältigend ist und daß von ihrer Beantwortung Wohl und Wehe des Einzelnen — und auch seines Volkes — abhängt. Nur derjenige kann als „religiöser Mensch" bezeichnet werden, der sich darüber eigene Gedanken macht und der in dieser Hinsicht eigene Entscheidungen trifft. Diese Tatsache beleuchtet zugleich die bestehende Wirklichkeit, daß es nur — verhältnismäßig — wenige sein werden, welche hier nachdenken, welchen dies ein ernsthaftes Problem ist, welche über den Tag und seine Kleinheiten hinausschauen können und welche schließlich zu einem zusammenhängenden „Weltbild" in religiöser (oder philosophischer) Beziehung durchdringen und es sich zum eigenen Gesetz machen.

Rilke stellt diese Fragen alle. Er versucht, als Dichter und Tiefen-Schauer für sich Lösungen zu finden. Er nimmt dabei folgerichtig auch Stellung zu Leben und Welt, zu „Gott" und „Menschheit", beides Begriffe, die immerzu gebraucht werden und deren Sinngehalt und Verständnismöglichkeit doch so umfassend und weitgehend ist, daß tausend verschiedene Antworten für beides möglich erscheinen. Welches die Antwort ist, die Rilke gibt, wollen wir in Folgendem sehen.

Der Dichter, ursprünglich Katholik, fragt zuerst, was die Verkörperung der Heiligen Kirche, Rom, sei:

3.

W a s i s t R o m ?
Es zerfällt.
Was ist die Welt?
Sie wird zerschlagen,
Eh deine Türme Kuppeln tragen,
Eh aus Welten von Mosaik
Deine strahlende Stirne stieg;
Aber manchmal im Traum
Kann ich deinen Raum überschaun,
Tief vom Beginne
Bis zu des Daches goldnem Grate.
Und ich seh: meine Sinne
Bilden und baun die letzten Zierate.

Daraus, daß einer dich einmal gewollt hat,
Weiß ich, daß wir dich wollen dürfen.
Wenn wir auch alle Tiefen verwürfen:
Wenn ein Gebirge Gold hat
Und keiner es mehr ergraben mag,
Trägt es einmal der Fluß zutag,
Der in die Stille der Steine greift,
Der vollen.
Auch wenn wir nicht wollen:
Gott r e i f t.

Iist dies eine V i s i o n? Oder ist es schon Wirklichkeit? Leben wir schon in einer Welt, die zerfällt? I s t Rom schon zerschlagen? Diese Zeilen sind vor 75 Jahren geschrieben worden. Des Dichters Frage geht auf das H e r z der Dinge, nicht auf die Außenseite, die immer trügt. Er fragt, ob der innere Kern unserer „Kultur", auf deutsch: unserer „Gesittung", nämlich der Beschaffen-

heit als „heile Welt“, noch vorhanden ist. Er ahnte schon damals, daß die alten, früher antreibenden und gestaltenden Kräfte verbraucht sind, daß sie keine Kraft mehr ausstrahlen, daß sie nur noch gewohnheitsmäßig befolgt werden, ohne daß unsere Seele mit ihnen schwingt. — Das gilt für Rom als Sinnbild und Zentrum der christlichen Welt; aber das gilt auch für das ganze „Abendland“, das zwar nicht äußerlich, wie Spengler vielleicht meinte, das aber in seinen schaffenden Ursprungskräften ausgeschöpft ist hinsichtlich der Gestaltungsmöglichkeiten des christlichen Jahrtausends und der bis dahin maßgebenden Religion.

So ist Rilke auch ein weitschauender und tieffühlender Dichter, der zu den ganz Großen und das Innere gehenden Sprechern der Seele gehört. Seine besondere und seltsame, tiefsinnige und in Bildern sich ausdrückende Sprache leitet eine Verstehensmöglichkeit unserer Zeit ein, die bisher noch nicht östlich gerichtete Seite unserer Menschenart, die aber auch zu uns gehört und vielleicht unser tieferer Urgrund ist.

Der „Westen“, — bis tief nach Frankreich hineinreichend, — ist rationaler gesinnt, auch materieller, er schaut auf das Sichtbare, das „Außen“, während Rilke auf das „Innen“ schaut. Zwischen beiden, dem westlichen und östlichen Typ, liegt in der Mitte, symbolisch gesprochen, unsere Seele, unser Herz, die ARTSEELE, wie wir sie nennen, und sie hat an beiden Anteil, und sie nährt sich aus beiden Kräften, denen der Innerlichkeit und denen der äußeren Gestaltung. Und beides gehört zusammen, sonst könnten wir nicht Volk und Staat und Gesittung und Kultur daraus bauen. So ist uns Rilke der Verkörperer unseres östlichen Seelenanteils, wie Stefan George der Sprecher und S e h e r der Volks- und Art-Gestaltung ist, aber aus der gleichen Tiefe wie Rilke in seiner Art. Daß uns die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert diese beiden Größten beschert hat, ist ein Fanal, daß der Seelen- und Gestaltungsgrund unserer Menschenart noch nicht erschöpft ist.

## 275.

### Rilke als moderner Mystiker

Das Wort Mystik kommt vom griech. myein, sich abschließen. Es bedeutet, daß ein Mensch, der sich dieser Art von Schau, innerer Schau hingibt, seine Seele vor den äußeren Dingen des Tages und der Zeit abschließen muß, um in die Tiefe der Lebensfragen innerer Art zu gelangen. Wie die Mystiker des Mittel-

alters, die wir betrachtet haben, so muß auch der in einer „modernen“ Zeit lebende mystisch gesinnte Dichter sich ganz von den Äußerlichkeiten des Daseins trennen können und allein in seiner Seele, im Nachdenken und Nachsinnen, im inneren Schauen und sich Hingeben an die Innerweltlichkeit Erkenntnisse und Erfahrungen gewinnen, die dem Tagesmenschen meist verschlossen bleiben. Solche Fähigkeiten setzen eine Veranlagung voraus, die aus dem Erbe der Seele unserer Art stammt, die nicht erzwungen werden kann und die ein „Schicksal“ für den Betreffenden (oder Betroffenen) darstellt. Ein Schicksal, dem er nicht entrinnen kann. Wenn er aber sprachschöpferisch ist, dann kann er aus dieser Tiefe der inneren Schau ein Bild schaffen, welches auch den wachen und mit dem äußeren Leben ringenden Menschen vieles gibt, an Kraft und Erkenntnis, an letztem menschlichen Gefühl und an der Ahnung, daß unser Leben nicht nur das äußerliche ist, welches wir gezwungen sind zu führen, sondern daß es teil hat an den letzten menschlichen Bewegtheiten des Herzens und Gemütes. So ist Rilke ein Wegweiser zur Innerlichkeit im Rahmen unserer Menschenart, und er fügt damit der Dichtung und der Tiefen-Erkenntnis unseres europäischen Lebens ein Wesentliches hinzu.

**Gespräch mit „Gott“**

Wer seines Lebens viele Widersinne
Versöhnt und dankbar in ein Sinnbild faßt,
Der drängt die Lärmenden aus dem Palast,
Wird anders festlich, und Du bist der Gast,
Den er an sanften Abenden empfängt.
Du bist der zweite seiner Einsamkeit,
Die ruhige Mitte seinen Monologen;
Und jeder Kreis, um Dich gezogen,
Spannt ihm den Zirkel aus der Zeit.
Ich f ü h l e Dich. An meiner Sinne Saum
Beginnst Du zögernd, wie mit vielen Inseln,
Und Deinen Augen, welche niemals blinzeln,
Bin ich der Raum.
Du bist nicht mehr inmitten Deines Glanzes,
Wo alle Linien des Engeltanzes
Die Fernen Dir verbrauchen mit Musik, —
Du wohnst in Deinem allerletzten Haus.
Dein ganzer Himmel horcht in mich hinaus,
Weil ich mich sinnend Dir verschwieg.

(Stundenbuch, S. 15/16) Nehmen wir zur Erläuterung das frühere Wort „Gott r e i f t“ dazu.

Der Mensch steht hier nicht mehr dem Allgewaltigen Herrscher Gott über Leben und Tod, Verdammung und Gnade gegenüber, sondern dem Gott im eigenen Herzen, dem er Einlaß gewährt und mit dem er spricht.

Man sieht, daß dieses Mystik ist. Denn es ist dasselbe, was Meister Ekkehart ausgedrückt hat und weswegen er von der Kirche verdammt wurde. „Du bist der zweite seiner Einsamkeit", Gott kommt zu mir, und er wird aufgefordert, in meiner Seele zu mir zu sprechen. Er steht nicht mehr fern, — „inmitten Deines Glanzes" —, wo er unerreichbar ist, sondern er steht bereit in meiner Seele, wo ich mit ihr, mit i h m sprechen kann. Er ist ein Teil meiner Seele, der tiefste und reinste, und ich kann ihn anrufen, und er wird mir antworten!

Um zu ermessen, was diese mystischen Dichterworte bedeuten, im Zusammenhang mit unserer Zeit, müssen wir einen Augenblick anhalten und diese Haltung vergleichen mit den „Dichter"-Aussagen unserer Zeit, etwa eines Brecht. Hier bei Rilke sind wir in einer echten Dichterwelt, denn dieser soll uns doch das Tiefste unserer Zeit und das Tiefste über unserer Zeit hinaus vermitteln, aber nicht die Parolen der Politik oder Sozialwissenschaft oder der Soziologie und des Marxismus. Der Dichter ist ein „Verdichter" der Wirklichkeit; er muß also einen anderen Höhen- oder Tiefengrad des Menschlichen erreichen und ansprechen, um uns Bleibendes, Gültiges zu geben. Das kann allein der wahre und echte, der b e r u f e n e und auserwählte Schöpfer und Aussprecher der Tiefengeheimnisse des Lebens, der inneren Untergründe, die schöpferisch sind, aber nicht „zeitgemäß". Zeitgemäßheit bedeutet immer Oberflächlichkeit und Sich-Verlieren in Tagesdinge und Forderungen. Das können Literaten, Reporter und Zeitgrößen tun. Der Dichter hat Gültiges für lange Zeit oder für immer auszusagen. Sonst ist er ein „Zeitgenosse" und nicht mehr.

„Gott r e i f t". Dies ist nicht der christliche Gott, denn dieser ist „von Ewigkeit zu Ewigkeit", immer derselbe, angeblich wenigstens nach christlicher Lehre und kirchlichem Dogma. Der Gott in unserem Herzen aber reift nach unserem eigenen inneren Werdegang und wird, wenn des Dichters Seele ganz tief ist, ganz mit den Urwurzeln unserer Herkunft verbunden, ganz aus dem Urgewissen unserer Vergangenheit geformt ist, zur hellsten Klarheit und Wahrheit unvergänglicher Weisheit werden und uns alle mit der Gewißheit erfüllen, daß hier ein wahrhaft Berufener und Auserwählter für unser Schicksal und die Zukunft spricht. Und das gilt für Rainer Maria Rilke ebenso wie für Stefan George.

Wir zitieren daher noch einige Zeilen, welche die schöne wortgestaltende Tiefe des Dichters leuchtend machen können.

Sieh, Gott, es kommt ein Neuer an Dir bauen,
Der gestern noch ein Knabe war; von Frauen
Sind seine Hände noch zusammgefügt,
Zu einem Falten, welches halb schon lügt;
Denn seine Rechte will schon vor der Linken,
Um sich zu wehren oder um zu winken
Und um am Arm allein zu sein.
Denn nur dem Einsamen wird offenbart,
Und vielen Einsamen der gleichen Art
Wird mehr gegeben als dem schmalen Einen.
Denn jedem wird ein andrer Gott erscheinen,
Bis sie erkennen, nah am Weinen,
Daß durch ihr meilenweites Meinen,
Durch ihr Vernehmen und Verneinen
Verschieden nur in hundert Seinen
Ein Gott wie eine Welle geht.
Das ist das endlichste Gebet,
Das dann die Sehenden sich sagen:
Die Wurzel Gott hat Frucht getragen,
Geht hin, die Glocken zu zerschlagen;
Wir kommen zu den stillern Tagen,
In denen reif die Stunde steht.
Die Wurzel Gott hat Frucht getragen.
Seid ernst und seht!

Dies ist der „GOTT IN UNS", den Fahrenkrog fühlte und aussprach. Einer der größten Dichter unserer Zeit und des Jahrhunderts hat diesem Neuen Gott in uns den Weg bereitet.

## 275a.

## Vorläufige Schlußbemerkung zu R. M. Rilke

Wir gaben im vorigen Zwischenkapitel Stellen aus dem früheren Rilke, ohne damit die Bedeutung des Dichters erschöpfen zu wollen. Auch sind wir nicht auf die Art des Gottesbegriffes eingegangen, welche der junge Dichter hier bietet. Es ist der unbestimmte, allen offene Gott, der keine betont christliche Wesenheit zeigt. Man kann ihn ansprechen, aber es ist fraglich, ob er antwortet. Man kann seine Bitten vor ihm ausbreiten, aber zunächst s c h w e i g t er. Doch hofft der jüngere Rilke noch, daß er einmal Antwort geben wird.

Dieses Verhältnis zu „Gott, dem uralten Turm", wandelt sich bei Rilke unmerklich zu einer anderen Wesenheit, bis zu den Duineser Elegien, die wir später, fast zum Schlusse dieses Buches hin, betrachten und erläutern werden. Dort ist der Gott der Jugend ein anderer geworden, fern, fast unerreichbar, weil der Mensch Rilke inzwischen anderes, Tieferes, Grausameres erfahren hat. (Jeder Engel ist schrecklich.)

So erweist sich Rilke als tief religiöser Dichter, dem das ganze Welt- und Mensch-Geschehen fragwürdig wird. Es bleibt nichts übrig vom christlichen Gottesbild.

Wenn wir die Behandlung Rilkes hier unterbrechen, dann legen wir eine Zeitspanne von zwanzig Jahren ein; der Dichter ist 1926 gestorben, von feinsinnigen Frauen geleitet und getröstet, wie er denn überhaupt in seinem Werk das weibliche und frauliche Wesensgut des Herzens tief angesprochen und angerührt hat. Zum Tode vorherbestimmt, wie Kleist, Hölderlin und Nietzsche, gehört er zu den tragischen Erscheinungen des reinen Dichtertums, zu den großen Höhen unseres Menschentums überhaupt. Und nur aus dieser Höhe und Tiefe kann er verstanden werden. Sein Vermächtnis an uns aufzuzeichnen und richtig zu deuten, ist unsere Bemühung.

## XVII. Kapitel

### Der Erste Weltkrieg und seine seelischen Rückwirkungen

276.

Wir geben hier nicht eine Geschichte des Ersten Weltkrieges oder seiner Ursprünge und Probleme. Wir betrachten ihn nur unter dem Gesichtspunkt seiner seelischen Voraussetzungen und Wirkungen, und dies nur insoweit, als es uns Klarheit darüber verschaffen soll, was diese Tragödie im Rahmen der europäischen Entwicklung und im besonderen, in Hinblick auf die Volks- und Artverwandtschaft der beteiligten Nationen bedeutet hat.

Das Europa von 1914 war ein staatlich und national gegliedertes Gebilde sehr problematischer Art. Es ging in einer Beziehung zurück auf den Friedensschluß von Versailles 1871 und darüber hinaus auf die Abmachungen des Wiener Kongresses und der Folge-Entwicklungen, die aufgrund der Deutschen Nationalversammlung von 1848 eintraten.

Das Deutsche Reich hatte den alten Zankapfel Elsaß-Lothringen zurückgewonnen, hatte Frankreich gedemütigt und so den Konflikt mit dem Nachbarstaat offen gelassen, eine gärende Wunde im französischen Nationalbewußtsein, die nicht geschlossen worden war.

Der zweite, halbdeutsche Staat war Österreich-Ungarn, das als „Donau-Monarchie" viele fremde Volkstümer in sich vereinte, Madyaren, Serben, Kroaten, Tschechen und Italiener u. a. Volkssplitter und so kein deutscher Nationalstaat genannt werden konnte. Es war ein dynastisches Gebilde, das im wesentlichen durch die Interessengemeinschaft der Königshäuser mit Deutschland (und sonst noch mit Halb-Europa) verbunden war. Der deutsche Volksanteil hatte dort immer schwächere Wirkungsmöglichkeit gefunden, und ein Dichter jener Zeit sagt nicht zu Unrecht darüber „euer sterbensmüdes Österreich".

Unter unserem volklich und artlich bestimmten Grundsatz war es ein überalterter, mittelalterlicher Staat, in dem noch dazu der Katholizismus ein Hauptmoment bildete, und das nicht nur in religiöser Beziehung.

Die Krise trat ein, als der Erzherzog Ferdinand, vorbestimmter Thronfolger von Franz Joseph, durch Mörderhand in Serajewo erledigt wurde, um so einen deutschgerichteten Nachfolger unschädlich zu machen. Hier wurde die Tradition des politischen Mordes fortgesetzt, und man hat nur zu fragen: Wem zu Nutze — cui bono?, um die interessierten Mächte zu vermuten, welche hinter dem Täter Princip — so hieß er — steckten. Der Täter war als freimaurerisch beeinflußt festgestellt worden.

Österreich stellte ein Ultimatum, das abgelehnt wurde; das Deutsche Reich unter Führung des Kaisers Wilhelm II. stellte sich auf die Seite der österreichischen Monarchie, und die Folge war, daß Frankreich und England, in einem Bündnis verbunden, auf die Seite der Gegner traten, da sie ein Übergroßwerden der deutsch-österreichischen Machtstellung in Europa befürchteten und glaubten, sie könnten in einem Kriege die verlorenen Positionen von 1871 zurückgewinnen.

Der englisch-französischen Diplomatie gelang es außerdem, den schwachen russischen Zaren für ihr Bündnis zu gewinnen, und so war Deutschland-Österreich vor die Tatsache eines europäischen Krieges gestellt, in dem es zunächst zwei, später drei und vier Fronten gab, als Italien und Amerika zugunsten der Westmächte eingriffen.

Das Ende war trotz der ersten großen Siege vorauszusehen, da wir allein gegen eine Welt standen und die Chancen, je länger der Krieg dauerte, desto geringer wurden, da die Ernährung der Bevölkerung und die militärische Versorgung der Heeresmacht immer fragwürdiger wurde.

Wir Älteren haben diesen Krieg noch als junge Menschen erlebt. Haben Größe des nationalen Aufschwunges wie die bange Frage unserer Existenz als Familie und Volk mit- und durchempfunden und waren zum Schluß bestürzt, daß sich volks- und nationalfremde Interessen der Linken und Marxisten in den Vordergrund drängten und das Reich berauben und zerstückeln ließen. (Erfüllungspolitik!)

## 277.

## Das persönliche Erlebnis des Krieges

Um der jungen Generation von heute und den Älteren, die den ersten Weltkrieg nicht mehr miterlebt haben, einen Eindruck zu vermitteln, wie der junge Mensch von damals (1914, 13—17 Jahre alt) den Ausbruch und Fortgang und schließlich die Nie-

derlage Deutschlands selbst empfunden und miterlitten hat, möchte ich aus meiner genauen Erinnerung an diese Jahre (1918—24) den eigenen Eindruck darstellen, den Krieg und Kriegsende, Inflationszeit und innerpolitischer Kampf auf einen Normalvertreter der klein- bis mittelbürgerlichen Klasse gemacht haben. Dies wird vielleicht mehr als theoretisch-betrachtende Ausführungen den seelischen Einfluß anschaulich machen, welchem wir unterlagen und der uns und unser Leben stark geprägt hat.

Der Ausbruch des Krieges hat uns alle wie eine Glutwelle nationalen Empfindens ergriffen und überwältigt. Wir waren in der Schule „national" erzogen: das war eine Selbstverständlichkeit. Rote linke Meinungen kamen an uns überhaupt nicht heran. (Wenn man das „Klassen-Erziehung" im sozialdemokratischen Sinne nennen will, so kann man das tun. Man sollte dabei nur bedenken, daß es noch kein 1918 gegeben hatte und daß die Parole des Kaisers „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche" allgemeines Empfinden und Verhalten war, wenn auch die nach links gerichteten Bewegungen im Untergrund gleichsam vorhanden waren und agitierten.) Aber es gab wohl im Anfang des Krieges nur eine allgemeine Meinung: Wir seien im Recht, wir hielten die „Bündnistreue" zu Österreich als stammverwandtem Lande, und wir schützten nur unsern Besitzstand als Volk, wenn wir den Krieg gegen Frankreich führten. Ich setze dies in die indirekte Rede, um auszudrücken, daß es eine Annahme war, die auf bestimmten Erziehungs- und Allgemeingrundsätzen beruhte, die damals nicht näher nachgeprüft wurden. — Heute sieht diese Perspektive etwas anders aus: zwei so gründlich verlorene Kriege sind nicht mit einem vorgegebenen Gefühlsurteil angemessen zu rechtfertigen.

Diese Zurückhaltung in der Beurteilung des ersten Weltkrieges als eines politischen Ereignisses hat nichts damit zu tun, daß wir unsere Armee und die opferbereiten Soldaten unseres Volkes als echte Helden und Vorbilder unseres Lebens betrachten. Sie sind es noch heute für uns. Aber was kann der Soldat für die falsche Politik seiner Oberen, der jeweiligen Regierung und ihrer Minister?

Der Soldat gibt sich hin, setzt sich ein und tut seine heroische Pflicht. Der Ausgang eines Krieges macht seine Leistung und Tat darum nicht kleiner, wenn der Krieg verloren gegangen ist, durch wessen Schuld auch immer.

Wir standen als junge Menschen glühend und begeistert zu den Kriegstaten unserer Brüder oder Väter. Wir fühlten mit ihnen,

und wir bewunderten oder betrauerten sie, wenn sie fielen. Wir jubelten, wenn unsere Heere stürmisch vorwärts drängend den „Feind" warfen und bis vor die Tore von Paris verfolgten. (— Bis die große Wende kam. . .) Und auch dann waren wir eins mit allen nationalen Menschen, daß wir gewinnen müßten. So war der Krieg für uns eine schicksalsgegebene Sache, der wir standzuhalten hatten und die uns eines Tages auch auffordern würde, unsern Anteil an ihr zu leisten.

Aber auch der erste Weltkrieg war kein bleibender Siegesrausch und kein dauerndes nationales Begeistertsein. Er konnte es nicht bleiben. England und Rußland waren in den Krieg eingetreten, und die Drohung der Überwältigung durch eine ungeheure Übermacht stand vor uns auf, die schließlich jeder fühlte. Zum ersten Mal waren wir in einen Krieg von europäischem Ausmaß eingetreten, der uns viele Gegner, mehrere Fronten und die Umklammerung durch einen unbarmherzigen Feind vor Augen stellte, der den Krieg nicht nur gegen unser Heer, sondern ebenso und schlimmer gegen die ganze Bevölkerung führte. Der Hunger trat an alle Städter heran, und wer mehrere Kinder hatte, mußte um deren Gesundheit und Unverletztheit bangen. Unsere Mütter fuhren aufs Land, um etwas Eßbares zu besorgen. Wenn es drei oder viermal Kohlrüben im Winter 1916 zu 17 gab, ohne Fleisch und Brühe, mit kargen Kartoffeln darin, so war das schon ein Mahl, welches uns nur vor dem Äußersten bewahrte. Und manche Mutter fragte sich, was soll noch werden, wenn die Abschnürung von der Welt durch die Blockade weitergeht und schärfer wird. Die deutschen U-Boote schafften es damals nicht, wie sie es auch nicht im 2. Weltkrieg schaffen konnten. Denn der Feind wurde naturgegeben immer stärker, während wir (unser „Potential") immer schwächer wurden. In alle diese Sorgen wurden wir jungen Menschen hineingezogen, denn wir mußten stundenlang in „Schlange" anstehen, um ein Pfund Fleisch oder etwas Fisch oder Kartoffeln oder Kohlen ins Haus zu schaffen, und das im Winter in dünnen Kleidern bei hohem Frost.

Es ist meiner Jugend früh eingeprägt worden, daß der Krieg kein nationales Zuckerschlecken ist, sondern die Existenz-Frage eines Volkes darstellt, und deshalb haben wir sehr viel Abstand von den heldenmäßigen Aufrufen der Regierungen gewonnen und ließen uns auch später nicht mehr von den schönen Parolen der Zeitungen und Regierungserklärungen blenden. Wir haben früh politischen Realismus gelernt, denn dessen Tatsachen und die Lehren daraus gelten für immer. Das hat sich leider auch später in noch grausamerer Weise gezeigt. Zwar sind wir des-

halb nur zu sehr geringen Teilen „Pazifisten" geworden, also Menschen, die an das „Friedensreich" in Ewigkeit glauben; aber unser Sinn ist dafür geschärft worden, daß Frieden zu bewahren ein hohes Ziel im Völkerleben ist und daß man die ultima ratio regis — „den letzten Entschluß des Führers zum Kriege" — mit den kritischsten Augen betrachten soll, welche die Götter, das eigene Herz und der gesunde Menschenverstand einem verliehen haben, um den Wahnsinn zu begreifen, der in einem nicht absolut notwendigen Kriege liegt. Und schon gar nicht den Leichtsinn, einen Krieg von sich aus zu erklären: das soll man stets dem Gegner überlassen, um ihm die moralische Schuld zuerteilen zu können, er sei der Angreifer...

## 278.

## Ergänzungen

### Die Kriegs-Schuld-Frage

Jedesmal, wenn ein Volk und Staat — oder ein Staatenbündnis — einen Krieg verliert, wird die Schuldfrage gestellt. Jedesmal behauptet dann Besiegter oder Sieger, er sei nicht daran **Schuld gewesen, daß der Krieg angefangen wurde. Diese Frage** hat eine moralische und politische (aber auch noch eine psychologische) Seite.

Die moralische Seite der Kriegsschulderhebung bezieht sich auf Vorbereitung, absichtliche Einkreisung und vorbereitende Hetze der Presse einer der beiden oder beider Seiten. Wir sehen schon an dieser Verquickung der vielfachen Möglichkeiten und vorliegenden Tatsachen, daß praktisch auf jeder Seite eine Animosität (feindliche Stimmung) betrieben und geschürt werden kann. Fraglos war dies der Fall in der Propaganda der späteren Feindmächte, besonders Englands gegen Deutschland, oder, sagen wir, einiger besonderer Teile der englischen Presse gegenüber dem Anwachsen der deutschen Wirtschafts- und Militärmacht. Hinzu kam die für Großbritannien und das Britische Weltreich unangenehme Erscheinung, daß sich das Deutsche Reich auch einen Restteil des damals „freien" Koloniallandes gesichert hatte, was man heute der Weißen Rasse zum Vorwurf macht und ihr als Anmaßung und Kolonialismus auslegt.

Auf der französischen Seite hat es immer den inneren Anspruch gegeben, sie seien die eigentliche Kulturnation, und die Deutschen seien doch nur eine Art von zurückgebliebenen Barbaren,

ein nachgeholtes Zivilisationsvolk zweiter Klasse. Freilich wurde dies nicht in der hier gegebenen Schärfe und Deutlichkeit ausgedrückt, aber es schwang doch etwas als psychologische Abwertung im französischen Geiste mit. Der Hegemonie-Gedanke Frankreichs, ihm gehöre eigentlich die Vormachtstellung in Europa, ist nie ganz aus dem gallischen Bewußtsein geschwunden, bis heute nicht.

Diese, im wesentlichen seelisch und psychologisch bestimmten Verhaltensweisen und Einstellungen wirkten sich als Stimmung und allgemeine Volksmeinung stark auf allen Seiten aus, auf der europäischen Gegnerseite ebenso wie auf der deutschen Seite. Der „deutsche Barbar" und „Gott strafe England" sind dafür die bezeichnendsten Beispiele. — Dies alles war Nationalismus alter Klasse. Haben wir ihn heute schon ganz überwunden?. Davon wird noch zu sprechen sein.

(**Anmerkung:** Für das Verhältnis vieler Deutscher zu England und Englands zu Deutschland sind die Werke von Hans Grimm sehr bezeichnend. Sie sollten jedem Deutschen, der heute noch nach den Gründen der europäischen Spannungen von damals forscht, bekannt werden. Unsere Generation hat sie wie eine nationale Offenbarung — im besten Sinne — verstanden und aufgenommen. Sie sind heute noch gültig, im besonderen aber der große Roman „Volk ohne Raum", der später — auch von Deutschen — so verlästert wurde, obwohl er eines der großen europäischen Werke der Literatur ist, der weit über seine politische Bedeutung hinausreicht. Denn wenige Sprachschaffer unseres Volkes haben den niederdeutschen Menschentyp so vollkommen, sympathisch, anziehend und echt geschildert wie Hans Grimm. Dieses Werk gehört (wie fast alle Schriften Hans Grimms) zu dem großen Vermächtnis unseres Volkes an seine ewige Jugend. Hans Grimms Tiefe in der Menschendarstellung und seine Zartheit in der Erkennung der seelischen Lagen an entscheidenden Stellen unseres Lebens, besonders auch der Liebeserfüllung, könnten als Vorbild für jede artgemäße Sittlichkeit dienen.)

Hinsichtlich der moralischen Schuldfrage wird man bei Hans Grimm ebenfalls wichtige Anhaltspunkte finden. Jedoch muß dazu eines gesagt werden. In der großen Politik ist die Moral schlechthin ein Stiefkind, das kaum beachtet wird. Weltgeschichte und große Politik läuft nicht nach sittlichen Maßstäben ab. (Leider tut sie das nicht, aber die Tatsache als solche, daß sie es nicht tut, ist eine Urtatsache des politischen Lebens. Wer

sie nicht sieht, ist ein politischer Narr; ihm ist nicht zu helfen.) Wenn aber ein Volk einen Krieg verloren hat, ist es immer schuldig (in den Augen der Gewinner und daher auch der „Welt".)

279.

**Lebensgesetz, Moral und Politik**

Es handelt sich also in der „großen Politik" nicht um „Recht" oder „Unrecht", sondern um Macht und Gewinn oder Ohnmacht und Schwäche. Wer aber unterliegt, hat immer „Unrecht". Politik ist also ihrem Wesen nach „unmoralisch", wie das Leben als Gesamtheit „unmoralisch" ist. Diese Erkenntnis fällt besonders dem „guten Deutschen" so bitter schwer, daß er lieber ein schlechter Politiker bleibt, als daß er einsieht, daß das gesamte Dasein sich nicht nach sittlichen Grundsätzen richtet, sondern immer nur nach dem unbändigen und unberechenbaren Lebens-Willen, der sich um jeden Preis durchsetzen will. Dies ist als Tatsache hinzunehmen. Ein anderes ist unsere religiöse und weltanschauliche Stellungnahme dazu. Man verwechsele also nicht die Erkenntnis der Tatsächlichkeit des Daseins mit einer sittlichen Forderung, die trotzdem erhalten bleibt. Denn zum einen, man kann nicht diese politische Unmoral auf das Einzeldasein anwenden, denn dann würden wir im Chaos enden; aber man muß diese Tatsache als solche hinnehmen und sich politisch danach richten.

Nun fragen aber alle Moraltheologen: Wollen Sie denn die Tatsache des politischen Immoralismus einfach anerkennen, ohne etwas dagegen zu tun? Wollen Sie die absolute Unsittlichkeit des vitalen, politischen Handelns ohne Einschränkung durch moralische Gesetze hinnehmen, wollen Sie sie etwa gar sittlich b e j a h e n?

Diese Frage m u ß gestellt werden, und wir müssen darauf eine Antwort geben. Ich mache diese Problemstellung so deutlich, weil von ihrer Lösung auch großenteils die Einstellung zu unserer politischen Vergangenheit abhängt. Der „religiöse" Mensch steht über der Politik, weil er die Grausamkeit des Vitalgesetzes (die Unmenschlichkeit und „Inhumanität") des Lebens an sich nicht anerkennen darf und kann. Der religiöse Mensch bekennt sich zum sittlichen Standpunkt im Leben, — und auch im Völkerleben, als Zielpunkt einer moralischen Menschengemeinschaft in der Welt. (Dies sollte zum Beispiel die UNO sein; sie ist es aber nicht mehr.)

Als religiöse Menschen erheben wir also die Forderung, daß sich die Politik auch nach sittlichen Grundsätzen ausrichtet. Zugleich wissen wir, daß dies in der realen Tages- und Planungspolitik n i c h t geschieht. Daher hängen alle Nationen ihrem politischen Handeln den Mantel des Rechts und der Moral um. Jede Nation nimmt für sich in Anspruch, ihre Ziele seien die moralischen, und der Gegner sei der Immoralist. Die Unehrlichkeit dieser Scheinmoralogie wird da besonders deutlich, wo sich die eine Nation ( z. B. England) auf das göttliche Gesetz im Namen Christi beruft, und die andere Nation (z. B. Deutschland) „Gott strafe England" ausruft, wenn es zu unterliegen droht oder wenn es dem Gegner mit derselben „moralischen" Waffe Schaden anzutun beabsichtigt. Die Verlogenheit beider Standpunkte und die Lächerlichkeit der gegenseitigen, sich widersprechenden Berufung auf „Gott", (— den Christengott —) ist so augenscheinlich, daß man schon daran erkennt, daß hier etwas nicht stimmt, daß die ganze Logik der Auf-Gott-Berufung hohl und im Grunde albern ist. Schon deshalb, weil sich ein moralischer Gott gar nicht um die Völker und ihre Politik kümmert. Denn sonst würde er ja immer den „Unschuldigen" siegen lassen und den „Schuldigen" bestrafen.

Wie ist also das Problem zu lösen? — Die Lösung kann nur in dem Versuch bestehen, das politische Lebensgesetz mit der religiös-sittlichen Forderung in Einklang zu bringen. Und dies geht **nicht** im Weltrahmen, weil hier die Gegensätze des Völker- und Rasseempfindens unüberbrückbar sind.

Wenn „südliche" Stämme oder Völker oder Staaten die „Verantwortung für Terroraktionen oder Geiselnahmen „übernehmen", so heißt das, daß hier jedes sittliche Gesetz (nach unserem Empfinden) auf den Kopf gestellt wird und daß der nackte National- oder Stammesegoismus zum Maßstab des sittlichen Handelns gemacht wird. Die Moralbegriffe dieser Stämme und Völker sind eben anders. Wir nennen sie primitiv: Recht ist, was uns nützt, und Unrecht ist, was die andern tun. (Übrigens hat der Marxismus-Leninismus damit angefangen, Recht und Unrecht umzudrehen, indem er ein Recht der einen Klasse gegenüber der anderen als maßgebend anerkannte und so den Klassen- und Bürgerkrieg als moralisch" frisierte.)

Damit kommen wir der Lösung der Frage näher. Nur da, wo algemeine sittliche Begriffe auch allgemein (das heißt: von der überwiegenden Volkszahl) innerlich anerkannt werden, kann es einen allgemeinen Maßstab für Moral und Sittlichkeit geben. Hierbei bestimmen wir (definieren wir) Sittlichkeit als das, was

nicht gelehrt, aber geübt wird, und Moral als das, was die religiöse oder philosophische Lehre aussagt und vorschreibt. Wenn also in einer gewissen Menschengemeinschaft die sittlichen Begriffe im großen und ganzen übereinstimmen, kann man in dieser Gemeinschaft sittliches Verhalten in ähnlichem oder gleichem Sinne fordern und durchsetzen. Wo solche Allgemein-Gültigkeit und Allgemein-Anerkanntheit fehlt, kann man keine gleichartigen, allgemeinen Sittengesetze aufstellen und befolgen. Auf das Praktische der Völker und Staaten angewandt, ergibt dies die zwingende Folgerung: Nur in einer (im Großen und Ganzen) ähnlichen oder gleichartigen Völkergemeinschaft können ähnliche und gleichartige Sittengesetze aufgestellt und befolgt werden.

Das heißt: Die europäische Völkergemeinschaft, welche sich zu einer gemeinsamen und, aufs Ganze gesehen, gleichartigen oder weithin ähnlichen Grundlage der Sittenforderungen bekennt, kann eine Einheit in moralischer Beziehung bilden. Oder, noch anders und einfach-anschaulich ausgedrückt: Die west- und mitteleuropäische, dazu die nordeuropäische Völkergemeinschaft mit ihren Außengebieten in Nordamerika und Südafrika bilden solche Allgemein-Gruppierungen gleicher Anschauungen und Sittenforderungen. Sie allein kann — für ihren Rahmen — die gleichen Rechte und Forderungen erheben, welche für sie verbindlich sind. Das heißt zugleich, daß alle Sittenforderungen und moralischen Maßstäbe nicht Weltgeltung haben, sondern nur für diejenigen Teile verbindlich sein können, welche mit ihnen aus Herkunft und Abstammung, Geschichte und Kultur übereinstimmen. Diese Erkenntnis führt unmittelbar zum artgläubigen Standpunkt Nord- und Mittel-Europas hin und begründet unsere Forderung nach einem gemeinsam handelnden Bündnis der hierin eingeschlossenen Nationen. Wer im geistigen Widerstreit der religiösen Anschauungen einmal den Sieg davontragen wird, die christliche oder die artgläubige Richtung —, das bleibe der Zukunft überlassen. Unsere Aufgabe ist es, im geschilderten Sinne für den Sieg einer „wesensgemäßen Glaubensgestaltung aller unserer Völker zu kämpfen.

280.

**Was folgert aus den „Erwägungen" für die Beurteilung des 1. Weltkrieges?**

Der erste Weltkrieg stand völlig im Banne des dynastischen (Königs-Familien) und des klein-nationalen Verständnisses der Geschichte. Aus „Bündnistreue" zum habsburgischen Kaiserhaus traten wir in den unheilvollen Krieg ein, der sich bald, — mit Notwendigkeit — zu einem europäischen und schließlich zu einem Weltkrieg ausweitete.

Die Niederlage der Mittelmächte endete dann in der Abdankung der Königshäuser. Beide Staaten wurden Republiken und wurden fortan von demokratischen Mehrheitsbündnissen regiert, deren Unzulänglichkeit sich bald erweisen sollte.
Aber die seelischen Folgen des Krieges waren noch ernster. Das deutsche und österreichische Volk (Im Grunde e i n s) wurden im tiefsten erschüttert, und viele gläubige Menschen fragten sich, wo „Gott" bliebe, wenn er der Gewalt und der Ungerechtigkeit nicht wehren konnte und dem „Unrechts-Täter" den Sieg gäbe statt dem „Gerechten". Daß auch diese Frage (Recht oder Unrecht) falsch gestellt ist, konnte der Fragende damals noch nicht erkennen, denn „sein" Gott war für ihn der Hüter und Behüter der Deutschen auf der Welt. („Gott verläßt den Deutschen nicht.")

Das zweite, was für Deutschland und ebenso für Österreich aus dem verlorenen Kriege folgte, war die Zerrüttung nicht nur der Staatsfinanzen infolge der maßlosen Geldforderungen der Siegermächte, sondern — im tieferen Sinne — der Zweifel am Staat — und auch an der aufgepreßten neuen Staats-Form, welche als wesensfremd und unzuträglich für die Gesamtinteressen des ganzen Volkes empfunden wurde. Denn der dauernde Wechsel der Regierungen, die Eifersucht und der Egoismus der einzelnen Parteien mußte jedem auf das Gesamt-Interesse der Nation gerichteten Geist und Gemüt auffallen: es war kein Haupt mehr da, auch kein maßgeblicher Richter für Recht und Unrecht; alles schien zur Parteisache geworden zu sein.

Zwei Persönlichkeiten ragten aus dieser Zerspaltung in Parteimeinung und Haß empor. Es war der erste republikanische Präsident Friedrich Ebert, der allgemeine Achtung als maßvoller Sozialdemokrat genoß, und später Hindenburg, der mit großer Volkszustimmung den linkeren Bewerber um das Präsidentenamt aus dem Felde schlug. Aber beide konnten dem Zerfall unseres Volkes in grundsätzlich verschiedene politische Richtungen

nicht wehren. Unter Friedrich Ebert tobten die Kämpfe der Kommunisten in Sachsen, Thüringen und Berlin wie die an Rhein und Ruhr, welche das Reich an den Rand des Abgrundes brachten. Nur die „Schwarze Reichswehr" und die Freikorps des ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit konnten den roten Terror mit Waffengewalt brechen. Um Berlin selber wurde mit Geschütz und Maschinengewehr gekämpft, bis der linke Schrekken niedergerungen war. Wir haben alle die ersten Proben der sozialistisch-kommunistischen Freiheit erlebt. Unsere Generation ist daher vor jeder Wiederholung der Volksbeglückung durch sozialistische Revolutionäre gewarnt. Wir wissen, daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß — nach dem Wort eines Hamburger Kommunisten — 20 Millionen Deutsche liquidiert werden müssen, wenn der Sozialismus-Kommunismus in Deutschland Wirklichkeit werden soll. Ein lateinischer Spruch hierzu besagt: Principiis obsta! — „Widerstehe dem Anfang", das heißt, jedem ersten Versuch, mit Gewalt den Bolschewismus bei uns einzuführen. ((Unsere Gegenwart hat noch einmal eine zwar unzulängliche, aber trotzdem warnende und furchtbare Probe des Terrors erlebt, die sich auf die ideale sozialistische „Neue Gesellschaft" der Zukunft berufen wollte.))

Im religiösen Bereich hatten die Unruhe-Verhältnisse der Nachkriegszeit dem christlichen Glauben ebenfalls Abbruch getan. Die Sicherheit des göttlichen Schutzes war in Frage gestellt, und mancher naive, einfache und einfältige, fromme Mensch fragte sich: Wo bleibt Gott, ist Gott t o t?

(Herman Burte: Wiltfeber, ein sehr aufrührender völkischer Roman jener Zeit; Edwin Erich Dwinger, Paul Dehmel, Rudolf G. Binding sind hier Zeugen und viele andere bis zu den ganz Großen R. M. Rilke und Stefan George.)

281.

## Dichter sagen Tieferes aus

Wenn wir die tieferen Gefühle und Erlebnisse, welche die Zeit und jeweilige Lage besser wiedergeben als politische oder sozialwirtschaftliche Aussagen, erfahren und verstehen wollen, dann müssen wir diejenigen fragen, welche die Dinge ihrer Zeit ganz im Inneren empfunden und in der Sprache gestaltet haben. Diese Gabe nennt man gewöhnlich die dichterische, weil hier eine Ebene berührt wird, die in einer Schicht des Menschlichen liegt, in welche der Tagesmensch selten gelangen kann, weil er

zu sehr vom äußeren Leben bestimmt ist. Aber manchmal rührt sich aauch im einfachsten und alltäglichsten Herzen die letzte Stimme des Gemüts, und dann greifen wir wohl zu einem Gedichtband oder einem anderen künstlerischen Werk und lassen uns von ihm trösten, erhellen und manchmal sogar erleuchten. Denn „Sänger sagen Göttliches aus", wie ein zeitgenössischer Dichter es formulierte, oder — auf der noch tieferen Ebene, Hölderlin: „Was bleibet aber, stiften die Dichter." In diesem Sinne wollen wir einige der Zeit-Künder und -Darsteller anhören, welche den Krieg von 1914 erlebt haben und ihn selbst als Soldaten bestanden.

Hier ist Walter Flex einer der frühen Künstler des Kriegserlebnisses. Das Besondere an ihm als Dichter und im Zusammenhange des Krieges ist das neue Bewußtsein des Erwachens zu einem gemeinsamen Volksgefühl. Deshalb steht dieser Dichter, obwohl er noch halbchristlich gesinnt war, hier unter den Vorläufern und Kündern eines zum Artgefühl hindrängenden jungen Menschen. Denn das Volks- und Artgefühl ist der erste Schritt zur Lösung von den überkommenen Religionsformen, die, wie im Christentum, die Volkheit — wie man damals schon sagte— an eine zweite Stelle schieben. (Hier ist nicht Grieche noch Römer , nicht Jude noch Heide, sondern wir sind allzumal einer in Jesu Christo.) Walter Flex aber empfand die schicksalhafte Volksverbundenheit als eine Art religiöser Bestimmung.

281a.

## Walter Flex, Sprecher einer Generation

Aus der Wandervogel-Bewegung hervorgegangen und von dieser als ihr Sprecher und Vertreter begeistert anerkannt, war Walter Flex, — (geb. 1887 — und gefallen auf Oesel 1917, einer östlichen Ostsee-Insel) ein glühender Patriot, dem das Eintreten für sein Land und sein Volk fraglose Selbstverständlichkeit gewesen ist. (Wie es uns damals allen war.) Sein Gedichtband „Im Felde zwischen Nacht und Tag" spricht das Kriegserlebnis in einfacher, schlichter Form aus. „Gott" ist ihm immer noch der Angerufene in allen Nöten, und der Kaiser ist der nicht in Frage gestellte Lenker der Nation. Aber unter dieser konventionellen („gesellschaftlich"-bedingten) Sprachschicht liegt ein Tieferes, das Tod und Tragik ahnt; vor allem aber ist sein Sinn dem Gemeinsamen, alle Deutschen verpflichtenden Gebot verbunden. Ein Aufbruch des Volksgedankens und -Gefühls wird sichtbar,

der zur gleichen Zeit auch im Arbeiter-Dichter Karl Bröger zu einem ergreifenden Bekenntnis gekommen ist „Eine Liebe haben wir stets gekannt, aber wir haben sie nicht mit Namen genannt: Deutschland!"...

Wir möchten von Walter Flex drei Gedichte geben, die eine gewisse Zeitbedingtheit seiner übrigen Dichtung weit hinter sich gelassen haben.

**Schwertgruß**

Sei's drum! — Herzen zu Staub und Schwerter zu Rost!
Wen schert's?
Mannesleben war immer Raub und Kost
des hauenden Schwerts.
Wiese und Wald auch schlingt die Erde hinab
zum Tod.
Lebenswiege ist immer ein Lebensgrab,
so ist's Gottesgebot.
Männerblut schluckt die dampfende Erde ein
im Streit,
daß auf der Erde Gottes Männer gedeihn
in Ewigkeit.
Alles Verwesliche stirbt, so heiß es nach Licht
begehrt.
Müssen wir sterben —, es stirbt sich
am schlecht'sten nicht
am malmenden Schwert.
Beide wohl, Zage und Helden, fällt der Stahl.
Doch sprecht:
Mischt das Schwert auch dem Feigen
zur Lust die Qual?
Das Schwert ist gerecht.
Auf das Herz unserer Toten im fremden Sand
legt Stahl
als eine Hand voll Erde vom Vaterland
und als Heldenmal.
Stahl ist Heimaterde vom ehernen Mark des Lands.
Feuer und Wasser der Heimat machten ihn stark
und tief an Glanz.
Sei's drum! — Schwerter zu Rost und Herzen
zu Staub? — Wen schert's?
Ohne den Tod bleibt die fruchtbare Erde taub.
So freut euch des Schwerts!

## Erläuterung

Dieses tiefsinnige Gedicht weicht ganz von der üblichen Ausdeutung und der Anrufung Gottes als dem gerechten Herrscher über Völker und Menschen ab. Denn der hier beschworene Gott ist nicht der christliche. Man könnte fast sagen, es ist der Schlachtengott der Germanen, Odin-Wodan, der die Männer im Kampfe und im Tode prüft, ob sie etwas taugen: „Herzen zu Staub. . ."— so werden sie im Kriege, verbraucht, verschlissen, zerfetzt, — und wen schert's? Gott nicht und nicht die Menschen, sie werden, kostbar oder gewöhnlich, verschlissen und verheizt. „Mannesleben war immer Raub und Kost — des hauenden Schwerts. . ."— das ist die tragische Erkenntnis des sehenden und schauenden Kriegers. (Und ist es mit Frauenherzen und Frauenleben anders, — werden nicht auch sie vom Leben, von Krankheit und Tod so oft vorzeitig dahingerafft, im Kindbett erlegen, von Seuchen gequält und in Leid und Tod versunken —?) Nein, wir kommen um die Tragik des Daseins nicht herum. Nur eine oberflächliche Verschönerung des Seienden spiegelt ein falsches Bild uns vor.

„Lebenswiege war immer ein Lebensgrab", — schon mit der Geburt ist Tragik gesetzt. Diese Tatsache ist nicht wegzulügen. Es ist nur die Frage, w i e wir das Leben „bestehen", — was wir aus der uns gegebenen Frist machen, ob wir einer himmlischen Illusion nachleben oder ob wir versuchen, das Beste aus dem gegebenen Dasein, aus unseren eigenen Kräften und aus dem sittlichen Anstand zu machen, welchen unser Erbe in uns gelegt hat. „Männerblut schluckt die dampfende Erde ein — im Streit, daß auf der Erde... Männer gedeihn in Ewigkeit". Ich habe „Gottes" ausgelassen, damit keine Verwechslung mit dem christlichen Gott unterstellt werden kann. Denn dieser Schicksalsherr über Tod und Leben ist auch nicht der christliche, sondern der Allgott unserer Vorfahren, dem Tod und Leben gleich ist, weil er in beiden das Wesen des Mannes, des Menschen erkennt, denn Heroismus ist auch ein Teil der echten Frau, die ihr Leben einsetzt für ihre Kinder und ihr Volk, wie der Mann, nur auf anderem „Felde" und in anderer Weise. Eine tragische und heroische Weltanschauung spricht aus diesem Flexschen Gedicht, das zu den tiefsten gehört, die er geschaffen hat.

Und noch die andere Strophe sei erläutert, um Flex ganz zu verstehen, wenn er von Notwendigkeit und „Sinn" des Sterbens im Kriege spricht:

„Alles Verwesliche stirbt, so heiß es nach Licht begehrt", diese Tatsächlichkeit ist uns allen bewußt. Aber der Schluß daraus ist ein soldatischer, ein heroischer Schluß:

„Müssen wir sterben, — es stirbt sich
am schlechtesten nicht
am malmenden Schwert..."

So sehr auch Schmerz und Qual der Todesart des Soldaten, zumal im modernen Kriege, fragwürdig sein mag, die Gesinnung des Dichters leuchtet aus diesem Bekenntnis hervor, das er selbst mit seinem Soldatentode besiegelt hat. Eine Diskussion über den Wert solcher Gesinnung erübrigt sich. Wer heute ein Recht auf Kriegsdienstverweigerung in Anspruch nimmt, vergißt, daß er sein Leben hier in einem Lande führen darf, das ihn schützt, das ihm Existenz gewährt, das ihm Kultur und Hilfe in tausend Lebensdingen bereitstellt, und dem er sich nicht entziehen kann. Will er sich aber für solche Dienste nicht erkenntlich zeigen, indem er sein Leben dafür einsetzt, so mag er sich ein Land suchen, wo er umsonst leben und sterben kann, da er sich selbst außerhalb der geltenden harten Lebensgesetze stellen will. — Wir haben kein Verständnis für solche Verweigerer der elementarsten Pflichten des Mannes, wir erkennen sie nicht als Volksgefährten an.

Und das drückt Flex auch in einer sehr tiefen Dichterart aus: „Beide wohl, Zage und Helden, fällt der Stahl. Doch sprecht: Mischt auch das Schwert dem Feigen zur Lust die Qual"!—? Was heißt das? — Für den Tapferen und Unerschrockenen ist der Tod durch den „Stahl" auch eine Lust. Nur dem Feigen ist schon der Gedanke daran eine Qual. Und der Feige kann kein Volksbürger im edlen Sinne sein. Das ist auch Walter Flex's rechte Meinung.

## 282.

## Zwischenbemerkung zum Gottesbegriff

Es erscheint notwendig, bei dieser Gelegenheit die Vielfalt des Inhaltes des Wortes und Begriffes „Gott" deutlich zu machen, damit wir wissen, was in jedem Falle eigentlich „gemeint" ist und welcher Gott angerufen oder abgelehnt wird. — Denn Wort und Begriff „Gott" ist so viel mißbraucht, da jeder diese Formel benutzt, um seinen persönlichen Standpunkt damit auszudrükken, bzw. zu verdecken, da er meint, er könne diesem Wort

unterschieben und unterstellen, was ihm beliebe und sich dann trotzdem „Christ" nennen. So sollen die drei Hauptarten des Inhaltes des Wortes und Begriffes „Gott" kurz dargelegt werden.

Erstens: **Der christliche Gottesbegriff**

Gott ist der alleinige Welt- und Menschen-Beherrscher. Er ist der Herr über Tod und Leben. Ihm allein steht es zu, zu verdammen oder zu „erlösen". Er hat „Gnade" nach seinem „unerforschlichen Ratschluß" zu schenken oder zu verweigern. Er hat seinen „eingeborenen Sohn" in die Welt geschickt, damit er den Menschen, die „an ihn glauben" die Erlösungsmöglichkeit geben könne. Im Jensets, im „Paradies" wird er die in Gnade aufgenommen belohnen und in der Hölle wird er die unbegnadigten Sünder bestrafen. (Lohn- und Strafe-Religion)

Der Teufel ist zwar eine Gegenkraft gegen Gott. Aber er wirkt im Sinne Gottes trotzdem. Er ist keine absolute Gegenkraft (denn Gott ist ja allmächtig), aber er ist zugelassen, damit dem Menschen die Wahl gegeben ist, zwischen Gut und Böse zu entscheiden. Gott ist außerhalb der Welt, nicht in ihr, aber er wirkt in sie hinein und gestaltet alles nach seinem Willen.

Zweitens: **Der pantheistische Gottesbegriff**

pan (griech) heißt: alles und theos heißt „Gott". Dieser Gottesbegriff bedeutet, daß „Gott alles ist", das heißt: er ist in allem vorhanden, seiend und wirkend. In Erde und Wasser, Pflanze und Wind, Blume und Tier, Mensch und Wurm: er west und lebt in allem. Das ganze All (Kosmos) ist erfüllt von ihm und seinem Werk. Diese Inhaltsbestimmung liegt dem dichterischen Menschen sehr, denn er sieht in allem die „Harmonie", die er zum künstlerischen Schaffen braucht. Der Allgott ist ohne „Moral"; er ist nicht sittlich gerichtet. Für den Bekenner des pantheistischen Standpunktes ist Moral eine rein menschliche Erfindung, bzw. Notwendigkeit. Das Leben an sich hat keine Moral. So bleibt auch bei der pantheistischen Weltanschauung die Sittlichkeit nicht als absolut geltendes Gesetz bestehen, sondern sie richtet sich nach Volk, Art und Umständen des jeweiligen Ausübers dieser religiösen Haltung. (Man erkennt, daß Künstler gern zu solcher Auffassung und Ausübung neigen).

Der „nordische Mensch" neigt dieser pantheistischen Auffassung zu. Aber er erklärt sie nicht als absolut gültig für Volk und Art,

weil diese einer „göttlich gesetzten" moralischen Weltanschauung bedürfen. Jedoch ist der pantheistische Zug häufig bei nordischen Künstlern zu finden, ohne daß diese immer die Folgerungen (Konsequenzen) daraus ziehen. (Fahrenkrog z. B.) — Auch bei Rilke hat der „Allgott" einen wesentlichen Platz in seiner religiösen Begriffsbindung und Wortgestaltung.

Im Artgelöbnis der ARTGEMEINSCHAFT klingt dieser Allgottgleich Allnatur-Gedanke an.

Drittens: **Der Artgläubische (heidnische) Gottesbegriff:**

Vom pantheistischen zum heidnischen Gottesbegriff ist es nur ein Schritt. Denn der Bekenner des All-Gott-Gedankens kann nicht leugnen, daß es außer aufbauenden und Schönes- und Wertvolles-gestaltenden Kräften auch zerstörende überall gibt. Sie sind in Natur und Mensch in gleicher Weise vertreten und wirksam. Milliarden von Welten kennen wir heute im All. Sie entstehen und vergehen, wie auch einmal unsere Erde. Millionen Menschen werden vernichtet, Milliarden Lebewesen gehen zugrunde. In jedem Augenblick sterben Tausende an Hunger oder Krankheiten, riesigen Flutwellen oder Erdbeben. Ganze Allwelten platzen und lösen sich auf, erkalten oder werden zertrümmert.

Das All-Leben ist ohne „Sittlichkeit", ohne moralisches Gesetz, ohne Gut und Böse, es ist einfach L e b e n, Werden und Vergehen und nichts weiter. Aus dem „ALL" kann man kein Sittengesetz ablesen, es ist a-moralisch, wie alles Leben an sich a-moralisch ist.

Nur der Mensch setzt „Gesittung", und zwar nach seiner Menschenart, verschieden nach Volk und Rasse, Klima und Geschichte, — „er allein kann richten und strafen, lohnen und bewußt schöpferisch handeln". Dies ist der Sinn eines Goethe-Wortes.

Daher hat der Mensch Unserer Art eine Gottesauffassung geschaffen, die seiner Anschauung und seiner Erkenntnis entspricht. Es ist der „Glaube Unserer Art". Er kennt schöpferische und positiv gestaltende Kräfte (als „Götter") an, dagegen sieht er ebenfalls die zerstörenden und auflösenden Mächte. Er nennt sie die Anti-Götter, die Riesen. Er glaubt daher an den „EWIGEN KAMPF DER GESTALTENDEN GEGEN DIE ZERSTÖRENDEN KRÄFTE IN ERDE UND ALL". (Erster Satz des Bekenntnisses Unserer Art. Daher der Götterhimmel der Inder, Griechen, Römer, Kelten und Germanen.)

In Walter Flex's Schwertspruch liegt der Gottesbegriff zwischen dem pantheistischen Allgott und dem heidnischen Wesensbegriff: Gott ist das Leben, aber das aufbauende und gestaltende! Dies ist „heroische" Weltanschauung! Der angeführte und ausgesprochene „Gott" ist nicht mehr der Christengott. Es ist der eherne Gott der Weltgeschichte, der die Völker nach ihrem Mute, ihrer Tapferkeit, ihrem Heldensinn und ihrer Todesbereitschaft mißt. Man kann sagen, es ist der Allgott, der nur das Leben sieht und auch im Tode die Verwandlung in neues Dasein. Dieser Gott ist bereits ein germanischer Gott, der Helden- und Todesgott unserer Urväter, die in der tosenden Schlacht den Höhepunkt ihres Lebens und Sterbens empfanden und denen es Lust war, zu den Göttern einzugehen, wenn das Kriegergesetz es befahl.

In diesem selten zitierten Gedicht hat sich Flex in die erste Reihe der großen Kriegsdichter gestellt. Das Gedicht ist fast vergessen über den anderen, leichteren. Aber es enthält die tiefere Erkenntnis, daß alles Leben auch Tod ist und daß der Tod ein Teil des Lebens ist, aber kein Ende. Er ist nur das Ende eines persönlichen Lebens, aber das Leben des Helden lebt weiter in Volk und Art.

Diese tragische und auch lustvolle Weltanschauung ist die nordische, ist die unsrige. Flex hat sie geahnt und nur in diesem Gedicht voll Wort werden lassen können. Die Todesahnung war ihm Gewißheit, aber er nahm sie stolz hin als Soldat, in der ewigen Pflicht gegenüber seinem Land und Volk.

Das zweite Gedicht, das wir auswählen, ist bekannt. Es ist im Wandervogel und in der bündischen Jugend tausendmal gesungen worden und ist deshalb in unserem Volke unsterblich. Sein tragischer Unterstrom, leise Wehmut und heroisches Bejahen ist ganz der Seelen-Grund von Walter Flex.

Nachtposten im März

Wildgänse rauschen durch die Nacht
mit schrillem Schrei nach Norden —
Unstäte Fahrt, — habt Acht, habt Acht, —
Die Welt ist voller Morden.

Fahrt durch die nachtdurchwogte Welt,
graureisige Geschwader!
Fahlhelle zuckt, und Schlachtruf gellt,
weit wallt und wogt der Hader.

Rausch zu, fahr zu, du graues Heer!
Rauscht zu, fahrt zu nach Norden!
Fahrt ihr nach Süden übers Meer, —
Was ist aus uns geworden!

Wir sind wie ihr ein graues Heer
und fahrn in Kaisers Namen,
und fahrn wir ohne Wiederkehr,
rauscht uns im Herbst ein Amen!

So zogen die grauen Heere des Vaterlandes nach Norden und Süden, und Zehntausende und Millionen kehrten in zwei Weltkriegen nicht zurück. Ihr Ruhm und Heldentod bleibt ewig als Mahnung in unserem Volke und in unserer ganzen Art. Große und gerechte Männer aus den Reihen unserer ehemaligen Gegner haben Haltung und Heldentum unserer besten Soldaten von Langemark bis Stalingrad anerkannt und rühmend bewundert. Das gilt für jeden Soldateneinsatz, der im besten Gewissen und in höchster Pflichterfüllung geübt wurde, ganz unabhängig davon, wie der Krieg war und welche Führung richtig oder falsch gehandelt hat. Die Opferbereitschaft im Einsatz wird von jedem Volke gefordert, solange dies noch den Willen hat, auf dieser Erde als selbständiges und sich selbst erfüllendes Glied zu bestehen. Insofern war auch der erste Weltkrieg eine Probe der Besten unseres Volkes. Und diese haben in Sieg und Untergang bestanden. Dafür ist Walter Flex ein Zeuge unserer edelsten Jugend geblieben.

283.

## Walter Flex und Hermann Löns

Walter Flex hatte während des Krieges vom Soldatentode von Hermann Löns gehört. Er war 21 Jahre jünger als dieser und kannte seine Lieder und Bücher, wie jeder Wandervogel damals Hermann Löns kannte. Eine tiefe Verwandtschaft der Seele und des Herzens verband den weit Jüngeren mit dem Sänger der Heideleider, denn wie oft hatte er im Kreise der Jugendbewegungs-Gefährten diese Lieder gesungen. Nun widmete er ihm nach seinem Tode im Felde das Gedicht, das fast unbekannt geblieben ist. Es soll hier stehen, weil es die gleiche Ahnung des Todes ausspricht, die auch Löns als Soldat hatte, weil es der gleichen heroisch-tragischen Gesinnung entspricht, die beide

verband, Vorboten des kommenden Heidentums und der tragisch-lebensbejahenden Weltanschauung.

**Das goldene, das grüne und das braune Buch des Dichters Löns**

Als Hermann Löns aus der Heide nach Frankreich zog,
Markwart, der Häher, ihm schwatzend zur Seite flog.
„Löns, — wohin? In den Krieg und fast fünfzig Jahr?
Unterm Rekrutenhelm ergraut dir das Haar!"
„Alt oder jung, — das zählt nicht nach Jägerrecht!
Jäger und Schützen sind immer nur gut oder schlecht."

„Löns, Hermann Löns, bald ist Dichten und Jagen aus!
Heidesohn, Dichtersmann, Jägersmann, bleibe zu Haus!"
Löns, der Jäger, wog sacht das Gewehr in der Hand:
Schwatze nicht, Markwart, der Werwolf streicht um im Land."

„Löns, so vergißt du die Heide, dein braunes Buch?"
„Markwart, ich trag es versteckt unterm grauen Tuch."
„Löns, und vergißt Du den Wald, dein grünes Buch?"
„Markwart, ich trag es versteckt unterm grauen Tuch."

„Löns, und die deutschen Lieder, dein goldenes Buch —?"
„Markwart, ich trag es versteckt unterm grauen Tuch."

Markwart, der Häher, stob scheltend ins Tannicht zurück,
Löns, der Dichter, ging sterben für Deutschlands Glück.
Löns, der Jäger, starb schweigsam in Blut und Tau.
Wanderfalken kreisten schweigsam im Blau.
Kreisten ob Wäldern und Äckern im goldenen Meer.
Suchend kreisten des Sterbenden Augen umher.
Schauten in Morgengold, Ackerbraun, Waldesgrün —,
Aufgeschlagen lagen drei Bücher um ihn.

Dreimal noch zuckte, dreimal des Sterbenden Hand
über Herz und Büchse und braunes Land.
„Herz, nun gib deinen singenden Liedern Ruh!"
Zuckend sein goldenes Buch schlug der Dichter zu.
„Büchse, du glühst in erkaltender Hand noch so heiß!"
Zuckend sein grünes Buch schloß der Jäger leis.
„Erde, ach Erde, nun bist du mein Leichentuch!"
Streichelnd schloß Hermann Löns sein braunes Buch.

(Aus: Im Felde. S. 33)

## 284.

**Langemark ein Symbol**

Die studentische und Wandervogeljugend von 1914 hat sich ein heroisches Denkmal ihrer Gesinnung und Vaterlandsliebe gesetzt, als ihre Regimenter bei Langemark ohne Feuervorbereitung mit dem Deutschland-Lied auf den Lippen gegen die englischen Stellungen anstürmten und zu Tausenden fielen.

Ein Teil dieses Angriffs wird von einem englischen Offizier in seinem Lebens-Erinnerungswerk „Weg und Wagnis" geschildert. Dies aus der Feder eines ehemaligen „Feindes" zu hören, ist vielleicht eindrücklicher als jedes Lob, welches wir dieser Heldentat zollen könnten. Die Zitate sollen daher hier stehen, weil sie den gleichen soldatischen Ehrensinn tragen, welcher jeden echten Kämpfer für seine Sache beseelt, wenn er die gleiche Haltung beim Gegner findet, bejaht und als beispielhaft preist und bewundert.

„Wir hatten die Erzählungen von der ersten Schlacht um Ypern gehört, als das Potsdamer Garderegiment zum Angriff antrat, seine Offiziere vorneweg, die ihre weißen Handschuhe anzogen, als schritten sie zu einer Routineinspektion. Einer meiner Offizierskameraden..., der in jener Schlacht das Kommando über einige britische Geschütze führte, schilderte mir, wie einige von ihnen über ihr Ziel hinausmarschiert waren und auf etwa hundert Meter ohne jede Deckung an seine Batterie herankamen. Eine kleine Gruppe von ihnen schritt einen Abhang hinab, wo sie aus der Sicht entschwanden; aber es war deutlich; daß sie völlig isoliert waren, in einer hoffnungslosen Lage. So schickte er ein paar Männer mit einer weißen Flagge hinüber, um sie zur Übergabe aufzufordern. Man fand sie liegend in der schmalen Senkung. Der junge anführende Offizier erklärte, sie könnten sich nicht ergeben, weil das gegen die Grundsätze des Garderegiments verstieße...

Sie wären erschöpft, aber wenn sie sich erholt hätten, wolten sie ihren Vormarsch fortsetzen. Es war ihnen klar, daß sie keine Chance hatten. Nach einer Weile kamen sie auf die Geschütze zu, angeführt von dem jungen Offizier mit dem Säbel im Präsentiergriff, alle zur letzten Parade; und alle fielen. — Das war — rechnerisch — sinnlos und dem Laien unbegreiflich, aber der Sinn war ... klar Truppen mit diesem Geist tun Dinge, welche die meisten Truppen nicht können, und sie taten es. Die Fähigkeit, einen großen Gegner zu achten, ist einer der Wesens-

züge des echten Soldaten, die ganz einfach der geheimnisvollen Waffenbrüderschaft entstammten, von manchen als tadelnswert angesehen. Dieser Geist zeigte sich, wenn die Flieger beider Seiten manchmal Kränze abwarfen, um den Tod eines großen Gegners zu betrauern, dessen Mut und Ritterlichkeit zu Ehren. Das darf nicht als finsterer Ausfluß militaristischer Denkweise beargwöhnt werden, sondern man sollte es als einen Funken der Hoffnung für Europa begrüßen, wenn in einiger Zukunft ein höherer Geist der Jugend, des Mutes und natürlichen Adels diese Zeit erbitterter Leidenschaften und finsterer Rachsucht überwunden haben wird." (Aus Sir Edward Mosley. „Weg und Wagnis" Ein Leben für Europa, Druffel-Verlag/Starnberger See, 1968.)

Diese Gesinnung echten Soldatentums, ganz gleich, ob richtig oder falsch eingesetzt, fand sich bei allen Truppen germanisch-europäischer Art, und auch die Ehrung, die jedem wahren Soldatentum zuteil werden muß, ist ein Stück unserer Gesinnung, die immer wieder beschworen werden muß, wenn unser Erdteil zu einer politischen Einheit zusammenwachsen soll, welche die einzige Gewähr dafür ist, daß wir in Freiheit unser Leben weiterführen können, angesichts der Gefahr eines kommunistischen Terrorismus und einer bolschewistischen Diktatur. Anbei: das Mos ley-Buch gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der politisch-europäischen Bühne seit 1968 und sollte von jedem ernsthaft um Ausgleich bemühten Artgefährten gelesen und gewürdigt werden.

285.

## Aufbruch zum Volksbewußtsein und Wende zum Niedergang

Der Krieg war immer der größte Mahner, Erneuerer und auch Vernichter der seelischen Kräfte der Völker. Es bedarf meist der furchtbarsten Geschehnisse, bis der Mensch aus seinem Alltagsleben aufwacht und zum Bewußtsein der Schrecklichkeit des Daseins und der Unerbittlichkeit der Geschichte kommt. So ging die Bewußtwerdung, zu einem großen Volke zu gehören, nur nuter Schmerzen vor sich: es sind die Geburtswehen einer anderen (man sagt: neuen) Zeit. Was aber hier zumeist nur zutage kommt, ist nach einem verlorenen Krieg das Unwertigste, das Minderwertigste im Menschen, sein maßloser Egoismus, seine Sucht, nun alles mit einem Mal anders und besser machen zu wollen, seine vergebliche, da aus der Erniedrigung stam-

mende Krankheit, nun alles umgekehrt zu sehen, als es vorher war. Aber dann zeigt sich mit wachsender Zeit und gereifter Besinnung der Gegenschlag, die Erneuerung der guten Kräfte, die Besonnenheit und die Rückbesinnung auf das Große und Schöne, das im Volke und seiner schöpferischen Art immer ruht und nur erweckt zu werden braucht, um zu neuer Geltung und Würde zu gelangen. An diesem Zeitpunkt stehen wir jetzt in Europa. Die Kräfte, die einst unsere Völker zu ungeheuren Leistungen bewegt und angespornt haben, werden wieder wach und können sich nunmehr zu positiver Gestaltung zusammenfinden. Das gilt für das einzelne Volk, und das kann auch für ganz Europa gelten. Der alte Haß und der Klein-Nationalismus muß angesichts der östlichen Drohung verschwinden, und alle Kräfte, die das nicht tun, müssen heute als reaktionär und unfruchtbar erkannt werden. Anknüpfend an ein neues Volksbewußtsein, das eingebettet ist in das gemeinsame Artbewußtsein der mittel- und nordeuropäischen Völker, muß die Gegensatz-Spielerei zwischen den einzelnen Nationen aufhören. Den Weg dazu macht die Achtung vor dem früheren Gegner der Artvölker frei und das Verständnis für deren Lage, als sie sich bedroht und angegriffen glaubten.

Schon einmal war diese Wendung sichtbar. Man kann als das tiefere Erlebnis und Ergebnis des Ersten Weltkrieges das Erwachen eines Volksbewußtseins begrüßen, welches dem Artbewußtsein der Gemeinsamkeit Europas fast ahnungsvoll nahekam. Tragisch war, daß dieses Gemeinsamkeits-Bewußtsein noch einmal verschüttet wurde durch die zwangsmäßige Lage, in welche die Siegermächte und ihre grausame und achtlose Politik unser deutsches Volk versetzten. Infolgedessen kam es, wie es kommen mußte: Deutschland wandte sich in nationaler Hoffnung einer möglichen Befreiung vom Sklavenjoch der Schuldbehandlung und Arbeitslosigkeit zu und ging den Weg über 1933 bis zum bitteren Ende von 1945.

Aber das Bewußtsein, etwas Besonderes und die Zukunft — trotz allem — Bestimmendes zu sein, ging nicht in den schöpferischen Kräften unserer Nation verloren. Dieses große Aufatmen vor einer geschichts-schweren Entscheidung hat unser Volk bereits 1914 beseelt, und die Antriebskräfte, welche aus diesem Gefühl — und später aus der gleichen Erkenntnis — entsprangen, haben die Periode zwischen 1918 und 1945 überdauert.

Hören wir zunächst noch eine unverdächtige Stimme zu dem inneren Geschehen der Seele unseres Volkes, wie sie das sehr gute Buch darstellt Paul Fechter, Geschichte der deutschen Literatur, Th. Knaur/Nachfolger Verlag, Berlin 1941, S. 706/708.

„In den Augusttagen dieses Jahres (1914) stieg zum ersten Mal mit einheitlicher Wucht das Gefühl gemeinsamen Schicksals in den Deutschen auf, riß das Verbundensein aller, sogar die isolierten Menschen der Literatur mit. Das Weltgeschehen packte ein Volk, nicht nur einen Staat, wenn auch mit verschiedenen Ergebnissen. Die Resonanz war nicht immer rein, war des öfteren hohl, aber aus der Fülle der Schreibenden kam in diesen Tagen eine derartige Menge nicht nur an reinen, sondern an Klängen der Verbundenheit, einer plötzlich entdeckten natürlichen Gemeinsamkeit, daß man deutlich spürt, wie stark dies Erlebnis im Sinn des Zusammenwachsens gewirkt hat."

285a.

### Die Wende

„Die Kraft, mit der die Wendung zum Volkhaften in der ersten Kriegszeit emporschlug, konnte als Ganzes umso weniger dauern, je länger die Last des Krieges auf der Nation lag. Zuerst wandten sich die ab, die nur mitgerissen worden waren und ihre eigentliche Heimat auf irgendeiner Literatur-Insel hatten (Fechter meint hier unter den „Dichtern und Schriftstellern"); dann begann die Gegenbewegung vom Intellekt her, der sich durch die Bindung beengt fühlte, Gefühl und Bekenntnis so wenig ertragen konnte wie Tat und Leiden. Der Troß verran, und langsam verstummten auch die, die trotz allem in ihrem Glauben nicht zu beirren waren. Sie hielten aus bis zum Ende, aber sie gingen schweigend heim, bis die Verwirrung vorüber war und die Welle zum Volk von neuem aufsteigen mußte."

Diese Darstellung klingt fast so, als wäre sie über das Ende des II. Weltkrieges geschrieben worden, aber in Wirklichkeit ist sie für die letzten Jahre des 1. Weltkrieges gemeint, als die große nationale Begeisterung verrauscht war und der Krieg sich als eine Sache von Tod und Leben der Nation herausstellte, in der der Einzelne zermahlen und geopfert wird. Im ersten Weltkrieg wurden die Anzeichen der Ermüdung drohend, als ein Teil der Arbeiterschaft, von roten Führern angeheizt, den Munitionsstreik durchsetzte. Das Volk als Ganzes hat es immer zu ertragen und zu bezahlen, was die falsche politische Führung verursacht hat, und so spricht das Schicksal unerbittlich über die Verant-

wortlichen, die in einen Krieg eingetreten sind, wenn sie ihn nicht gewinnen können.

Der Schriftsteller Paul Fechter hat dieses Gesetz voll begriffen. Hiervon sprechen auch die letzten Zeilen der folgenden Betrachtung:

„Sie (die Harrenden und Hoffenden) brauchten nicht lange zu warten. Das Schicksal selbst hatte durch den verlorenen Krieg für sie entschieden. Indem die Grenzen des Staates überall enger wurden, erkannten vor allem die jungen Menschen, daß der Begriff und das Gefühl Volksdeutsch eine viel größere Gemeinsamkeit umspannte als Begriff und Gefühl des augenblicklichen deutschen Staates. Die Schicksalsverbundenheit durch das Gemeinsame der Sprache, des Bluts, der Bindungsformen des Lebens wurde weit entscheidender als die gemeinsame Staatszugehörigkeit. Der kleindeutsche Staat war zusammengebrochen, noch kleiner geworden: das großdeutsche Gefühl riß alte und neue Grenzen ein, bezog nicht nur Deutsch-Österreich und die alten verlorenen Landesteile als selbstverständlich zur großen Deutschen Gemeinsamkeit gehörig in den Volksraum hinein... Was 1914 glühend emporgestiegen war, begann jetzt mit neuer bewußter Wärme zusammengeschweißt zu werden zu dem tragenden Grund für eine neue Kultur des Volkes; die soll nun jenseits aller trennenden importierten Bildung auf den eingeborenen Gründen des gemeinsamen Wesens und der gleichen Sprache erwachsen und über alle Grenzen hinweg das gemeinsame Deutsche in allen Menschen deutschen Blutes umfassen."

Paul Fechter hat hier in sehr deutlicher Weise den Aufbruch gekennzeichnet, der sich in den Jahren 1924—33 im deutschen Volke vorbereitete und viele Herzen mit neuer Hoffnung erfüllte. Kaum ein Literaturhistoriker hat sich mit seiner Gesinnung so weit hervorgewagt, daß er über die gelehrte Sammeltätigkeit und das literarische Urteil hinaus die inneren Volksbewegungen darstellte und sich zu ihnen bekannte wie dieser. Dafür ist er dann auch von den ewigen Verneinern und gespielten Revolutionären als „reaktionär" und „nationalistisch" verdammt worden. Aber er hat etwas gefühlt und ausgesprochen, was auch nach dem II. Weltkrieg wieder Form und Farbe gewonnen hat: den gemeinsamen Zug und Seeleninhalt des Blutes, das nunmehr auch über die deutschen Staatsgrenzen hinausreicht bis zum Begriff der Art.

Wir werden noch einmal und später auf Fechter zurückkommen, wenn wir die tragischen Seiten des Ersten Weltkrieges in der Äußerung der Dichter erfaßt und gedeutet haben. —

286.

## Arthur Moeller van den Bruck und das „Dritte Reich"

Für das Werden des Volksbewußtseins als einer Vorstufe zum Art-Bewußtsein hat wohl keiner mehr getan als der Schriftsteller Arthur Moeller van den Bruck. (1876—1925) Man sieht hieran, daß die Verbreitung und Vorbereitung volklicher Gesinnung „schon lange vor dem 1. Weltkrieg" erfolgte. Wir folgen hier noch einmal Paul Fechters Darstellung in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" (S. 707/708), da dieser die Bedeutung der seelischen Vorgänge im Untergrund des Volkes tiefer erfaßt als andere Literaturhistoriker. Er sagt von Moeller van den Bruck:

> „Er schrieb, sieben Jahre vor 1914, eine Reihe dichterisch durchleuchteter Menschenporträts „Die Deutschen" (Verirrte, Führende, Verschwärmte, Entscheidende Deutsche), in denen schon die heutige Betrachtung von Gestalten wie Herder und Moltke vorweggenommen ist... Dann kam der Krieg; der Landsturmmann Moeller zog hinaus und schrieb in Uniform sein Buch vom „Preußischen Stil", ein Bekenntnis zu Preußen und seiner Form, in dem schon die Nachkriegszeit sich ankündigte. In den Tagen des Zusammenbruchs brachte er „Das Recht der jungen Völker" heraus, um dann mit dem „Dritten Reich" andeutend die Aufgaben der Zukunft zu umreißen, das neue Ziel eines Lebens aus der Idee des Volkstums aufzustellen. Hier wird er der Verkünder des Kommenden und der herbe Kritiker des Vergangenen, strenger Kämpfer nicht nur gegen die Nachkriegszeit, sondern schon gegen das zweite Reich, das keine Beziehung zum lebendigen Leben des Landes mehr hatte. Ein konservativer Mensch mit der Lebendigkeit des Revolutionärs schrieb dies Buch voll sachlichem Pathos, das die weltanschaulichen Voraussetzungen der Entwicklung auf die Gegenwart hin mit . . . Klarheit aufstellte."

Moeller kämpft gegen den Liberalismus und gegen die Reaktion für den großdeutschen Volksstaat, den er heraufkommen sieht, er greift nach dem Sinn des verlorenen Krieges und verwirft den Widersinn der verlorenen Revolte von 1918 aus lebendigem Miterleben der Zeitvorgänge und aus wollen-

dem Bejahen des heraufdrängenden Nationalismus, der die Gegenwart wieder mit der großen abgebrochenen lebendigen Vergangenheit des Reiches verknüpfen konnte."

Dem aufmerksamen Leser und Beobachter wird nicht entgehen, in welcher inneren Nähe dieser Mann Moeller van den Bruck zu dem damals im Kommen befindlichen neuen Staat stand, dessen Bezeichnung „Das Dritte Reich" er geprägt hatte. Er starb schon früh vor dessen Verwirklichung, und ob seine Ideen völlig gleichlaufend mit denen des dann wirklich errichteten Staates übereinstimmten, das müßte ein gründlicher und unbefangener Forscher einmal überzeugend darstellen.

Der aufmerksame Leser wird aber auch bemerken, daß Inhalt und Ziel dieses Buches Heimkehr zum Artglauben sich wesentlich nährt aus der Zusammenschau von Konservativ und Revolutionär. Konservativ ist unsere Grundhaltung, was die sittlichen und staatlichen Forderungen an den einzelnen Volksgefährten angeht; revolutionär ist — über Moeller van den Bruck hinaus — die Erweiterung unserer Zielvorstellung von dem „Artreich Mittel- und Nordeuropas". Die Inhalte aber dürften bei beiden die gleichen sein. Moeller van den Bruck ist einer der großen Wegbereiter des artlich begründeten Volksgedankens unseres Menschentums.

Er war auch ein Freund des vorher schon rühmend und bejahend erwähnten Hans Grimm, dessen einziger Unterschied in der Grundeinstellung zum Artgedanken darin besteht, daß er — Hans Grimm — keine entscheidende Kritik am christlichen Glauben als der Ursache unseres völkischen Versagens fand, wie er dem Verfasser dieses Buches in einem Brief etwa zwei Jahre vor seinem Tode, bestätigte.

## 287.

### Karl Bröger und Hugo Zuckermann zwei Dichter des Krieges

Beide Dichter haben je ein unsterbliches Gedicht und Lied dem deutschen Volke über den ersten Weltkrieg geschenkt. Der eine, niederdeutscher Arbeitsmann, hat das schönste Bekenntnis zu unserem Vaterland als Soldat geschaffen; der andere, Österreicher, gab uns das seltsam traurige und ergreifende Lied mit der Todesahnung, wie Löns und Flex. Es ist wenig hinzuzufügen. Die Gedichte sprechen für sich selber.

**Bekenntnis**

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland.

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle hüten wir deiner Grenzen heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland.

Immer schon haben wir eine Liebe zu Dir gekannt,
bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.
Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland.

Aus: Der ewige Brunnen, Verlag C. H. Beck, München, S. 459.

Das zweite Gedicht, von Hugo Zuckermann, ist oft von der jungen Wandervogelgeneration gesungen worden. Man kann es das einzige wirkliche und bleibende „Volkslied" des ersten Weltkrieges nennen.

**Österreichisches Reiterlied**

Drüben am Wiesenrand hocken zwei Dohlen, —
Fall ich am Donaustrand, sterb ich in Polen?
Was liegt daran?
Eh sie meine Seele holen.
kämpf ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain schreien zwei Raben, —
Werd ich der erste sein, den sie begraben?
Was ist dabei?
Viel Hunderttausend traben
In Östereichs Reiterei.

Drüben im Abendrot fliegen zwei Krähen, —
Wann kommt der Schnitter Tod,
um uns zu mähen?
Es ist nicht schad!
Seh ich nur unsere Fahnen wehen
auf Belgerad!

Volkstümliche Kürze des Ausdrucks, gefühlte herbe und zarte Empfindung und das Wissen um die Unerbittlichkeit des Schicksals im Soldatenlos haben dem Lied einen unsterblichen Platz in unsererer gemeinsamen Nation gegeben.

## XVIII. Kapitel

288.

**Rudolf Georg Binding**
**Erlebnis und Sinn des Krieges**

Zu den bedeutendsten Gestaltern des Kriegserlebnisses im deutschen Volke — außer Stefan George — gehört Rud. G. Binding (1867—1938). Ein feinfühliger Idealist von hohem Bildungsgrad und tiefer Erlebnisfähigkeit hat uns Ausbruch und Sieg, Schrekken und Untergang in die Aussage der Dichtung gebannt. Sein Schaffen als Dichter rechnet zu den hohen Graden einer vom Göttlichen begabten Kunst und Ausdrucksfähigkeit des Wortes. Er hat damit zugleich — wie auch Rilke — unserer Sprache ein Neues, Wesentliches hinzugefügt. Er muß daher für die jetzige und kommende Generation gerettet und bewahrt werden, weil aus seiner Dichtung jederzeit wesentliche Antriebe zu einem edlen Leben hervorgehen können.

Aber auch in Hinblick auf die Glaubens — und Weltanschauungsfrage bietet er uns Anschauungen und Haltungsweisen dar, die den unseren sehr verwandt sind und die in ihrer rücksichtslosen Wirklichkeitsschau (Realistik) jede verschönernde Kriegsdarstellung hinter sich lassen.

Das, was wir „tragischen Pessimismus" nennen, die Einsicht und Erkenntnis, daß alles Lebendige ausweglos veranlagt ist, zum Tode, wann auch immer, bestimmt, und meist von erbarmungslosen Schicksalsschlägen begleitet, läßt uns den Dichter als einen Verkünder wirklicher Wahrheit und echter Bemühung um letzte Erkenntnis sehen, der gleichwohl den Lebenswillen und die Lust, — das Bejahende des Mannesmutes preist, die Größe im Untergang und die Erhabenheit des Lebens trotz Unglück und Vernichtung. Dies ist die Haltung unserer Ahnen gewesen, und sie lebt immer noch in Herzen und Tat aller wirklichen Menschen Unserer Art.

(Die Gedichte sind ausgewählt und zitiert aus dem Band „Gedichte, Rütten und Loening Verlag Potsdam 1940.)

**Eingang**

Durch großer Kriege Irrsal bin ich gegangen.
Alle Dichter hatten ihr Recht verloren.

Anderes Maß der Dinge wurde geboren.
Stolz und Schmach waren wirr durcheinander gehangen.

Eiskalt stieg es empor von blutenden Sporen
auf zu unseren Herzen: Lawinen von Leid!
Alle Lieder starben. Wir erstickten,
die, welche nicht sterben wollten,
in unserem Kleid.

Da waren wir sehr arm. Aber es schickten
die Toten zu mir und sagten:
Das Wort ist ewig. Wir sind gewärtig. Rufe!
Und Trauben von Trauer preßte ich aus in die Kufe.

„Ein anderes Maß der Dinge wurde geboren." Der Krieg setzt dieses Maß. Leben und Sterben ist nicht mehr dasselbe wie früher. Tod und Untergang haben neue Gefilde beschworen. Über uns, in uns, um uns waltet das Schicksal. Den einen trifft es — ohne Schuld —, den anderen verschont es — ohne Verdienst. „Gott" ist fern, wenn er nicht selbst das unergründliche Schicksal, die Sinnlosigkeit an sich, ist.

Daher muß der Soldat Weib und Kind, Heimat und Glück hinter sich lassen, „über die Schulter werfen", wie es in der Edda steht, um dem Schicksal gewachsen, um nur noch Soldat zu sein, bereit zu leben in jedem Augenblick und bereit zu sterben, wenn sein Maß erfüllt ist. Hier wird das Kriegserlebnis als ein religiöses genommen, — das bedeutet das neue Maß für Binding.

**Ausbruch**

Dreimal heilig sprang der Krieg aus den Herzen der Völker.
Dreimal heilig ergriffen alle die Waffen.
Aus einem Meer von Kraft riß sich Begeisterung
wie die Sonne aus heiligem Meere des Ostens.

Reiner Seele junges Gestirn überstrahlte die Welt. —
Aber die Völker entweihten dies alles im Irren der Sinne,
alle betört von Haß, vergiftet von Habgier,
alle verblendet in Dünkel und alle betäubt von der Lüge.

Ihr aber, unsterbliche Sterne, werdet es nimmer vergessen:
daß Er kam als ein Mahner an Größe und Freiheit,
daß er kam gleich einer heiligen Flamme,
daß uralte Sehnsucht in Tiefen sich adlerhaft regte,
daß er uns vorwärts riß in die Säle unbekannter Befreiung,
daß wir vor Lust am Leben beinahe vergingen,
daß wir stille waren in unseren Herzen

und fromm und vertrauend,
daß wir nicht mehr zu warten brauchten auf Rufer und Seher
noch auf Antwort dunkler Orakel noch auf Befehle.

Denn wie ein Gott stand er in uns auf,
und alles erfüllte sich durch den Gott
und mußte sich also erfüllen.

Im Bekenntnis Unserer Art heißt dasselbe: Gottesfreundschaft und Schicksalseinklang.

289.

## Das neue Schicksalsgefühl

An dem vorstehenden Gedicht von Rudolf Georg Binding wird etwas Neues sichtbar, das bisher nicht in Erscheinung getreten war: es ist das Gefühl, daß Leben und Krieg nicht als Zufälligkeiten genommen werden dürfen, sondern als „Bestimmungen", die im Augenblick ihres Daseins unabwendbar und unabänderbar sind. Man muß sie daher „bestehen" oder an ihnen zugrundegehen.

Denn in allen Völkern brach dieser Krieg wie ein von den Göttern Bestimmtes auf, jede Jugend jubelte und drängte nach den Waffen und nach Einsatz in der ersten Front, und alle waren begeistert, wie in ein neues Leben getaucht: der Atem des Schicksals hatte alle berührt. Und das, was da auf jeden zukam, wurde begrüßt, als ob es zu einem Fest ginge, als ob nicht Verwundung, Verstümmelung und Tod mit eingeschlossen seien: so wurde der Krieg zum Erlebnis, zum „inneren Erlebnis" wie es Ernst Jünger beschrieben und glühend dargestellt hat. („Der Kampf als inneres Erlebnis"—)

„Dreimal heilig sprang der Krieg aus den Herzen der Völker.
Dreimal heilig ergriffen alle die Waffen.
Denn wie ein Gott stand er in uns auf,
Und alles erfüllte sich durch den Gott
Und mußte sich also erfüllen."

Dies ist ein tragisches Bewußtsein, gesegnet mit Begeisterung und bestimmt zum Tode, als der Schwall des ersten Kampfglücks verrauscht war und die harte Fürchterlichkeit des Kriegsgeschehens in das wachgewordene Bewußtsein des Soldaten trat. Denn die Jugend aller westlichen Nationen, die an dem Krieg beteiligt war, dachte so. Man lese einmal die Erinnerungs-

bücher derer, die alt geworden waren und ihr Kriegserlebnis von 1914 schilderten, wie es eben angedeutet wurde: als Jubel der Begeisterung, als Aufruf zu allen männlichen Tugenden, als Bewährung des eigenen Charakters; nicht nur als vaterländische Pflicht, sondern als etwas noch anderes, als ein Anruf der höchsten Mächte, dieses Geschehen als persönliches Eigentum und als letzte Verpflichtung des menschlichen Wesens, der Wesenhaftigkeit des eigenen Ich, zu betrachten und zu bestätigen. —

Man könnte dieses glühende Erlebnis in den Herzen der Jugend als bloßen Ausfluß eines patriotischen Geistes junger Menschen ansehen; aber es war mehr; es war wie eine religiöse Ahnung, daß hinter all dem äußeren Geschehen ein Überweltliches stände, vielleicht eine Erkenntnis, daß dies alles nur ein Vorspiel war, um das letzte Wesen der Dinge zu erfahren: die Unerbittlichkeit des Daseins schlechthin, die Unbarmherzigkeit des All- und Erdenlebens, wo, wie es Binding später sagt:

Einmal vor Unerbittlichem stehen,
Wo Gebete entrechtet, Gewinsel zu Gott
lächerlich ist,
wo keines Mutter sich nach uns umsieht,
kein Weib unsern Weg kreuzt,
wo alles o h n e Liebe ist,
wo nur die Wirklichkeit herrscht,
grausig und groß, —
s o l c h e s m a c h t s i c h e r u n d s t o l z, —
unvergeßlich und tiefer rührt es ans Herz des Menschen
als alle Liebe der Welt.
Und wir fühlten: dies war das Maß.

Es scheint angebracht zu sein, an dieser Stelle einmal anzuhalten und zu überlegen, was solch ein Bekenntnis — „dies war das Maß" — im tieferen Sinne bedeutet. Denn wenn solch ein Gefühl — oder fast Bewußtsein — sich auch in anderen regt, daß das Kriegserlebenis an sich größer ist als die Nation, in der oder zwischen denen es sich ereignet,– dann ist hier ein Menschliches (Unserer Art) ausgesprochen, welches darauf hinweist, daß ein Innerweltliches und Überweltliches durch uns hindurchgeht, welches mit dem nationalen Erlebnis als solchem nichts mehr zu tun hat. Es ist ein Schicksalsgefühl, in dem der Mensch einem Ewigen gegenübersteht, und dieses Ewige ist nicht der Liebe Gott, auch nicht der Weltenlenker, denn hier steht der Mensch ganz allein vor dem Ungeheuren, Unabwendbaren, ihn Vernichtenden oder Schonenden, ganz wie es diesem unfaßlichen Schicksal gefällt. „Da waren wir ganz allein", — und, wie es in dem

Vorspruch zu diesen Gedichten heißt: „Wir sind gewärtig. R u f e!
Und Trauben von Trauer preßte ich aus in die Kufe."

Dies ist ein r e l i g i ö s e s Gefühl und Bewußtsein, und es ist ein germanisches, ein Gefühl, tief verwurzelt im Wesen der Art, unserer Menschen, ob Mann oder Frau. So steht die Frau auch vor der Geburt, und so steht der Mann vor dem Tod im Felde. Wir verzagen nicht. Wir wissen um die Möglichkeit der Tragik, des Untergangs, des Erlöschens des individuellen Lebens, und wir bejahen doch das große Leben, in dem wir stehen. Wir wissen uns eins mit dem Schicksal. Wenn es uns fortnimmt, dann soll es sein, und wir klagen nicht. Denn jedes Leben ist vollendet, wenn es sich dem Schicksal stellen kann. Furcht kennen wir nicht, aber Trauer, daß das schöne bejahte Dasein mit Leid und Lust, Glück und Stolz zu Ende sein muß, wenn das Unfaßbare ruft.

Unsere Ahnen nannten es Odin, denn er rief die Starken und Besten, ob Mann oder Weib, zum letzten Kampfe gegen die Riesen auf, die ungestalteten furchtbaren Mächte der Finsternis und des letzten Verderbens.

290.

## Der Krieg — 1914
### Erlebnis eines Dichters

So wie hier erlebten Tausende aller Völker Europas den Kriegsanfang. Jeder glaubte sich im Recht, und jeder Tapfere hat die heilige Begeisterung, die ihn mitriß und vorwärtstrieb. Und das Erlebnis von jedem solchen Soldaten war echt, — und wer hatte vor dem Schicksal mehr Recht als der Andere? Das Erlebnis an sich sagt nichts über das objektive Recht im Kriege aus und nichts über Schuld oder Verantwortung der hohen Herren, die den Krieg machen und führen. Der Soldat ist immer allein mit seinem Geschick, und wenn er nicht bereit wäre, alles einzusetzen und sein Leben für seine Sache hinzugeben, könnte er nicht Soldat sein und seine Pflicht tun. So empfanden es alle, und so empfinden es noch heute die Soldaten aller Heere Europas. Der Dichter hebt das einzelne Empfinden zur gültigen Haltung des Kämpfers empor, und er sagt nur aus, was dieser bei höchst gespanntem Gefühl in sich trägt und aus dieser Verpflichtung heraus leistet und tut.

**Glaube — Marsch**

Denken sie noch rauschender Verführung?
Horn und Trommel schwingten unsern Schritt.
Denken sie noch weihender Berührung?
Fromme Hände rührten uns inmitt,
Fromme Lippen rührten unsre Lippen,
Frommer Blick verhing sich unserm Blick, —
Und es riß uns über stille Klippen
Wie ein großer Strom in das Geschick.

Fremdes Land lag vor uns wie das Leben,
Hell! Geweiht, — wir liebten es um dies.
Schöner Kampfplatz mannhafter Epheben,
Heilig fast, weil es uns Kampf verhieß.

Horizonte huben an zu blühen.
Tag war von Mitternacht bis Mitternacht;
Und wir glühten unter ihm im frühen
Hauch des Wandels, der Gefahr, der Schlacht.

Vorwärts schreitend schimmerten die Waffen,
Stahl und Stärke, Jugend, heilige Not!
Rausch, o Rausch: das Letzte zu erraffen
Hofften wir — und wußten nichts vom Tod.

Selten hat ein Dichter, der selbst Teilnehmer und Träger des Kampfes war, die Begeisterung und den Schwung einer Jugend schöner geschildert, wenn es in die Weite des „feindlichen" Landes ging und in die Unsagbarkeit und Schicksalsbestimmung der Schlacht. Keiner dachte an Tod, Sterben und Verstümmelung. Jeder glaubte, daß der Sieg vor ihm stünde. Und dann kam der erste Tote, wie aus dem Unendlichen gesandt.

**Der Fremde**

Nun plötzlich mußten glauben wir an ihn,
den wir noch gestern im Vorüberziehn
auf Straßen kaum geachtet noch gegrüßt,
der uns so völlig fremd und weit noch schien.
Noch aber war er wie ein Gott versüßt
in uns: wir hatten weder Furcht noch Acht
vor ihm, daß er uns jählings überritte.
Er rührte den und den in unsrer Mitte
nach seltsam großer unverstandner Macht.

Aber dann ergreift das Schicksal den einen, den man geliebt hat, den man kannte, und es ist nicht mehr der „namenlose" Soldat, sondern der Freund, der einem genommen ist auf Nimmer-Wiedersehen, und dann wird das Unbegreifliche sichtbar und nahe und greift selbst nach einem...

**Gefallener Freund**

Es ist vorbei. Auch du bist kalt.
Lachendes Blut sprang fort von dir.
Dein Blick verflog in einen Stern.
Dein Hauch zog mit dem Wind dahin.
Wo mündest du, wo endest du,
den Blut und Blick und Hauch verließ?
So totenstumm, so bettelarm;
Was denn an dir begrab ich noch?
Ich lese frierend Scherben auf,
zerbrochenen Krug, verratnen Thron,
und hüll sie in ein dunkles Tuch,
und geh davon, und glaub dir nicht...

Dann kommt die Trostlosigkeit näher, die Leere, das Nichtverstehen, und die letzten Gedanken über das Leben ... und Sterben werden wach, und der letzte Sinn wird gefragt, und wir stehen am Anfang alles Glaubens, an der Pforte zur Religion.

291.

## Sinn des Krieges —?

eine Antwort des echten Dichters

Nur wer den Krieg als mehr nimmt denn als politisches und rein-vaterländisches Geschehen, wird erfahren, daß in allen Dingen, die wir erleben, etwas ist, das wir als Sinn deuten können. Wir müssen es als Sinn, als sinnhaft deuten, sonst würden wir uns gänzlich in einer Welt der Sinnlosigkeit befinden und daran zugrunde gehen. Denn im Sinnlosen zu leben, ist völig unfruchtbar und auch untragbar. Deshalb sucht der Mensch nach einem „Sinn", oder richtiger: er gibt ihm einen Sinn von sich aus, wie er ihn braucht, um weiterleben zu können. Insofern ist die Sinngebung des Sinnlosen ein menschlicher Zwang, den wir zum Auftrag und sogar zum sittlichen und religiösen Gesetz erheben müssen. Dies ist heidnische Haltung, die das Leben bejaht, den Tod nicht fürchtet und dem an sich — viel-

leicht — Sinnlosen einen Daseinssinn abringt und es dadurch zum Leben-Fördernden macht. Dies tut auch der große Dichter.

**Schicksal**

Es stiehlt sich heimlich etwas fort von uns.
Ist es ein Traum? ein Hauch? ein Zauberwort?
Mir ist, als schreite ich nicht mehr im Licht
und wandle seelenlos durch dunkle Helle.
Noch immer sterben wir auf finstrer Schwelle
wie einst —: doch unsre Tat durchdringt uns nicht.
Die Morgen steigen aus zerquälter Nacht.
— Einst waren Morgen jung und Nächte heilig, —
Ein Frühling schleicht durchs Land ohn Ehr und Macht
und stirbt — irrsinnig lächelnd unterweilig.
Blühen wird Wahnwitz. Fühllos gehn Gewitter.
Die Welt ist ohne Gnade. Nichts genest.
Der Regen segnet nicht. Das Licht ist bitter.
Die Stunden faulen, und der Tag verwest.

So scheint dem Dichter im Erleben alles sinnlos geworden zu sein, was einst helle Begeisterung, Rausch der Jugend und Hoffnung auf neues Leben war. Und doch liegt im Verhängnis und sogar im Untergang ein Großes, fast Unaussprechbares, was der Dichter fühlt und was er schließlich im Wort gestalten kann, nachdem alles Schreckliche in ihm zum Ursprung einer neuen Erkenntnis geworden ist. Dies ist eine unchristliche Erkenntnis, eine heidnische, und von dieser ein Teil unseres Innenerbes, nämlich das Wissen, daß alles, Tod und Untergang, Qual und Verhängnis, Verlust und Niederlage für den Wissenden und Fühlenden immer das große Leben bleibt, dem wir unlösbar verbunden sind, ob wir leben oder selbst untergehen: es lebt weiter und gebiert neue Formen, neues Dasein, neue Zukunft, wenn wir diesen Auftrag begreifen. Und nur WIR LEBENDEN können es tun.

**Beschwörung**

Dampfe, Welt, aus allen deinen Tälern, walle lichtwärts, Nebelozean,
Blute, Erdenkraft, aus heiligen Mälern,
morgenfroh und morgenuntertan.
Stürze, Sonne, nieder auf die Saaten, reiß ihr Gold in deinem Strom zum Blau.

Walte, Äther, in Gewittertaten, Segne, Wolke,
Tränke, labe, Tau.
Brünstige Beschattung großer Nächte, stille Zeugung kommt,
die Zeit ist da.
Ur der Liebe, Ur der Mutternächte steigt herauf,
Ein heiliger Lenz ist nah.
Seufzt euch nieder, selige Winde, seufzet schwangern Ganges,
feuchtend süß und schwer —
und es bricht herein; es stürmt, es jauchzet, überschwemmt,
Entfesselt ist das Meer.
Meer der Knospen überstürzt die Hänge; Duftlawinen reißen
froh sich los.
Meer des Blühens, Meer der Überschwänge
wirft sich in der Ebene weiten Schoß.
Sie gebiert, sie leuchtet, grüne Flammen, die ihr aufrecht aus
den Furchen steigt,
schließt zu goldnen Gluten euch zusammen,
wenn ihr euch der Erde wieder neigt.
Helft Ihr Berge, blühen! Wald, erwache, Stoßet herrisch grün
Gewölk ins Blau.
Wo ist Tod, Verwesung, Rost und Brache,
Wenn du atmest, machtgewaltiger Gau!

O, Ihr ernsten Stämme, schwere Schollen,
trächtige Wiesen, ruhelose Samen,
Wilde Kräuter, und ihr gierdetollen Blütenranken mit den
Schatten-Namen,
Süßer Kelch im Auge der Geliebten, Blütenstaub,
fern übers Meer geweht, —
Dürftig Moos und Blumen in betrübten
Gärten darbend freudlos und verschmäht, —
Du selbst, singend Reis, das schüchtern triebe
unter einer Schwelle dumpfer Not, —
Jauchzt empor in einer Nacht der Liebe, —
Und entrechtet ewig ist der Tod.

Wir mußten dieses große und herrliche Gedicht hier bringen, weil es die sprachliche Verkörperung einer menschlichen und weltanschaulichen Haltung ist, die man Pantheismus nennt. Pantheismus heißt All-Gott-Gesinnung. Alles ist — diesem Gefühl nach — göttlich, da es lebendig ist, da es lebt, da es immer lebt und niemals als Leben endet. Denn das Leben selbst ist unsterblich, und das Göttliche ist nichts als Leben überhaupt.

Diese pantheistische Weltauffassung und das ihr entsprechende Daseinsgefühl ist künstlerischer Natur. Sie ist ein Teil auch

unseres Verständnisses des Lebens und der Welt, wenn sie auch nicht das einzige menschlich bejahenswerte Deutungs-Erlebnis des Daseins ist. Aber sie ist herrlich und schön, all-dichterisch und all-ausgleichend.

292.

**Sinn des Daseins**
nach Rud. Georg Binding

Jeder echte Dichter von innerem Umfang und geistiger Tiefe muß versuchen, sich sein Bild von Leben und Dasein, von All und Erde zu machen. Alle auf das Harmonische gerichteten Menschen streben danach, ein harmonisches, das heißt also: ausgeglichenes Weltbild zu haben, anzuerkennen oder selbst zu entwickeln. Der Künstler braucht Harmonie, Ausgeglichenheit und freundliche Zugewandheit zum Leben. Wenige Dichter verstehen die Welt als ewige Stätte des Kampfes; aber es gibt auch solche, die den ewigen Kampf als Schicksal und Notwendigkeit bejahen und preisen, obwohl sie wissen, daß ihr eigenes Leben auch unter dem Gesetz des Gehens und Vergehens, des Kampfes ums Dasein und der Notwendigkeit steht, auch Tod und Tragik einzubeziehen in die Erkenntnis des Seins.

Binding ist mit seinem Allgefühl dieser Erkenntnis nahe. Er ist im Tiefsten heidnisch gesinnt und neigt zur Allbejahung alles Lebens, weil es Leben ist. Er erhebt sich damit über die Moral, über die Sittlichkeit der Gemeinschaft; er sieht auch das individuelle Leben nicht als völlig — gesetz- und sitte-gebunden an, weil er Künstler ist. Aber er lehrt uns, daß das gesamte Dasein, Erde, All und Welt, Mensch und Tier, Blume, Pflanze und alles, was überhaupt ist, zum Dasein gehört. Jedoch weiß er auch, daß wir als Menschen, Völker und Arten uns Gesetze — menschliche — geben müssen, um in Eintracht und Ordnung leben zu können. Als pantheistischer Dichter ist er auch ein religiöser Dichter, heidnischer Art, und dies kommt in dem großen zweiten, rein religiösen Gedicht zum Ausdruck, das wir deshalb hier bringen und erläutern. Auch dieses Gedicht ist ein Weg zum Artglauben.

**Ruhspruch**

All Geschick ist heilig, fromm betrachtet,
Und das strenge segnet wie das milde.
Starkem Volke ist das strengste hold.
Herz erglühend, Süßestem erschlossen,

Höchster Pflichtung nicht hinweggewendet,
Faßt den Gott, wo nimmer er sich endet,
In den stummen Zeichen ausgegossen.
Wald wächst ruhvoll seine Hundertjahr.
Dienend gehen Ströme durch das Land.
Stiller Herd hält heimatliche Glut.
Schweigend sinkt und steigt der Förderkorb.
Rinder weiden stumm gesenkter Stirn.
Unbeirrt, von Erde tief verhüllt,
Ziehen Pflüge die gestreckte Bahn.
Unterm Pfluge wandelt sich das Leid.

Nicht aus Sternen stürzt auf uns das Schicksal.
Selber sind wir hold uns oder abhold.
Gehn Geschlechter ruhmlos durch das Licht,
Hörst du schon der Ungebornen Schritt.
Einem Ende treiben zu die Völker.
Eine Sonne geht nur über allen Menschen hin.
Es blüht und stirbt alles gleichen Sinnes,
Und im Ewigen ist das Gute wie das Böse gut.

Der Dichter gibt hier eine Betrachtung, wie sie ein göttlicher Geist über allen menschlichen Dingen ausdenken und aussprechen könnte. „All Geschick ist heilig, fromm betrachtet." Das ist wahr, wenn man außerhalb des Irdischen steht und gelassen den Wandel der Jahrtausende und Jahrmillionen überdenkt und vor seinem Geiste abrollen, aufsteigen und vergehen sieht. Es ist ein Welt- und Lebensbild, welches ein gleichsam Unbeteiligter in sich trägt, der mit Streit und Kampf, gegenwärtiger Auseinandersetzung und Sorge und Verantwortung um Volk und Einzelmensch nichts mehr zu tun hat. Der e r h a b e n ist über dieses Dasein und es aus den Himmeln der Überwelt schauend und sinnierend erlebt. So meint es Binding auch. Es ist keine Empfehlung für jeden und den innerlichst verpflichteten Hüter und Bewahrer, Förderer und Kämpfer für erhaltende und zu erreichende Ziele des Art- und Menschen-Lebens. Diese pantheistische Wendung Bindings zeigt ihn als überschauenden Gestalter deutscher Sprache im höchsten religiösen Sinne. Er ist hier Philosoph geworden, „Weltweiser", wenn man so will, ein „Erhabener", wie es die indischen Wanderer zu den höchsten Innenwerten der Seele sind. Wir schließen diese Menschen in den Kreis unseres Glaubens ein. Einmal deshalb, weil die höchste Weisheit nicht ausgeschlossen werden darf aus dem menschlichen Leben. Und zum andern deshalb, weil der Weise unseres Volkes und unserer Art an der Schwelle des Todes sich zum

All-Leben bekennen darf, denn er geht selber ein in dieses Reich des Überweltlichen, von dem wir nicht wissen, ob und was es ist. Da aber Milliarden Sterne und Sonnen im Weltall kreisen, deren magische und wirkende Kräfte wir nicht kennen, dürfen wir die letzte Aussage unserer Weisesten nicht verwerfen, auch wenn wir selbst, im vollen Leben stehend, uns um Volk und Art, Staatsschicksal und Wirklichkeitskampf kümmern und für ihn einsetzen müssen. Denn solange der Mensch im wirkenden Tageslicht steht und lebt, muß er ein Kämpfer sein. Selbst Goethe bekräftigte diese Gesinnung mit dem berühmten Spruch seines Alters: „Macht nicht soviel Federlesen, laßt mich endlich nun hinein (in den „Himmel") denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt: Ein Kämpfer sein!"

Aber wir dürfen den Dichter auch nicht mißverstehen. Er sagt selbst: „Herz erglühend, Süßestem erschlossen, höchster Pflichtung nicht hinweggewendet...", und das kann nur bedeuten, daß er sich keiner Verantwortung entzieht und daß er keinem erlauben würde, sich von den Bindungen zu entfernen, die uns das Schicksal und Volk und Staat auferlegt. Wir kennen ihn aus seinen großen Kriegsgedichten, und wir wissen, daß er sich als „heiliger Reiter" in diesem Kriege fühlte, der bis zu schwerer Verwundung seine Pflicht unerschüttert tat; kein Feigling, der sich seinem Volke entzog, kein Verweigerer von Diensten, welche die Gefahr, in der sich die Nation befand, von jedem verlangen muß. Aber auch kein „Hurrah-Patriot", der alles, was ein Staat begehrt, für richtig und gut hält, kein unbedingter Jasager gegenüber zeitbedingten Herrschern, sondern ein freier Geist, der in eigener Verantwortung sein Leben einsetzt, aber auch seinen Geist fern hält von Massenurteil und engherziger Voreingenommenheit. Ein großer und vornehmer Geist ist Binding gewesen, und wer ihn noch gehört hat, wie er aus seinen Dichtungen las, dem ist unvergeßlich der Klang seiner Worte im Ohr und die Haltung dieses Soldaten im Herzen und das geheime Etwas, das diesen Mann umschwebte, immer im Gedächtnis geblieben und immer als fortwirkende Kraft in der eigenen Seele verwandelnd und befruchtend erhalten worden. So verstehen wir auch die Mahnung: „Nicht aus Sternen stürzt auf uns das Schicksal. Selber sind wir hold und oder abhold..." Daß wir selbst nämlich immer mitverantwortlich sind im höchsten Sinne, wenn auch nicht im Sinne von „Kriegsschuld" — und Verbrechen. Denn das haben die Herrschenden und Regierenden mit sich auszutragen; es ist nicht das Volk, welches verantwortlich ist, sondern der das Volk mißbrauchende Lenker der politischen Schicksale, welcher die letzte und eigentliche Verantwortung trägt. Dies meint auch der Dichter, nicht als

Mahnung für eine Zeit später, als er lebte, sondern als inneres Gesetz, das stets gilt. „Selber sind wir hold uns oder abhold", denn das Schicksal mißt uns nur nach dem Maße unseres eigenen und letzten Wertes. Wenn ein Volk verliert, war es vor dem Schicksal noch nicht reif, die Gnadenkrone des Sieges zu tragen. Es unterscheidet die religiöse (das heißt: nur-menschliche) Betrachtung und Wertung, von der politischen, wenn man nach den letzten Werten fragt und nicht nach dem, was erreichbar und möglich, wünschenswert und greifbar ist. Aber, um nicht mißverstanden zu werden, an Stellen und Problemen, die tiefer gehen als das Tagesinteresse, wenn wir sagen: das Religiöse ist das rein-Menschliche, so bedeutet das für uns n i c h t, daß wir mit dem „Rein-Menschlichen" das All-Menschliche jedes Erdbewohners meinen; denn die zusammengezählte Masse aller Menschen auf der Erde, die sogenannte „Menschheit", ist uns kein Maßstab für unser Tun und Urteilen. Sondern nur unsere eigene Artsittlichkeit, die sich freilich im Absolut-Edlen decken wird mit den wahrhaft ethischen Forderungen anderer Menschen. Unser Artgesetz aber gibt allein die Maßstäbe für unser sittliches Handeln an und keine Menschheit, die in concreto, das heißt: in Wirklichkeit als eine echte Gemeinschaft nicht vorhanden ist. Solange die sittlichen Werte einfachster Art nicht eingehalten werden von anderen Völkergruppen, die offen für Mord und Terror eintreten und sich sogar dazu bekennen, g i b t es keine verbindlichen Werte und sittlichen Maßstäbe in der Welt, und jeder hat zu sehen, was er vor seinem eigenen Volk oder seiner ihm zugehörigen Art zu verantworten hat.

—„Einem Ende treiben zu die Völker" ... das ist eine einfache Wahrheit, die der Dichter und Weise (der wahre Philosoph) aussprechen darf. Sie soll und wird aber unsere Haltung und unseren Willen, zu wirken für das Rechte und Gute im Sinne unserer sittlichen Verpflichtung, nicht eindämmen, verringern oder aufheben. Denn das uns zugeborene Erbe ist unsere letzte Verpflichtung. Dies rein zu halten und zum Leitbild unseres Handelns zu machen, ist uns Gesetz, von dem uns keiner entbinden kann. Und dies meint auch der Dichter Rud. Georg Binding, den wir hier nach seinem Tode mit einem Bekenntnis zu seiner Echtheit, zu der Schönheit seiner Dichtung und zu der Tiefe seiner Aussage ehren dürfen.

## 293.

### Die g r o ß e Mahnung

Kein Dichter außer Stefan George hat das Kriegs- und Todeserlebnis so tief genommen und so erschütternd dargestellt wie Rudolf Georg Binding in den folgenden Versen. — Es ist die Mahnung, über allen Streit um das Vergangene hinweg das Vermächtnis der Gefallenen als eine Verpflichtung aufzufassen, aus dem, was uns aufgegeben ist, das Höchste zu machen. Das kann in unserem Falle nur heißen, den Rahmen unserer Lebensarbeit so weit zu spannen, daß wir, nachdem wir das Deutsche Reich verloren haben, nun das größere Reich Europa gewinnen müssen. Denn es geht jetzt nicht mehr um alte oder neue Grenzen, sondern allein um die Erhaltung und Wahrung unserer europäischen Kultur, die auf Freiheit und Volksart beruht, und nicht auf Terror und Massenkult. Diese Bemühung stimmt überein mit dem real Gegebenen und dem politisch Notwendigen. In ihr liegt die Möglichkeit allein, die nordische Art zu bewahren und zu erneuern. Im Bunde mit den anderen freien Nationen Europas können wir, jedes Volk in seiner Eigenart —, unsere Gesittung weiterentwickeln. Alle kleinnationalen Zwistigkeiten und Kleinigkeiten, Eifersüchte und Allein-Herrschafts-Ansprüche seien beiseite getan, um uns gegen Asien zu behaupten und gegen eine Weltanschauung, die von materialistischen Grundlagen ausgeht und zu nur materiellen Ordnungsgrundsätzen führt.

Die europäische Kultur war einmal eine große, weltgebietende Kraft, die innerlich Stärke besaß, zu formen, zu gestalten und Weg und Ziel einem wesentlichen Teil der Menschheit zu bieten. Heute könnte dies wieder so sein, aber nur in Einigkeit und vielfältiger Einheit. Dann wäre auch einem gestaltungsträchtigen Lebensglauben der Weg gebahnt, und persönliche Freiheit könnte mit kulturellem Schöpfertum Hand in Hand gehen. Asien und dem roten Weltmachtsstreben wäre dann ein Halt geboten, und, wie der große Dichter sagt: „daß einst des Erdteils Herz die Welt erretten soll."

Dies ist die Aufgabe und Sendung des Artglaubens. Und dies ist auch die Mahnung der Toten unserer Völker:

#### Anrufung

Völker rufen euch, ihr stillen Heere.
Aus den Gräbern, von dem Grund der Meere
werdet Ihr von neuem aufgeboten.

Viel Gedächtnis, euch zu Dienst errichtet,
euch beschwörend, bannet und verpflichtet
tausend Tausend euch, Armeen der Toten!

**Antwort der Toten**

Ihr Lebendigen, Leichten! die mit Leibern
heim wohl kamen an den Herd, zu Weibern:
Seid Ihr sicher eurer heilen Ufer?
Die Ihr Tote ruft und Tote wehret,
Die ihr so verflucht und so verehret:
Ihr seid die Gerufenen, wir die Rufer.
Wo wir liegen, hält es euch noch immer.
Unentronnen seid ihr unserm Schimmer.
Unentbunden seid ihr unserm Bunde.
Wer nicht mit uns starb, ist ausgespieen
wie aus lauem Munde, ausgeliehen.
an des Lebens kleinen Tag und Stunde.

Keiner kam zurück. Die Heimgesandten sind gewandelt:
Uns zutiefst Verwandte ,die sich über gleichen Zeichen fassen.
Denn die Pforte unsres Heiligtumes,
unsrer Wandlung, unsres Todesruhmes
hat nicht Ungewandelte entlassen.

Lichtere Sendung, ihnen nachgeboren,
stehen Söhne, Vätern still verschworen,
Edlerem bereit.
Und des Krieges großer Mahnung beugen
Menschen schauernd sich als letzte Zeugen
und sind so g e w e i h t.

Was zu sagen war, ist gesagt. Wir haben nur noch die Tat dieser Mahnung zu vollstrecken. Sie ist unserm Gewissen aufgegeben. Sie ist eine r e l i g i ö s e Tat, weil sie aus der tiefsten menschlichen Verpflichtung kommt, die bei uns zugleich eine volkliche und artliche, eine Glaubensverpflichtung ist. Dem ist nachzuleben.

## XIX. Kapitel

### Stefan George zum I. Weltkrieg

### 294.

### Des Dichters Werk und Leben

Wir widmen dieses ganze Kapitel einem Dichter, der heute fast vergessen ist und nur noch in der Erinnerung und Dankbarkeit jener Generation lebendig ist, welche den 1. Weltkrieg miterlebte, also den von 1880—1910 Geborenen. Er ist der größte Dichter und, mehr als das, ein Seher des damals gegenwärtigen und dann kommenden Geschicks über Deutschland und Europa. Um jedoch den Namen eines großen Dichters zu tragen und dessen würdig zu sein, eignete ihm auch die Gabe des sprachgewaltigen Ausdrucks, der einmalig ist in der Welt dieses Jahrhunderts. Man erkennt George fast an jeder Zeile seiner Dichtung. Das, — was Luther, Goethe und Schiller auszeichnete, woran Kleist, Hölderlin und Nietzsche zu erkennnen waren, das hat George besessen und entwickelt: eine neue Sprache im Rahmen unseres deutschen Volkes und seines künstlerischen Ausdrucks. Aber auch das hätte noch nicht ausgereicht, um ihn zu den ganz großen Sprechern unseres Volkes und unserer Art zu machen, wenn ihm nicht vom Schicksal die andere Gabe verliehen worden wäre, das Gegenwärtige im tiefsten zu durchschauen und das Künftige in Wesen und Notwendigkeit zu sehen. Wie es aber dem wahren Seher ergeht, — weil seine Ausage für seine eigene Zeit zu schwer und unverständlich ist, weil sie z u w a h r ist, so erging es ihm auch: er wurde fast vergessen, obwohl sein Werk wohlgeordnet und gut gegliedert in vollendeter Form vor uns liegt, uns zugänglich ist und jedem Deutschen und Europäer offensteht. Es ist auch ins Französische und Englische übersetzt worden.

Die Weltsprachen haben sich seiner angenommen, und manche Vertreter dieser Völker sollen ihn besser und tiefer verstehen als die Menschen des eigenen Volkes. Daher ist es doppelt verpflichtend, ihn für die jetzige junge Generation wiederzuerwecken und auch der künftigen vor Augen und Herzen zu halten.

**Anmerkung:** Der Verfasser dieses Buches hat Stefan George in einer großen Rede 1972 in Offenburg/Baden gewürdigt, die auch ins Französische und Englische übersetzt wurde. Etwa 100

Exemplare davon sind noch vorhanden und zu vergeben. Sie heißt: DER DICHTER STEFAN GEORGE ALS KÜNDER EINES NEUEN EUROPA.

An dieser Stelle des Buches Heimkehr zum Artglauben (III) werden wir nur diejenigen Teile der Dichtung Georges besprechen und anführen, welche sich auf den Ersten Weltkrieg beziehen und die innere Lage Deutschlands und Europas betreffen, welche in tieferer Beziehung überall die gleiche ist. Daher gilt die Aussage Georges auch für die anderen tragenden Völker und Staaten unseres Erdteils.

Zunächst aber kurz sein Leben. Er wurde geboren am 12. Juli 1868 in Büdesheim bei Bingen als Sohn eines Gastwirts und Weinbauers; durchlief die höheren Schulen und Universitäten (Studium Germanistik und Französisch/Englisch) und trat bald mit eigenartig neuen Überschriften und lyrischen Dichtungen eigengeprägter Form und weltweiter innerer Spannung hervor. Daher seien die Titel seiner Bücher hier angeführt, damit sie der Suchende sich zu eigen machen kann. DIE FIBEL 1886/87, HYMNEN, PILGERFAHRTEN, ALGABAL 1890/92, DIE BÜCHER DER HIRTEN- UND PREISGEDICHTE, DER SAGEN UND SÄNGE UND DER HÄNGENDEN GÄRTEN 1895, DAS JAHR DER SEELE 1897, DER TEPPICH DES LEBENS, UND DIE LIEDER VON TRAUM UND TOD MIT EINEM VORSPIEL, 1899, DER SIEBENTE RING 1907, DER STERN DES BUNDES 1914, DAS NEUE REICH 1928 (Gesamtausgabe in 2 Bänden bei Helmut Küpper, vormals Georg Bondi, München und Düsseldorf 1958.)

George wurde in der Zeitspanne von 1920 bis 1933 bekannt und berühmt. Ein großer Kreis von hervorragenden Menschen schloß sich ihm an und schuf, angeregt und begeistert von ihm, eigene Werke wie Friedrich Gundolf, Fr. Wolters, Kantorowicz, Klages und andere. Seine Wirkung bis zum Aufstieg des Nationalsozialismus war ungeheuer. Ihm wurde 1933 der Goethepreis angeboten, den er ablehnte. Er ging darauf in die Schweiz, wo er am 4. Dezember 1933 in Minusio starb.

Der Verfasser dieses Buches hat 1926 seine Doktorarbeit über Fr. Nietzsche und Stefan George, ein Vergleich bei den Professoren der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin gemacht, Prof. Dessoir und Prof. Eduard Spranger. Diese Arbeit lag auch dem ersten „Schüler" Georges vor, der sie günstig beurteilte. (Friedr. Gundolf). Daher kenne ich die näheren Verhältnisse des George-Kreises und habe früh mit ganzem Herzen am gro-

ßen Werk des Dichters teilgenommen. Hinzu kam, daß ich selbst der Deutschen Jugendbewegung angehörte, die auch in Stefan George i h r e n Dichter sah, so weit, daß viele Gefährten dieser Wandervogel-Bünde den „Stern des Bundes" im Rucksack trugen, wenn sie durch Deutschland wanderten. Dies möge die innere Nähe des Dichters zur deutschen Jugend bezeichnen, die mit glühendem Herzen die Botschaft des Künders und Sehers eines neuen Europa vernahm. Vieles von der großen Begeisterung dieser Jugend ist in das NEUE REICH eingeflossen,in dem die Vollendung eines deutsch-europäischen Volksstaates gesehen wurde.

Das geistige Vermächtnis dieses letzten großen Künders der Sprache und Dichtung ist unerfüllt geblieben. Es ist u n s aufgetragen, es zu erwecken und weiterzuführen. Vielleicht werden Generationen vergehen, bis der Gesamtgehalt des großen Dichterwerkes ausgeschöpft, begriffen und zur inneren Flamme der Erneuerung gemacht werden kann. Wir sind dessen Diener und Werkleute. Unsere Arbeit zur Neugestaltung eines Artreiches ruht auf den Grundlagen des Dichter- und Sehertums von Stefan George. Daher ist es innere Pflicht, diesem Werke nachzugehen und zu prüfen, wieweit wir stufenweise die Erkenntnisse des Sehers Wirklichkeit, — zuerst innere und dann vielleicht auch äußere, — werden lassen können. Dies kann nur durch persönliches Darleben jedes von uns, durch Einsatz und Leistung, Opfer und Vorbild geschehen. Denn nichts Großes in der Welt kann ohne diese Bedingungen sein und wirken.

295.

### Das Gedicht D e r K r i e g

Wir erreichen hier eine Schicht der dichterischen Aussage zum Krieg überhaupt und zu diesem ersten Weltkrieg im besonderen, die noch kein anderer Dichter (außer Binding vielleicht) angerührt hat: der Krieg als Volks- und Menschenschicksal, aber auch als Zeit- und Innenwelt gestaltendes Ereignis jenseits des rein und oberflächlich Politischen.

Auch als europäisches Schicksal, denn der Blick Georges geht zu allen Völkern, die davon betroffen wurden und die in ähnlicher Weise wie das deutsche Volk dafür jubelten und darunter litten. Daher geht die Aussage des Dichters alle Völker dieses Erdteils, ja wohl auch die ganze Welt an. Sie ist rein-menschlich, seelisch-volklich und europäisch zugleich. (Ich erlaube mir, den

Text in der gewöhnlichen Schreibweise wiederzugeben, während der Dichter — aus wohlverstandenen Gründen — alles klein schreibt und nur die besonders betonten Worte und Begriffe mit großen Anfangsbuchstaben versieht.)

**Der Krieg**

Wie das Getier der Wälder, das bisher
Sich scheute oder fletschend sich zerriß,
Bei jähem Brand und wenn die Erde bebt,
Sich sucht und nachbarlich zusammendrängt:
So in zerspaltner Heimat schlossen sich
Beim Schrei DER KRIEG die Gegner an...
Ein Hauch des unbekannten Eingefühls durchwehte
Von Schicht zu Schicht und ein verworrenes Ahnen,
Was nun beginnt...
Für einen Augenblick, ergriffen von dem welthaft
Hohen Schauer, vergaß der feigen Jahre Wust und Tand
Das Volk und sah sich groß in seiner Not.

Schon in dieser ersten Strophe wird die überragende Kraft des Dichters zur Tiefenschau und Wortgestaltung sichtbar, die trotz des nicht gebrauchten Reimes so eindrücklich ist, daß sich keiner der Wucht der Verse und der Innerlichkeit des Blickes auf die menschliche Seele entziehen kann.

Sie kamen zu dem Siedler auf dem Berg:
„Liegst Du noch still beim ungeheuren Los?"
Der sprach: „Dies Frösteln war das Edelste!
Was euch erschüttert, ist mir lang vertraut.
Lang hab ich roten Schweiß der Angst geschwitzt,
Als man mit Feuer spielte..., meine Tränen
Vorweg geweint, ...heut find ich keine mehr.
Das meiste war geschehn, und keiner sah...
Das Trübste wird erst sein, und keiner sieht.
Ihr laßt euch pressen von der äußeren Wucht...
Dies sind die Flammenzeichen, nicht die Kunde.
Am Streit, wie Ihr ihn fühlt, nehm ich nicht teil."

Der „Siedler auf dem Berge" ist der Dichter selbst. Die zu ihm Kommenden wollen eine Aussage „nationaler Art" über den Krieg von ihm hören, aber er kann eine solche nicht geben, aus Gewissensgründen; denn er sieht weiter, er sieht — hier schon 1914 — das allgemeine europäische Schicksal, welches sich erfüllt — zum Verhängnis für alle Völker. „Was euch erschüttert, ist mir lang vertraut". — Heute sehen wir, wie recht er gehabt hat und wie verhängnisvoll schon der erste Weltkrieg für alle

war. Das deutsche Reich wurde zerstückelt, — konnte man von den „Siegern" anderes erwarten? Aber schlimmer als das: Der rote Feind wurde in Europa eingeführt, indem Lenin von den Deutschen nach Rußland, sozusagen „mit Geleit", geschleust wurde. Und damit begann die Weltbedrohung der europäischen Kultur, die heute so offensichtlich geworden ist und die auch jedes nordisch-artlich gefärbte Ideal unmöglich machen würde, wenn diese Ideologie des Marxismus-Leninismus den Sieg davontragen würde, ganz gleich unter welcher paßgerechten Verbrämung und Verschleierung.

Daher nimmt der Dichter an der eng-nationalen Begeisterung und auch Blindmachung gegenüber den Folgen nicht teil. Dieser Gesichtspunkt muß auch heute gelten. Denn die europäische Kultur — und, tiefer noch — Gesittung, ist in Gefahr, von dem vordringenden roten Asien abgelöst und vernichtet zu werden. Die Schaffens-Freiheit der überragenden Persönlichkeit und das Eigenleben nach dem Gewissensauftrag würde vorbei sein, wenn der Funktionärsstaat und die festgelegte und vorgeschriebene Weltanschauung das einzige wäre, wofür man zu leben hätte. Dies alles hat der Dichter schon damals gesehen. — Er hat gewarnt, und seine Warnung war umsonst. Noch einmal mußte Europa in einen verhängnisvollen Krieg stürzen, ehe es begriff, daß der eigentliche Feind der Bolschewismus war. Aber dieser kann nicht eher — geistig — besiegt und entmachtet werden, ehe nicht eine neue verbindliche Weltanschauung ihn überwindet. Und diese zeigte sich erst in den A n f ä n g e n, als der zweite Krieg ausbrach.

Nie wird dem Seher Dank. Er trifft auf Hohn
und Steine, ruft er Unheil, — Wut und Steine,
wenn es hereinbrach. Angehäufte Frevel,
von allen Zwang und Glück genannt, — verhehlter
Abfall von Mensch zu Larve heischen Buße. . .
Was ist I H M Mord von Hunderttausenden
Vorm Mord am Leben selbst?
Er kann nicht schwärmen von heimischer Tugend
Und von welscher Tücke.
Hier hat das Weib, das klagt, der satte Bürger,
Der graue Bart ehr schuld als Stich und Schuß
Des Widerparts an unsrer Söhn und Enkel
Verglasten Augen und zerfeztem Leib.

**Des wahren Dichters Amt**

4. Strophe

Sein Amt ist Lob und Fehm, Gebet und Sühne.
Er liebt und dient auf seinem Weg. Die Jüngsten
Der Teuren sandt er aus mit Segenswunsch...
Sie wissen, was sie treibt und was sie feit...
Sie ziehn um keinen Namen, — nein, um sich.
IHN packt ein tiefres Grausen. Die Gewalten
nennt er nicht Fabel. Wer begreift sein Flehn:
„Die Ihr die Fuchtel schwingt auf Leichenschwaden,
Wollt uns bewahren vor zu leichtem Schlusse
Und vor der ärgsten, vor der Blut-Schmach!
Stämme, die sie begehn, sind wahllos auszurotten,
Wenn nicht ihr bestes Gut zum Banne geht.

Ich bemühe mich, diese Zeilen, die schwer sind, sinngemäß zu deuten. Stefan George hat Wert darauf gelegt, daß jeder ihn versteht. Man mag das beurteilen, wie man will. Der Dichter hat für eine Auslese der Verstehenden und Wissenden geschrieben und geschaffen, denen er sein Werk als Vermächtnis hinterließ. Und so bleibt manches dunkel. Aber was ich zu deuten vermag, soll hier aufgelichtet werden, es ist dann wenigstens für die sich Bemühenden um den Tiefensinn verständlich. — Des Dichters Amt ist „Lob und Fehm". Das zweite Wort bedeutet Verfemung, Abweisung, Verurteilung. Es bezieht sich auf die Irrgänge und die Irrläufer seiner Zeit, — die auch noch die unsere ist. Der Dichter sendet seine „Jünger" aus, welche sein Werk weitertragen und verwirklichen wollen. Was diese Jüngsten f e i t, ist die Gewißheit, daß sie einem höchsten Ziele dienen, denn wer selbstlos dient, erfüllt sich nicht nur selbst, sondern kann auch am stärksten helfen, das Richtige zu tun. Den Dichter aber „packt ein tieferes Grausen".

Er sieht, wie alles um ihn herum zerfällt, das Echte weniger wird, die Masse hochkommt mit ihren rein materiellen Wünschen und Trieben; mit ihrem Dünkel, das „Volk" zu sein; mit ihren Mehrheiten, die nichts besagen, als daß der niedrigste Durchschnitt zum Herrschen kommt; mit ihren öden Spielen, die um nichts gehen. Er sieht, wie unser Boden verunreinigt wird, die Flüsse verkommen, die Luft mit Abgasen gesättigt wird, wie wahre Bildung zugunsten bloßer Ausbildung verschwindet, wie das Verantwortungsgefühl der Regierenden von Bestechung und dem Nachgeben nach Wählerwünschen zunichte gemacht wird, wie das Große und Edle geschändet wird und das Kleine

und Schmutzige alle Zeitungen und sogar die Kunststätten füllt, — kurzum, er hat die klare Erkenntnis, daß Europa auf einem sterbenden Ast vegetiert und dahinsiecht, weil kein echter Rufer und Retter da ist, der zum Guten und Schönen führt und das Minderwertige verdammt und auslöscht.

Damit gebe ich nur einige Seiten der „Trauer" und des „Grausens" an, die den Dichter befallen, wenn er seine Zeit seherisch mit klarem Blick betrachtet. — (Dies war schon 1914—18 so, wie würde er erst jetzt verzweifelt sein über die Wendung zum Schlimmeren, die Volk und Staat genommen hat.)

„Die Gewalten nennt er nicht Fabel". Er weiß, daß das Schicksal sich rächt. Er weiß — aus sittlichem Bewußtsein, daß Schlechtes und Gemeines nur noch Schlechteres und Gemeineres erzeugen kann, und wie hat er Recht gehabt, wenn man das Absinken unserer Volkswerte seit 1918 mit offenen Augen anschaut und erkennt. Das Ärgste aber, das sich ankündete, ist die „Blut-Schmach". Schon nach 1918 war der Negerverkehr mit weißen Mädchen an der Tagesordnung, und wenn diese Schmach sich verbreitet, wäre unser Volk (unsere ART!) im Innersten getroffen. Hier steht der Dichter klar auf der Linie, die das Bluts-Erbe Europas bewahren und retten, hüten und erneuern will. Hier schon zeigt es sich deutlich, daß er auch „UNSER DICHTER" ist. „Stämme, die sie begehn, sind wahllos auszurotten, wenn nicht ihr bestes Gut zum Banne (zur Vereinigung) geht."

Vielleicht ist es heute notwendig zu sagen, deutlich zu sagen, was damit gemeint ist. Der Dichter sah nach 1918 am Rhein, wo er zuhause war, die Vermischung mancher Teile der weiblichen Bevölkerung mit Farbigen mit Ekel und Trauer an, wie wir sie auch nach 1945 erlebt haben. Das sollte damals wie heute nicht besagen, daß der farbige Mensch minderwertiger war als der weiße; aber es war für die Sehenden schon damals Gewißheit, daß aus gemischten Körpern gemischte Seelen entstehen, und daß den Kindern dieser Verbindungen kein eigenes, kein eindeutiges Herz je werden kann, da Leib und Geist stets eine gemeinsame Form ergeben müssen, welche zusammengehört, da sie eines gemeinsamen Ursprungs ist. Es gibt also gemischte Seelen, das heißt Kinder, die nie mehr im Leben wissen werden, wohin sie gehören, zu dieser oder jener Rasse, vom „Volk" gar nicht zu sprechen, denn sie gehören dann zu keinem Volke mehr. Dieses nennt der Dichter „Blut-Schmach". Die Wesensgleichheit unseres europäisch-nordisch-stämmigen Volkes würde und wird zerstört werden, die „Identität" von uns selbst aufgehoben sein — in einigen Generationen, wenn dieser Mischungsprozeß

weiterginge. Und wenn er gar vom Staate gebilligt, „sanktioniert“ und gesetzmäßig erlaubt wäre, würde die Substanz, das Wesen unserer Nordvölker bald verschwinden und einem Gemisch Platz machen, das nur zur Zivilisation fähig ist, aber nicht zur „Kultur“. Denn Kultur stammt immer aus A r t, dem eingeborenen, schöpferischen Erbe, das seit Jahrtausenden unsere Seele gebildet und zwar so gebildet hat, wie wir geworden sind. Diese Seele hat die Kultur Europas geschaffen; eine Misch-Seele würde keine gewachsene Gesittung mehr ermöglichen, sondern nur eine lasche technische Zivilisation, wie wir sie in Amerika haben aufkommen sehen. Ein Volk, eine Art ist dies nicht mehr, sondern die sich gegenseitig streitende und zerfleischende Masse einer Bevölkerung (Population), die nur durch mechanische Gesetze zusammengehalten werden kann und uns eines Tages der roten Allerweltslehre des Marxismus-Leninismus ausliefert.

296.

**Siegjubel und Ruhm**

Zu jubeln ziemt nicht: kein Triumph wird sein,
Nur viele Untergänge ohne Würde...
Des Schöpfers Hand entwischt rast eigenmächtig
Unform von Blei und Blech, Gestäng und Rohr.
Der selbst lacht grimm, wenn falsche Heldenreden
Von vormals klingen, der als Brei und Klumpen
Den Bruder sinken sah; der in der schandbar
Zerwühlten Erde hauste wie Geziefer...
Der alte Gott der Schlachten ist nicht mehr.
Erkrankte Welten fiebern sich zu Ende
In dem Getob.
Heilig sind nur die Säfte, noch makelfrei verspritzt, —
Ein ganzer Strom

Diese Strophe gibt wohl die wirklichkeits-echteste Darstellung des „modernen Krieges“, in der die Masse der Geräte, Waffen, Munition, Schnellfeuergewehre und Granaten triumphiert und nicht mehr überragend und vorwiegend das Geschick der Schlachten bestimmt wird vom Mut des einzelnen Mannes, wenn auch George die heldische Gesinnung des Soldaten wohl zu schätzen weiß, wie eines der später zitierten Gedichte erweisen wird. Aber die Furchtbarkeit der mechanischen Waffen hat das einzelne Heldentum zwar noch erhöht, den absoluten Wert des Man-

nes aber nicht als ausschlaggebendes Gewicht des Millionenkampfes gelten lassen können. Vorbei ist es mit dem „romantischen Krieg", von dem noch unsere Großväter wußten und ihn 1870 noch erlebten. Eines jedoch, das bestimmend anklingt und unserem Bestreben gleich ist, dürfte der Satz sein: „Heilig sind nur die Säfte, noch makelfrei verspritzt, ein ganzer Strom." Dies ist das bleibende Blutserbe der Art.

Als zweites Gedicht Stefan Georges zum Krieg sei das Preisgedicht auf einen „jungen Führer" behandelt, welches von dem besonderen Schätzungs-Gehalt spricht, den der Dichter dem jungen Menschen zuerteilt, welcher die unbefleckte Reinheit unserer Volksjugend verkörpert, die mit glühendem Herzen ins Feld zog und sich als Offizier ihrer Verantwortung vor Kamerad und Vaterland voll bewußt war. Sehr schön ist die Innigkeit, mit der der weit Ältere den Jüngeren achtet, bewundert und zum Vorbild macht.

Wenn in die Heimat du kamst aus dem zerstampften Gefild,
Heil aus dem prasselnden Guß, Höhlen von berstendem Schutt,
Keusch fast die Rede dir floß wie von notwendigem Dienst,
Von dem verwegensten Ritt, von den gespanntesten Mühn...
Freier die Schulter sich hob, drauf man als Bürde schon lud
Hunderter Schicksal,
Lag noch im Ruck deines Arms Zugriff und schneller Befehl,
In dem sanft-sinnenden Aug Obacht der steten Gefahr,
Drang eine Kraft von dir her sichrer Gelassenheit,
Daß der weit Ältre geheim seine Erschüttrung bekämpft,
Als sich die Knabengestalt hochaufragend und leicht
Schwang aus dem Sattel.

Bemerken wir einmal auch das rein Dichterische hier, das in gemessenster Form rhythmisch bewegt die innere Spannung verrät, mit der der Dichter den jungen Helden begrüßt und seine Haltung und Tat miterkennend preist und innerlich bewegt und gerührt als Inbild unseres Volkes schaut. Hier ist Inhalt und Form eine Einheit geworden, die den Gestalter der Verse als Meister verrät, denn hohe Kunst ist nur das, was in bleibende Form gepreßt wurde, so daß es von den Lippen der Hörenden oder Sprechenden wie ewige Musik der Worte klingt, unvergeßbar uns zugehörend.

In dieser Strophe des großen Gedichtes drückt sich aber noch etwas Anderes aus, das zu den wesentlichen Dingen des Menschtums — und im besonderen auch unseres Volkes und seiner Art — gehört, nämlich das Verhältnis des Älteren zum Jüngeren,

des Erfahrenen zum Erfahrenden, das des Reifen zum Heranreifenden; ein ewiges menschliches Verhältnis, das hohe und tiefe Wertmöglichkeiten birgt. Es gilt nicht nur für die Beziehung vom Manne zum Jüngling, sondern ebenso von der älteren Frau zur jüngeren oder zum Mädchen. Und hier sollte man mit feinstem Gefühl die zarten Werte bedenken, welche solche innere Verbindung haben kann und sehr oft hat. Es ist eine schöpferische Verbindung des Achtens, Bewunderns und Lernens und jener Liebe, die man im höheren Sprachgebrauch Eros genannt hat. Viel Törichtes und Unwürdiges wird darüber gesagt — und ist auch über den großen Dichter gesagt worden. Denn der Schmutz der Straße schlägt gern an den hohen und reinen Gestalten empor und rühmt sich noch seines Schmutzes. Die Verachtung aber gegenüber den befleckenden niedrigen Naturen bleibt uns Verehrern der Großen und heiligen Künder der letzten Dinge anvertraut. Denn Unsagbares verknüpft den Edlen mit dem andern als wertig gefühlten Menschen; es ist, als ob das letzte Menschliche hier Gestalt und Erlebnis würde, und wie man große und echte Liebe heilig hält, soll und muß man auch den griechischen Eros zu den schönsten und höchsten Gütern des Menschlichen zählen. Dies aber werden nur echte und wahre Heidenmenschen fühlen, anerkennen und verwirklichen dürfen.

Der Dichter fährt fort:

Anders als Ihr euch geträumt, fielen die Würfel des Streits,
Da das zerrüttete Heer sich seiner Waffen begab, standest du
traurig vor mir, wie wenn nach prunkendem Fest
nüchterne Woche beginnt,
schmückender Ehren beraubt, ...Tränen brachen dir aus
um den vergeudeten Schatz wichtigster Jahre.

297a.

**Darf ein Erlebnis unfruchtbar sein?**

Diese Frage stellt der Dichter seinem traurig aus dem verlorenen Kriege heimkehrenden jungen Freunde. Und er gibt — uns allen — in der nächsten Strophe die Antwort: jedes Erlebnis kann vom nachdenkenden und festen Charakter zu einem fruchtbaren Ergebnis und Sinn führen, wenn der Mensch die Kraft der Einsicht und die Fähigkeit inneren Wachstums hat.

Du aber tu es nicht gleich unbedachtsamem Schwarm,
Der, was er gestern bejauchzt, heute zum Kehricht bestimmt,
Der einen Markstein zerhaut, dran er strauchelnd sich stieß...
Jähe Erhebung und Zug bis an die Pforte des Siegs,
Sturz unter drückendes Joch
Bergen in sich einen Sinn,
Sinn in dir selber.
Alles, wozu du gediehst, rühmliches Ringen hindurch,
Bleibt dir untilgbar bewahrt, stärkt dich für künftig Getös...
Sieh! als aufschauend um Rat langsam du neben mir schrittst,
Wurde vom Abend, der sank, um dein umflatterndes Haar,
Um deinen Scheitel der Schein
Erst von Strahlen ein Ring, —
Dann eine Krone.

So geleitet der Dichter seinen Freund in die zu gestaltende Zukunft und gibt ihm den „Segenswunsch", daß nichts unfruchtbar ist, was wir zu innerer Einkehr und neuer Erkenntnis verwandeln können. Schöner hat ein Älterer selten einen Jüngling in ein neues Leben geführt.

297 b.

## Der Dichter in Zeiten der Wirren

Da wenige Leser dieses Buches an die originalen Werke Georges herankommen werden, möchte ich das andere große Gedicht hier erläutern und allen deutend darbieten. Denn es hebt sich in seiner Aussage so weit über jene und auch über unsere Zeit, daß man erst den Abstand ganz empfindet, den der bedeutende Mensch bleibenden Wertes für uns zu seiner Epoche und zu der Gewöhnlichkeit der Massenmeinungen und -Irrtümer hat. Es ist ein Gedicht, das für unsere Zeit genau so gilt wie für die Zeit der Niederlage von 1918; ja, man möchte sagen, daß es erst für jetzt geschrieben sei, so zeitnah (man sagt: aktuell in Neudeutsch) spricht es uns an und so unbarmherzig geißelt es die innere Haltung der Regierenden wie deren Gefolgschaft. Stefan George ist k e i n Zeitdichter, sondern Inhalt, Sinn und Wirkung gehen über Jahrzehnte hinaus, vielleicht sogar über mehr als ein Jahrhundert. Auch dies ist das Kennzeichen des überragenden Sehers und Mitgestalters unserer Zukunft in geistiger und seelisch-volklicher Beziehung.

1. Strophe

Der Dichter heißt im stillern Gang der Zeit
„Beflügelt Kind", das holde Träume tönt
Und Schönheit bringt ins tätige Getrieb.
Doch wenn aus Übeln sich das Wetter braut,
Das Schicksal pocht mit lauten Hammerschlägen,
Klingt er wie rauh Metall und wird „verhört"...
Wenn alle Blindheit schlug, er einzig Seher,
Enthüllt umsonst die nahe Not, ... dann mag
Kassandra-Warnen heulen durch das Haus,
Die tollgewordene Menge sieht nur eins:
Das Pferd, das Pferd! und rast in ihren Tod.

Zwei Anmerkungen hierzu: In Zeile 6 meint „verhört", daß der Dichter nicht „gehört" wird, sondern falsch verstanden, „wie man sich verhören kann..." Und in Zeile 9 und 11 wird angespielt auf die Seherin Kassandra im trojanischen Krieg, welche die einheimischen Bürger vor dem trügerischen Pferd warnte, in dem — unsichtbar — Männer verborgen waren, die die Stadt erobern sollten.

2. Strophe

Wenn rings die Heilige Stadt umzingelt ist,
Bürger und Krieger durcheinander rennen,
Fürsten und Priester drin sich blutig raufen
— um einen Besenstiel —, indes schon draußen
Das stärkste Bollwerk fällt, — er seufzt und schweigt.
Wenn der Erobrer dann mit Raub und Brand
Hereinstürmt und ins Joch zwingt Mann und Weib,
Ein Teil wutschäumend seine eigne Schuld
Abwälzend auf den andern lädt, ein Teil —
Entbehrungsmüd — sich um die Brocken balgt,
Die ihm der freche Sieger vorwirft, — johlend
Und tanzend sich betäubt, am Riste leckt,
Der tritt und schlägt, — Er fernab fühlt allein
Das ganze Elend und die ganze Schmach.

Es ist, als ob der Dichter und Seher hier das eroberte Berlin von 1945 malt und nicht die Zeit nach 1918. Aber Haltung und Gesinnung der Masse war nach dem Verlieren des Krieges damals und später dieselbe unwürdige und gemeine, und viel hat sich an dieser fehlenden nationalen Ehrgesinnung seitdem nicht geändert.

„Das ganze Elend und die ganze Schmach" haben wir Älteren nach 1918 gefühlt und haben es dann noch einmal 1945 empfunden und alle die schrecklichen Folgen, die ein verlorener Krieg nach sich ziehen mußte. Der Dichter empfand das schon nach dem ersten Weltkrieg, obwohl dieser noch ehrenvoller zu Ende ging als der zweite. Aber er hat uns auch gelehrt, daß auch das Erlebnis der Niederlage einen Sinn — in sich selber — und für jeden, der es überstanden hat, ergibt, den wir wahrzunehmen und fruchtbar zu machen haben. Hiervon handeln die folgenden Strophen:

3. Strophe

Rede nicht zur Masse, sondern zu Gefährten, dies ist der einen Sinn, welcher dem Folgenden zu geben ist:

Was soll hier Himmels Stimme, wo kein Ohr ist
Als das des plansten Witzes? Was soll Rede
Vom Geiste, wo kein allgemeiner Trieb ist als der des Trogs?
Wo jede Zunft, die andre beschimpfend,
Stets ihr leckes Boot empfiehlt, das kläglich scheiterte,
Heil sucht in Mehrung ihr lieben Tandes?
Wo die Klügsten fabeln vom frischen Aufbau —
Mit den alten Sünden, — und raten: Macht euch klein
Wie Würmer, daß euch der Donner schont,
Der Blitz euch nicht gewahrt...
Der ganze Stamm der Lebenden, der hinfuhr durch lange Irrsal,
Wird vor seinen Götzen,
die ihn in Staub und Niedrigkeit geworfen,
So oft sie lügen, immer weiter räuchern, —
Hat seines Daseins oberstes Gesetz, hat,
Was ihm den Bestand verbürgt, vergessen,
Glaubt an den Lenker nicht,
Braucht nicht den Sühner,
Will sich mit List aus dem Verhängnis ziehn.

**Abgesang**

4. Strophe

Noch härtre Pflugschar muß die Scholle furchen,
Noch dickrer Nebel muß die Luft bedräun...
Der blassest blaue Schein aus Wolkenfinster
Bricht auf die Heutigen erst herein,

Wenn alles, was eine Sprache spricht,
Die Hand sich reicht,
Um sich zu wappnen wider den Verderb, —
Gleichviel, ob Rot und Blau, ob Schwarz
Die fahlen verschlissnen Fahnenfetzen
Von sich schüttelt
Und Tag und Nacht nur an die VESPER denkt.

Die „Vesper" aber ist der Tag, an dem wir nach getaner Arbeit —, an Volk, Vaterland und Art — ausruhen können, weil wir unsere Pflicht getan haben, so meint es der Dichter.

Die Verheißung, die er für uns sittlich Verpflichtete hat, soll erst im letzten Abschnitt dieses Buches angeführt werden. Sie stimmt so sehr mit unseren letzten Wünschen, Bemühungen und Zielen überein, daß wir sie als Inbild der Zukunft tragen und erstreben können. Sie gilt für ein Reich, das noch kommen soll; dann werden des großen Sehers und Mahners Worte und Gedanken wirklich werden können, wenn ein Volk und eine Artgefährtschaft europäischer Nationen vorhanden ist, um sie zu erfüllen.

## XX. KAPITEL

## Die Zeit von 1918 bis 1933

### 298.

### Nachkriegswehen

Die Zeit von 1918 bis 1933 gehört wohl zu den schwierigsten und problematischsten, um nicht zu sagen fragwürdigsten der deutschen Geschichte. Die ersten Jahre davon waren bestimmt durch die katastrophale Wirtschaftslage, in die uns die Siegermächte gebracht hatten. Die Entwertung der deutschen Währung machte von Jahr zu Jahr verhängnisvolle Fortschritte, bis im Jahre 1923 die deutsche Mark auf fast eine Million im Verhältnis zu fremder stabiler Währung herabgesunken war. Es waren Notzeiten für jede Familie, die sich in den Großstädten von dorthin herangeschafften Lebensmitteln ernähren mußte. Wir Älteren haben noch alle die Reisen unserer Eltern „aufs Land" im Gedächtnis, um wenigstens einige Eßwaren für die Familie gegen Wertgegenstände zu erwerben. Eine kinderreiche Familie im Groß- und Mittelstand hatte es besonders schwer, und die Krankheiten im Winter wuchsen ins Bedrohliche an, da es an den einfachsten Vitaminen fehlte.

Aber Notlagen rufen in Völkern, die noch gesund im Kerne sind, meist neue schöpferische Kräfte auf, die helfen können, das Elend, wirtschaftliches oder geistiges, zu überwinden und mit den Mitteln neuerwachter Tatkraft Wege zu gehen, die zu frischer Hoffnung führen. So erwuchsen zum Beispiel aus der Jugendbewegung mehrere Strömungen, die für die einfache Arbeit auf dem Lande waren oder sogar es unternahmen, eigene Betriebe ins Werk zu setzen und mit jungen Menschen zu unterhalten, wie etwa die Artamanen-Bewegung, die auf ein neues Bauerntum hinzielte, welches in vieler Beziehung den in der Jugendbewegung geschätzten Vorstellungen von natürlicher Lebensweise und echter volksnaher Werkleistung entsprach. Auch die Neusiedler-Bewegung, die damit zum Teil in Verbindung stand, ist hier zu nennen, die freilich häufig Schiffbruch erlebte, wenn sie sich an zu große Unternehmungen wie Güter heranwagte. Von den Artamanen ist besonders Lobenswertes hinsichtlich des Idealismus und der zähen Beharrlichkeit zu sagen, mit der sie ihre Höfe bewirtschaftet und oft bis in die

heutige Zeit bewahrt und gerettet haben. Hierbei spielten auch Neubestellungs-Formen, neue Düngemittelversuche (nur Naturdung) und neue Fruchtfolgepläne mit, die bis heute in den einschlägigen Großbetrieben befolgt oder wenigstens erstrebt werden, um der überall drohenden gefährlichen Chemisierung unseres Bodens entgegenzuarbeiten. Auch dies sind Anzeichen neuer Erkenntnisse, von denen man nur hoffen kann, daß sie nicht zu spät kommen, um eine alt- und überreif gewordene Zivilisation vor dem Verderben zu bewahren. (In Klammern: Diese Neuströmungen stehen natürlich auch häufig in geistiger Verbindung mit nicht-mehr-christlichen Lebensformen, da die Umgangsweisen in solchen Jugendbetrieben nicht immer im moralischen Sinne streng bürgerlich zu nennen waren und daher auch neureligiösen Strebungen offenstanden. Hier mischten sich in eigenartiger Weise urchristliche Ideale mit neuheidnischen Vorstellungen!)

Zweier Tatsachen sei noch gedacht, die vielfach kreuzweis gemischt waren mit den eben behandelten Wirtschaftsformen der Neubauernbewegung. Auf dem politischen Gebiet sind es zwei Erscheinungen, welche diese Übergangszeit von der Monarchie zur Republik Deutschland bestimmt haben, einmal die schlimmste Epoche von 1918 bis 1923, wo das Schicksal des deuschen Volkes auf des Messers Schneide stand. Arbeitslosigkeit, Verzweiflung und diese nährende und ausnutzende Wühlarbeit kommunistischer Kräfte brachten zum ersten Mal das deutsche Volk in Wesen und Substanz in größte Gefahr, sein eigenes Überlieferungsgut zu verlieren und sich an land- und geistesfremde Mächte auszuliefern. (Wir Älteren haben das nicht vergessen, und sind gewarnt vor jeder weiteren Wiederholung, unter welchen Tarn-Masken sie auch propagiert werden möge.) Ich habe im 2. Bd. unter Marxismus schon darauf hingewiesen. Hier soll nur ausgesprochen werden, daß es sich für uns Deutsche — und für alle Nordländer — nur darum handeln kann, dem arbeitenden Menschen in einem Staats-System der Freiheit die ihm gebührenden Rechte zu verschaffen, auch unter dem sogenannten Kapitalismus. Aber es kann sich nicht darum handeln, einem fremden System, das welt-imperialistisch ist, die Gelegenheit zu schenken, Mittel und Westeuropa zu erobern (mit ideologischen Mitteln zunächst), um damit den Siegeslauf über die ganze Welt unaufhaltsam zu machen und unser Volk — wie die andern nordisch bestimmten Nationen — zu Gebilden der diktatorischen Unfreiheit und des bolschewistischen Zwanges zu verführen. Das würde bedeuten, den Freiheitssinn und den schöpferischen Geist des Einzelmenschen auszurotten, auf dem die

europäische Kultur beruht. — Diese Gefahr trat in ein akutes Stadium, als bewaffnete Kommunistentruppen Sachsen und Thüringen terrorisierten, im Ruhrgebiet gefährlich aktiv wurden und Berlin selbst zeitweilig soweit blockierten, daß man vom Potsdamer Bahnhof nicht nach Bahnhof Friedrichstraße oder Gesundbrunnen gelangen konnte.

Hier war Einheit und Freiheit unseres Vaterlandes in direkte Gefahr gekommen. E i n Schritt weiter, und die Republik wäre ein Sowjet-Staat geworden. Wer aber hat uns davor bewahrt? Darüber muß noch ein Wort gesagt werden.

299.

## Die Weimarer Republik

Der staatsrechtliche Träger der Geschicke des deutschen Volkes in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg und nach der Aufgabe der Monarchie wurde die sogenannte „Weimarer Republik". Es wäre unnütz, wollten wir hier eine eigene Begriffsbestimmung dieser Regierungsform geben, da es eindeutige und umfassende an anderer Stelle gibt. So zitiere ich hier zwei Abschnitte des „Kleinen Brockhaus" Wiesbaden 1950, 2. Band. S. 621/622, die erschöpfend und sachlich Auskunft geben:

> „Weimarer Nationalversammlung, die verfassunggebende Volksversammlung der Weimarer Republik. Sie wurde nach dem Sturz der Monarchie (Nov. 1918) am 19. Januar 1919 gewählt. Zusammensetzung: 44 Deutschnat.; 19 Dt. Volksp.; 91 Zentrum. (davon 18 Bayr. Volksp.) 1 Hann.; 4 Bayr. Bauernbund; 75 Dt. demokr. Partei; 163 Mehrheitssozialisten; 22 Unabhängige Sozialisten. Sie trat am 6. Febr. im Weimarer Nationaltheater zusammen; am 22. zum 23. Juni billigte die Mehrheit der W. N. die von der Pariser Friedenskonferenz in ultimativer Form verlangte Unterzeichnung des Versailler Vertrags; am 31. Juli nahm sie die von Preuß entworfene Verfasung an. Am 30. Sept. nach Berlin verlegt, übernahm die W. N. die Aufgaben des neu zu wählenden Reichstags; nach dem Kapp-Putsch löste sie sich am 21. Mai 1920 auf."

An der Zusammensetzung ersieht man, daß im innenpolitischen Bereich die neuformerischen Kräfte die Oberhand hatten, wie das nicht anders nach einem Zusammenbruch zu erwarten war. Die reinen Linksgruppen hatten keine Mehrheit erhalten, ein Zeichen, daß unser Volk noch nicht bereit war, grundsätzliche

„gesellschaftliche" Veränderungen zu einem sozialistischen System hin anzunehmen. In nationalpolitischer Beziehung gab es keine gemäßigte Mehrheit, wenn man das Zentrum hierbei dazu rechnet, die deutsche Volkspartei und die Deutschnationalen.

So kam es, daß trotz einiger Proteste die Bedingungen der Siegermächte angenommen werden mußten. Was sollte man auch von einem Volk anderes verlangen, das besiegt und ohnmächtig am Boden lag und dessen Nationalgefühl niemals so stark war wie das der Engländer und Franzosen.

Der Kleine Brockhaus gibt weiterhin Auskunft über die **„Weimarer Republik"**, das Deutsche Reich in seiner durch die Weimarer Reichsverfassung vom 11. August 1919 bestimmten Staats- und Regierungsform (1919—33). „Die staatsrechtlich als identische Fortsetzung des Bismarckschen Reiches aufgefaßte W. R. war ein demokratisch-parlamentarischer und föderativer Rechts- und Verfassungsstaat; er hatte zeit seines Bestehens mit einer starken Rechts- und Linksopposition zu rechnen; die seine Verwurzelung im Volksganzen erschwerte, Eine weitere schwere Belastung war die Durchführung der harten polit. und wirtschaftl. Bedingungen des Versailler Vertrages (Besatzung, Reparationen, Erfüllungspolitik) Staatsoberhaupt war der volksgewählte Reichspräsident (1919—25 Ebert; seit 1925 Hindenburg)."

Zwei Sätze dieser Berichterstattung sind besonders zu vermerken:

1. daß diese Staatsform von Anfang an nicht dem eigentlichen Volkswillen entsprochen hatte und daher in der Parteienzusammensetzung zu keinen eindeutigen Mehrheiten im nationalen Sinne gelangen konnte, und
2. die Bemerkung, daß eine „Verwurzelung im Volksganzen" kaum erfolgte, da der Charakter als Parteienstaat zu offensichtlich am Egoismus der einzelnen Gruppen (auch der katholischen) zutage trat.

Aber viele Kräfte, die freiheitlich gesinnt waren, und volklich dazu, begrüßten doch diese Verfassung, da sie zunächst einen leidlichen Ablauf der Staatsgeschäfte zu gewähren schien und die Mängel als Anfangsschwierigkeiten gedeutet werden konnten. Ihre tieferen Schwächen zeigte sie allerdings erst dann, als neue innenpolitische Schwierigkeiten auftraten, die von vornherein nicht zu übersehen gewesen waren.

Die Aufgabe, welche der Weimarer Republik gestellt war, das Deutsche Volk und Reich zu einer neuen, — und am Ende gar

„besseren“ Gestaltung unseres politischen Schicksals hinzuführen, war im Grunde von Anfang an fast unlösbar. Die erste unmittelbare Schwierigkeit, die trotz der ungeheuren Lasten, welche die Siegermächte uns wirtschaftlich auferlegt hatten, sechs Jahre nach dem Kriegsende bewältigt wurde, war die Festigung unserer Währung, welche durch den Finanzfachmann Schacht erfolgt war. Dies geschah im Jahre 1924. Bis dahin hatte das Reich mehrfach am Rande des Abgrundes gestanden. Zuerst waren es die kommunistischen Revolutionsversuche, welche Sachsen, Thüringen und Berlin bedrohten; dann waren es die gefährlichen Auseinandersetzungen an Rhein und Ruhr, wo die Franzosen zu Repressalien (wirtschaftliche Erpressung durch militär. Druck) geschritten waren und wo die Freikorps-Anhänger (wie Schlageter) im nationalen Einsatz oft den Tod gefunden hatten; und schließlich war es der Kapp-Putsch, durch den ein radikal rechtsgerichteter Politiker unüberlegt und schlecht bedacht den Versuch gemacht hatte, auf Grund der rechten politischen Kräfte einen Regierungsumsturz mit militärischer Gewalt herbeizuführen. (Wir Älteren haben diese drei Perioden teils als Mithandelnde und teils als gebannte Zuschauer erlebt.) Dann trat eine gewisse Beruhigung ein. Mit der Wahl Hindenburgs schien die politische Seite des neuen Staates gefestigt und die gröbsten Krisen überwunden worden zu sein.

Aber die wirtschaftliche Grundlage einer gesunden Überschuß-Produktion war noch lange nicht erreicht. Das Heer der Arbeitslosen wuchs von Jahr zu Jahr bedrohlich an und bot jeder Art von Propaganda ein breites Feld der Agitation, kommunistischer wie völkischer Werbung, die willige Ohren und Herzen fand und zur „Polarisierung“, — wie man heute sagt —, des gesamten Volkes führte. In diesem Spannungsklima waren die Geister sowohl politisch wie seelisch aufs äußerste angespannt, aufgereizt, aber auch empfänglich für neue Ideen, für tiefergreifende seelische und religiöse Probleme und aufgeschlossen auch für Dichtung aufwühlenden oder suchend-profetischen Charakters.

300.

## Der aufkommende Nationalsozialismus

Die Älteren der Generationen von 1890 bis 1920 (Geburtsjahre) kennen alle den langsamen Anfang der Bewegung, welche Adolf Hitler aufgrund vieler der im Vorigen geschilderten Gruppen, Strömungen, Verbände und Vereine, durch eine einfache Formulierung-psychologisch genial- unter dem Namen National-

sozialismus zusammengefaßt hatte. Das nationale Element im deutschen Volke war immer noch stark geblieben, es brauchte nur eine neue Führung. Das soziale und sozialistische Element war bis dahin unter roter Flagge gesegelt, was keineswegs eine innere Notwendigkeit war. Denn Sozialismus heißt ja dem Sinne nach nur Gemeinschaft und gemeinschaftliches Handeln für das eigene Volk. Dieser Begriff hatte leider durch Marx eine ganz widersinnige Wendung genommen, indem die angeblich gemeinsamen Interessen der Arbeiterklasse in der Welt allen volklichen Bindungen vorangestellt wurden und diese als zweitrangig, wenn nicht gar reaktionär bezeichnet und bekämpft wurden. Dies war aus der jüdischen Herkunft des Schöpfers des Marxismus erklärbar, der tatsächlich ein Heimatloser und daher volklich ungebundener Fremdling in allen Völkern war und selbst das eigene Volk, welches in der Diaspora (Zerstreuung in der Welt) lebte, nicht sah und achtete als Quell seiner Intelligenz und seines Charakters. So hatte Hitler einen echteren Sinn des Sozialen für jedes Volk gesetzt, nämlich die allgemeine Hilfe und Gemeinschaft für jeden, der auf dem Boden der Herkunft und des Volkstums zu seiner eigenen Lebensgemeinschaft in Staat und Reich stand. — Wir dürfen nicht vergessen, daß dieses zündende Wort und dieser psychologisch so ansprechende Begriff unter geschickter Führung einmal fast eine Mehrheit des ganzen Volkes hinter sich bringen konnte. — Die Gegner dieser politischen Bewegung taten alles (Verkehrte und Falsche), was es nur gab, um der nationalsozialistischen Bewegung Anlaß und Grund zu bieten, die liberale parlamentarische Demokratie abzulehnen und zu überwältigen.

Bedauerlich, aber offenbar nicht zu ändern, war die innenpolitische und volkliche Verschärfung der Gegensätze, die schließlich auf beiden Seiten in Straßen- und Saalschlachten ihren Ausdruck fand, bei denen die Nationalsozialistische Seite mehr und mehr den Vorrang erkämpfte. Selbst der mißglückte Putsch vom Jahre 1923 hat der neuen Bewegung mehr genutzt als geschadet, denn nun hatte man Märtyrer geschaffen, auf deren „Heldentum" man sich berufen konnte. So wuchs unter geschickter Benutzung jeder innen- und außenpolitischen Situation Einfluß, Zahl und Macht der nationalsozialistischen Bewegung, in der sich allmählich ein großer Teil aller national Bürgerlichen, kein geringer Anteil aus der arbeitenden Bevölkerung und auch ein bemerkenswerter Anteil geistiger Kräfte sammelte, welche dem völkischen Gedanken von innen her zugeneigt waren und eine Erfüllung ihrer Volks- und Staatswünsche in der Hitler-Bewegung als möglich erblickten.

Selbstverständlich waren hierunter auch neugläubige Kräfte, die in der Betonung von Erbe und Abstammung im Nationalsozialismus eine Verheißung für ein echtes volklich und artlich bestimmtes Reich erhoffen konnten. Es kann kein Zweifel daran sein, daß der Führer der neuen nationalen Bewegung nie soviel an Einfluß und Zustimmung im deutschen Volke gefunden hätte, wenn nicht ein großer Teil seines Programms dem Durchschnittsbürger — auch guter Qualität — annehmbar und zukunftsträchtig erschienen wäre. Als religiös interessierte Beobachter und Beurteiler vermerkten die kritisch eingestellten Bürgerlichen die politisch kluge Schonung der christlichen Wünsche und Forderungen in einem „deutschen Christentum", — genannt „positives Christentum" im Parteiprogramm. „Positiv" sollte das sein, was dem deutschen Volke am Christentum annehmbar und förderlich erschien. Was das allerdings sein sollte, ist nie klar formuliert worden, und selbst die Vorsprecher des Nationalsozialismus in Presse und Literatur, wie etwa Alfred Rosenberg im „Mythus des 20. Jahrhunderts, konnten nicht genau bestimmen, was mit diesem unklaren, vieldeutigen und schwammigen Begriff eines „positiven Christentums" in Wirklichkeit gemeint war.

Hitler nutzte auch eine im deutschen Volke verbreitete (seit dem Hofprediger Stöcker beim Kaiser) Stimmung gegen das Judentum, um aus diesem Anti-Verhältnis Nutzen für die Gewinnung einer größeren Anhängerschaft zu ziehen. Hier freilich wurden nicht nur die Grenzen des guten Geschmackes überschritten, sondern auch eine sich gebührende Achtung vor fremden Religions- und Volkstumsformen, welche wiederum feinsinnigere Naturen und auf Sauberkeit und Anstand achtende Deutsche häufig mehr abstießen als anziehen konnten.

Das religiöse Element im Nationalsozialismus blieb fast völlig unwirksam, weil kein echter religiöser Trieb dahinter stand. Die Inanspruchnahme volksverbundener Gefühle aus dem Gegensatz zu einem anderen Volke oder einer uns fremden Religion konnte keine aufbauenden Kräfte freimachen, welche einer mehr innerlichen Haltung den Vorzug gegeben hätten. Der Nationalsozialismus strebte, je mehr er Einfluß und Wählerstimmen gewann, immer stärker auf die bloß politische Macht hin und offenbarte so einen Wesenszug, der sich später als verhängnisvoll erweisen sollte. Aber in der ersten Zeit dieser neuen Bewegung waren die Hoffnungen großer Teile des deutschen Volkes — und keineswegs der schlechten — gespannt auf die innere Erneuerung unseres Volkstums und auf die Reinigung unserer Gesittung und gestaltenden Kräfte unserer Art. Dies darf auch nicht vergessen werden. Auch neue Antriebe

wurden in Kunst und Dichtung sichtbar, welche ein als jung empfundenes Nationalgefühl auslöste und in Werken nicht geringer Qualität niederschlug und offenbarte.

Wer versucht, den tieferen Quellen und Gründen des Aufstiegs des Nationalsozialismus nachzugehen, sollte sich nicht in ein bloß negatives Bild verrennen, denn bis 1933 durften viele Menschen unseres Volkes glauben, daß eine neue bessere Zeit angebrochen war, und das nicht nur äußerlich in Wirtschaft und Politik, sondern auch innerlich, was Kern und Keim unserer Nation anbetraf.

301.

## Neue Gestaltungsversuche der Zeit

Wie ein Körper, der von schwerer Krankheit befallen war, alle Kräfte zur Genesung zusammenrafft und sich entschließt, gesünder als vorher weiterzuleben, so geht es auch einem Volke, das nach furchtbarer Niederlage sich auf die innewohnende eigene Stärke besinnt und nun alles tut, um aus dem Chaos der Verzweiflung und des Sich-Fallen-Lassens herauszukommen. So bezeichnet auch die Periode nach dem ersten Weltkrieg die Möglichkeiten, die noch in unserer Nation steckten, um sich von dem Schlag zu erholen, den wir erlitten hatten. Auf vielen Gebieten, nicht nur dem politischen, regten sich jetzt neue Kräfte, neue Gedanken und wurden neue Wege hier und da versucht, um Besseres und Schöneres als vorher zu verwirklichen. Gewiß hatte das deutsche Volk unter der Staatsform der Monarchie über 40 ruhige und erfolgreiche Jahre erlebt, hatte Weltmachtstärke und Kolonien gewonnen und war zur stärksten Kontinentalmacht geworden, aber eben dieses Nach-Außen-Leben hatte manche Mißstände aufkommen lassen, welche die kommunistisch-sozialistische Bewegung zu ihrem Vorteil ausnutzte und so unser Volk in zwei Teile spaltete, indem sie den Begriff des Klassenkampfes zur Untergrundströmung ihrer Propaganda machte und so in die antinationale und grundsätzlich internationale Richtung einschwenkte. Hier muß daher noch ein grundsätzliches Wort zu dem Verhältnis von „Volk und Welt" oder „Nation und Menschheit" gesagt werden.

Ohne diese Klärung würde manche Forderung der volklich und artlich bedingten Kräfte falsch und schief klingen und ein unrichtiges Bild von dem entwerfen, was ein ausgleichender und doch eindeutiger Standpunkt artgläubiger Religionshaltung darstellen und anbieten kann.

In der Entwicklung der Großrassen der Welt, die wir heute im wesentlichen übersehen und durchschauen, haben sich die Völker in einzelnen Lebensräumen gesondert entwickelt. Da, wo sie dem Heimatbezirk der Urrasse sehr fern gesiedelt haben (wie die Inder, Iraner und etwa auch die Skythen, ein Teil der Kaukasier und Kelten,) haben diese Stämme natürlicherweise viel fremdes Kulturgut aufgenommen und sich, auch infolge stärkerer Vermischung immer mehr von ihrem eigenen „Urbilde" entfernt. In der Kunst dieser Auswanderer-Völker ist diese Erscheinung deutlich zu erkennen. Da aber, wo die Grundstämme der ursprünglichen Großrasse in der Heimat oder in heimatnahen Bereichen geblieben sind, haben sich die ursprünglichen biologischen wie auch seelischen Züge ihrer Art im wesentlichen erhalten. So stellt heute das nördliche und mittlere Europa zwar ein Rassengemisch — in vielfältig abgestufter Weise — dar, aber es hat bisher den eigentlichen Charakter der Hauptart (nämlich der nordisch-fälisch-westlichen) im Grunde bewahrt, soweit sogar, daß man die Spuren des Ursprungs noch überall da aufzeigen kann, wo aus der Mischung der verschiedenen genannten Typen der Grundcharakter bestimmend hervorgeht. So stellen die mittel- und nordeuropäischen Völker bestimmt abgestufte Erscheinungsformen derselben Art dar, die nur gradmäßig voneinander abweicht, im Wesen aber so viele Gemeinsamkeiten aufweist, daß man von der Möglichkeit eines in vielen Dingen gemeinsamen Europas heute nicht nur sprechen kann, sondern mit Recht und Fug daran ist, die gewisse Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit auch zu einem Bündnis zu machen, das jeder Bedrohung von außen gewachsen ist.

Hieraus geht hervor, daß das Interesse jedes arbeitenden Menschen nicht bei der Menschheit im allgemeinen liegt, sondern bei der näheren Gemeinschaft seines Stammvolkes, bzw. der gemeinsamen europäischen Verpflichtung und Zusammengehörigkeit. Diese Erkenntnis, die wohlbegründet ist, sollte davon abhalten, unser Heil in Systemen zu suchen, die land- und artfremd sind und im Grunde der asiatischen Seele mehr entsprechen als der europäischen. Insofern ist die Erhaltung und Erneuerung Europas unser erstes Hauptanliegen, und, innerhalb dieser Gemeinsamkeit, die Schaffung eines Kernes, welcher den Ursprungscharakter unserer Stammesart schützt, bewahrt und erneuert.

Was diese Betrachtung mit dem Artglauben zu tun hat, wird jedem Nachdenkenden und Nachdenklichen klar sein, der das Glaubensmässige nicht als eine Einzelbeschäftigung für seelisch erbauende Stunden ansieht, sondern es im Zusammenhang der

europäischen und Weltpolitik betrachtet. Denn Glaube allein, sowohl in der Form der auf Innerlichkeit des Lebens gerichteten Anschauung, wie auch der auf das Allgemeine und Politische zielenden Bewertungsweise, kann die Welt umstürzen, kann Verhältnisse verändern, kann auch das Volksgefüge von Grund auf erneuern, wenn er zu einer zwingenden seelischen Macht geworden ist. Es ist unsere feste Erkenntnis, daß die seelischen Kräfte eine Welt bewegen können, wie das Christentum einmal Europa und die Welt innerlich bestimmt und beherrscht hat und natürlich auch herrliche und wunderbare Antriebe und Werke schuf, die ohne diesen Glauben nicht hätten entstehen können. Glaube kann eine große schöpferische Kraft sein, wenn er die Herzen der Menschen ganz erfüllt und sie zu äußerster Anspannung ihrer Kräfte und Gaben bewegt.

Daher ist Glaube, gekoppelt mit Artbewußtsein und nicht im Gegensatz zum eigenen Blute, wohl die stärkste und bewegendste Macht, die es überhaupt gibt. Diese schließt den Glauben an Deutschland ein; er wird hier erweitert zum Glauben an unsere Art, und das bedeutet zugleich den Glauben an die Führungs- und Gestaltungsrolle derjenigen Erbkräfte, welche in uns als von der Natur und vom Göttlichen anvertrautes Gut leben. Sie sind uns anvertraut zu schöpferischer Gestaltung, überall im Leben, in Volk und Staat, in Familie und Erziehung, im sauberen Verhältnis der Geschlechter zueinander und in der Verwirklichung einer sozialen Ordnung, die jedem Stande und Berufe sein Recht gibt, ohne der Allgemeinheit von Art und Volk etwas zu nehmen. — Dies sind die Parolen unseres Kampfes. Es gibt keine wirklichkeitsnäheren, echteren und „realistischeren" als diese: durch den Glauben Unserer Art zur Bewahrung und Erneuerung unseres Menschentums und zur Heilung eines fast verlorenen geistigen und seelischen Europas.

302.

**Der Liberalismus**

Wenn man die Parolen unserer Zeit, — und so auch die der Periode vor dem zweiten Weltkrieg, — auf ihre Gültigkeit für uns beurteilen und abschätzen will, dann kann man das leicht tun, indem man die uns entgegengesetzten Standpunkte deutlich und kritisch untersucht, ob sie unserem Artgefühl entsprechen oder nicht. Nun ist solche Beurteilung dadurch erschwert, daß jeder, auch der entgegengesetzteste Standpunkt, einige Elemente

enthält, die uns zusagen und unser Inneres ansprechen. So ist es zunächst auch mit dem „Liberalismus" genannten Begriff. Er enthält das Wort „Freiheit" (= liber) und bedeutet, daß der Einzelmensch sich den Raum seiner persönlichen Entscheidung in Staat und Volk bewahren soll. (Dies bezieht sich dann auch z. B. auf die Wirtschaftsform, die angestrebt oder erlaubt wird.)

Freiheit ist solch ein schönes Wort und solch ein verführerischer Begriff, daß jede Partei oder Gruppe ihn verwendet und für sich auszunutzen sucht: Im politischen und persönlichen Liberalismus bedeutet er zunächst nur den Drang zu der größtmöglichen inneren und äußeren Bewegungsfreiheit des Einzelnen. Er ist entstanden, als die Mächte der Kirche (katholisches Dogma und Unfehlbarkeitslehre) und des absoluten Staates überstark waren und infolgedessen der Einzelne mit seinem berechtigten Anspruch auf persönliche Lebensgestaltung (z. B. Freiheit der wissenschaftl. und religiösen Meinungsäußerung) sich beengt und bedrängt, oft auch verhindert und bestraft fühlte, wenn er eigene Ansichten ausdrückte, die der Allgemeinheit oder auch dem Staate oder auch einzelnen mächtigen Persönlichkeiten in der Gesellschaft widersprachen, sie kritisierten oder gar ihre Schwächen und Vergehen aufdeckten und in die Öffentlichkeit brachten.

Hier also, in einer streng geformten Gesellschaft oder in einem von großer Autorität erfüllten Staatswesen (wie es noch das Kaisertum war) war der Ruf nach Freiheit in weitem Maße berechtigt und notwendig. — Aber diese Zeiten sind längst vorbei.

In der Zeit nach dem Sturz der monarchischen Autorität schlug der berechtigte Liberalismus bereits in sein Gegenteil um. Aus dem Freiheitsstandpunkt des nach wahrhaftiger Öffentlichkeits-Unterrichtung strebenden Menschen wurde die Loslassung der Triebe und Instinkte niedriger Art und die Möglichkeit, jede mißliebige Person mit Verdächtigungen und Verleumdungen zu überschütten, um sein Bild in der Öffentlichkeit zu entstellen und ins Gemeine zu ziehen. Wir erinnern uns noch daran, daß Hindenburg, der allerseits verehrte Feldherr und spätere Reichspräsident, von der linken Seite nach dem Kriege „Massenmörder" genannt wurde. Dies war ein Zeichen des mißbrauchten Begriffes der Meinungsfreiheit, welche unser Volk schon damals in zwei entgegengesetzte Teile spaltete und seitdem viel Unheil, Uneinigkeit, Verhetzung und Verbrechen angerichtet hat. Denken wir auch an die einschlägige Sensationspresse, die gewissenlos alles in den Schmutz zog, was ihrem gemeinen Denken und dem schamlosen Trieb, Verdienst und Geld aus solchen Verleumdungen zu schlagen, hemmungslos nachgab und von keinem Richter zu fassen war, wenn sie sich geschickt genug ausdrückte. (Wir

kennen diese Art von Zeitschriften (Gazetten nannte sie Friedrich der Große) aus unserer heutigen Zeit zur Genüge. Sie sollten in einem gesunden Staat ausnahmslos verboten werden.

Die gefährlichen Nachteile eines übertriebenen Liberalismus sind damit aufgezeigt. Eine tiefere Schicht des Schadens, der durch solche Haltung angerichtet wird, muß aber noch eingehender besprochen werden. So berechtigt der Einzelne ist, einen gewissen Raum der Freiheit für sein persönliches Leben zu verlangen, so unberechtigt und gefährlich für die Allgemeinheit des Volkes wird sein Verlangen und seine Forderung nach eigener Äußerung, wenn diese die Grenzen der Sauberkeit, der Ehre und des Anstandes überschreiten. Jedoch liegt die Gefahr tiefer. Der erklärte Liberalist denkt nur an sich. Der E i n z e l n e und sein angebliches Recht ist ihm Ausgangspunkt und Ziel seiner Wünsche und Forderungen. Und dies ist ein falscher Ausgangspunkt für die Betrachtung volklicher und staatlicher, aber auch allgemein menschlicher Dinge.

Denn der Mensch lebt nicht allein, und er ist auch niemals in Welt und Leben ganz allein. Er kann auch nicht für s i c h allein, d. h. abgesehen vom andern, sein Dasein verbringen. Er ist immer nicht nur auf die Gemeinsamkeit mit anderen angewiesen, sondern er verdankt sein relatives Alleinsein-Können eben dieser Gemeinschaft mit anderen, die ihn schützen, ernähren, fördern oder hindern; die ihn jedenfalls in die Gesamtheit des Volkes oder der Gruppe einordnen und darin als Menschen behandeln und betrachten. Der Mensch ist ein Zóon politikón wie die Griechen sagten, und das heißt, ein auf die Gesellschaft angewiesenes Wesen, ein in Gesellschaft lebendes und für Gesellschaft bestimmtes Wesen; und diese „Gesellschaft" ist für uns Volk und Art als die naturgegebenen (der Christ sagt „gottgegebenen") Grundbedingungen und Ermöglichungen unseres Daseins überhaupt. Der Individualist ist ein Egoist; er denkt nur an sich; er ist in dieser Denkform beschränkt, weil er alle anderen Verhältnisse und Gegebenheiten des Lebens nicht mit einbezieht in Betrachtungs-, Denk- und Gefühlsweise seiner eigenen Existenz.

Als volklich bezogener und gebundener Mensch kommt er für uns nicht in Frage.

Hier nun gibt es eine merkwürdige „Variante", eine liberalistische „Abart" des Individualisten. Die typischen Individualisten (und Egoisten) neigen nämlich dazu, ihre Selbstsicherheit dadurch zu verdecken, daß sie für unkontrollierte und unkontrollierbare Ideale für andere Menschen schwärmen, statt selber in

ihrem Leben gemeinschafts-zugewandt zu sein und in einer bindenden nahen Gruppe ein fruchtbares, dem wahren Nächsten verpflichtetes Leben zu führen. Sie neigen zur Freimaurerei, welche in der weit entfernten „Menschheit" ihr Ideal sieht, sie sind Rotarier, die verpflichtet sind, jeweils Schwarze oder Gelbe bei sich aufzunehmen, beileibe aber nicht dem eigenen Volksgenossen zu helfen, der ebenso oft in Not ist wie ein Angehöriger anderer Völker und Rassen. Fernsinn, nicht Nächstenverpflichtung ist ihre Parole. Die Menschheit (die es nicht gibt als gemeinsame Verstehensgruppe) zu retten, das ist ihr Ziel, nicht dem eigenen Nächsten zu dienen oder sich um Volk und gegebene Art als Schicksalsaufgabe zu kümmern.

Jedoch wäre es verfehlt und ungerecht, dem liberalen Standpunkt jede Berechtigung abzusprechen. Der typisch nordische Mensch sieht im liberalen Programm ein wesentliches Entgegenkommen gegenüber eigenen Wünschen und Forderungen. — Persönliche Freiheit ist ihm ein Eigengesetz, und der Zwang irgendwelcher Art, ob staatlicher oder religiöser, parteilicher oder sozial-gesellschaftlicher, ist ihm verhaßt. Daher müssen wir die vorhergehenden Ausführungen dahin verstehen, daß jeder Staat unserer Menschenart ein Maß der Gesinnungs- und Gewissensfreiheit garantieren muß, mit dem wir leben können. Die großen „Nonkonformisten" (das sind Menschen, die nie mit den Massenparolen übereinstimmen und sich ihre eigene Entscheidung vorbehalten) sind fast immer liberale Menschen nordischen Typs gewesen, in denen das persönliche Freiheitsgefühl maßgebend und bestimmend ist, selbst unter Aufsichnahme von Gefahr, Dienstentlassung und Widerstand gegen obrigkeitliche Gewalten. Der Mensch unserer Art ist nicht leicht zu behandeln und für Allgemeinparolen nur schwer zu erwärmen und zu begeistern. Er besitzt ein kühles Urteil gegenüber den Reklame-Größen seiner Zeit und läßt sich in seiner eigenen Meinung nicht beirren.

Nur da, wo Liberalismus ausschweifend wird und als Vorrecht der Massen zur Aufweichung sittlicher Normen und Gesetze führt, wird er gefährlich und volksverderbend. Das hat sich in unserer Zeit gezeigt. Es wäre nie zu den Exzessen (Ausartungen) des Anarchismus gekommen, wenn man in Europa zur rechten Zeit die Zügel der Vernunft, des Anstandes, der echten Gesittung und Sittlichkeit fest angezogen hätte und Verbrecher Verbrecher genannt hätte, und nicht Sozialrevolutionäre oder ideologisch diskutierfähige Vertreter einer „Weltanschauung". Liberalismus ist mit Libertinismus — in jeder Beziehung, sittlicher wie politischer — verwechselt worden, und diese Loslas-

sung aller Triebe und Gewaltätigkeiten, welche das Wesen einer entfesselten Liberalität ist, hat uns fast an den Abgrund staatlicher Rechte und volklicher Sicherheit gebracht, ganz abgesehen von den ausgeübten und durchgeführten Realverbrechen, die auf das gleiche Konto zu schreiben sind.

303.

**Ist Sozialismus mit nordischem Wesen vereinbar?**

Diese Frage muß hier gestellt werden, um zu ermessen, wie und ob artgläubige Haltung sich mit den Inhalten des Begriffes „Sozialismus" vereinbaren läßt. Das Wort Sozialismus leitet sich vom lateinischen Wort „socius" ab. Dieses bedeutet „Genosse, Teilhaber, Gefährte", ist also ein guter annehmbarer Begriff, der in uns allen lebt und von uns allen bejaht wird. So, in dieser Bedeutung, wird er auch noch heute von vielen aufrichtigen Menschen, Arbeitern oder Werkschaffenden aller Art verstanden. Der frühere Sozialismus von Engels und anderen Deutschstämmigen trug durchaus Züge einer neuen Volksgesinnung, welche die Rechte des Arbeiterstandes betonte und würdigte und den Platz dieser größten Volksschicht im Zusammenhang der Nation als einen würdigen, gerecht bezahlten und im staatlichen Leben voll anerkannten sehen und durchsetzen wollte. Diese Form des Sozialismus hat auch beim nordischen Menschen unserer Art volle Zustimmung und inneren Anklang gefunden, denn es entspricht dem Gerechtigkeitsgefühl unserer Menschen-Art, sich für den Vernachlässigten, unsozial Behandelten einzusetzen und ihm sein volkliches Recht im Rahmen der Gesellschaft zu verschaffen. Daher hat auch die spätere Parole des Nationalsozialismus bis weit in die Arbeiterschaft hinein Anklang und Zustimmung gefunden. Es sind nicht immer die artlich schlechtesten Teile unserer Völker, welche sich dem gerechten und vernünftigen Sozialismus gewidmet haben, und wir dürfen die fremdstämmigen oder auch eingeborenen Agitatoren eines kommunistischen Ideals nicht mit den ehrlichen Volksbrüdern verwechseln, die nichts anderes wollen als einen gerechten Anteil an dem Wirtschafts- und Arbeits-Ertrag des Gesamtlebens unserer Völker. — Aber bei dieser Begriffsbestimmung im Rahmen der eigenen Volkswirtschaft blieb es nicht. Karl Marx, der Heimatlose, selbst Kapitalisten-verbunden, hat seine volkszerstörenden Theorien auf dem unsicheren Grunde des Klassenkampf-Gedankens aufgebaut und auf Wirtschaftstheorien, die kein Arbeiter wirklich versteht.

Und daher ist Wort und Begriff des Sozialismus aus der Nähe der berechtigten Interessen jedes arbeitenden Menschen gerückt und zum Propaganda-Mittel volksfeindlicher und gesellschaftszerstörender Kampfparolen geworden, die international geführt werden und dazu dienen, die Masse der Menschen einem rücksichtslosen System der Volksbeherrschung zuzuführen, welche — innenpolitisch betrachtet — mit allen Terrormitteln arbeitet und — weltpolitisch gesehen — imperialistisch ist wie keine der bisherigen Weltmächte überhaupt. Die „Freiheit", welche der Sozialismus erkämpfen wollte, ist zum gröbsten Zwang eines absoluten Staatssystems geworden, welche kein Aufbegehren mehr erlaubt, und dieses mit Konzentrationslagern, Gehirnwäsche und angeblich psychiatrischen Heilanstalten behandelt. — Und die ehrlichen Volks-Sozialisten werden dabei verschlissen, verbraucht, ausgeschaltet und schließlich in den Sog des absoluten Terror-Staatssystems gezogen, aus dem sie nicht mehr entkommen können. So wird aus sozialistischem Freiheitsstreben das Gegenteil, nämlich der Total-Anspruch eines kommunistischen Imperialismus. Diesen Prozeß konnten wir in unserer Zeit Schritt um Schritt verfolgen. Es ist nicht unsere Sache, uns um die Staatssysteme anderer zu kümmern.

Aber es ist unsere Sache, die Gefahren für die ganze Welt — und somit auch für uns — zur rechten Zeit zu erkennen und die harten Folgerungen daraus zu ziehen. Die freiheitlich gerichteten „Demokratien" des Westens sehen nicht immer die Gefahr oder wollen sie nicht sehen, weil sie schon teilweise den trügerischen Ideologien verfallen sind und von ihren „Intellektuellen" im Gedankenspiel müßiger Theoretiker sich ein Bild des idealen Kommunismus erfinden lassen, der „ja gar nicht so ist wie der bekannte im Osten." Aber einen idealen Kommunismus gibt es ebensowenig wie ein ideales Christentum, und der Ausgang und „Erfolg" eines roten Sieges würde nicht besser, sondern noch viel furchtbarer aussehen als die „Früchte der christlichen Glaubenssiege" im Mittelalter und im Dreißigjährigen Kriege. Ein Hamburger Kommunist sprach 1955 das gelassene Wort: 20 Millionen Deutsche müssen liquidiert werden, wenn der Kommunismus in Deutschland siegen soll. Diese Aussicht genügt uns.

## 304.

### Marxismus — Kommunismus und die Religion

Wenn man das Wesen des Marxismus-Kommunismus richtig verstehen will, muß man auch diejenige Seite seiner Lehren und Theorien betrachten und kritisch durchleuchten, welche das religiöse Geistes- und Gefühls-Gebiet betreffen. „Amtlich" und theoretisch läßt der sozialistisch geleitete Staat den Bereich der Religion außer Acht, bzw. er erklärt, in der sozialistischen Gesellschaft habe jeder das Recht, die Religion auszuüben, die er wählen wolle. In Wirklichkeit aber — in der Praxis — sieht das Verhalten des wahren Sozialisten und Kommunisten anders aus. Religion, — jede Glaubensauffassung —, bedingt ja auch ein Verhalten in Staat, Volk, Gesellschaft und Öffentlichkeit. Daher ist es von vornherein klar, daß der sozialistische und kommunistische Staat jede Religionsausübung dort beschränkt, eingrenzt, unwirksam macht oder verbietet, wo sie seine eigenen Machtbereiche stört und gefährdet. Und das ist praktisch natürlich überall der Fall. Ein frommer Katholik kann in einem marxistischen Staat nur dann existieren, wenn er seine Religionsart wie ein Geheimwissen behandelt, es nicht nach außen wirksam werden läßt und natürlich auch gar keine Werbung dafür betreiben darf. Er wird daher mit Notwendigkeit zur geheimen Diaspora, einer im Verborgenen lebenden Sekte, die sich notdürftig in kleinen Zusammenkünften ihrer Glaubensgesinnung erfreuen kann und im Grunde abgeschrieben ist für alle öffentliche Tätigkeit. — Das gilt für alle Religions- und Glaubensformen, die irgendeinen Anspruch auf die Mitgestaltung des praktischen Lebens erheben. Und welche Glaubensform müßte das nicht aus dem Innersten ihrer eigenen Gebote heraus tun? — Dies ist die äußere Lage für diejenigen, welche in einem marxistisch (— leninistisch —) geleiteten Staate leben. In stufenweiser Abwandlung gilt dasselbe für diejenigen Völker, in denen die kommunistische Lehre noch nicht völlig durchgedrungen ist. Sowie aber die volle Macht in den Händen des Kommunismus ist, hört es mit jeder echten religiösen Duldung auf, und die Verfolgung der Gläubigen jeder Art beginnt, mit allen Mitteln das staatliche Leben zu erfassen.

Wir müssen hier aber noch eine Stufe tiefer schauen und forschen, wie es eigentlich im Gemüte des „marxistischen" Menschen (wenn es so etwas überhaupt g i b t —) aussieht oder laut Lehre, aussehen s o l l. Der Marxist ist grundsätzlich atheistisch, und das bedeutet, daß er einen überweltlichen Gottes-

begriff ablehnt und verwirft. Für ihn ist „Religion" eine bürgerliche Gefühlshaltung, die beim echten Sozialisten verschwinden muß, die ausgeschaltet werden muß, wenn das kommunistische Ziel der reinen und absoluten „freien" Gesellschaft des Idealstaates verwirklicht werden soll. Alle inneren und äußeren Abhängigkeiten von überweltlichen Einflüssen sind aufzugeben, und der Mensch hat allein diesem Dasein, dem Arbeitsdasein des „schaffenden Menschen" zu leben. „Kein Gott, kein Kaiser noch Tribun" soll den Weg des Kommunisten zu seinem Idealstaate hin hemmen oder verbauen. Den Menschen von allen Fesseln der bürgerlichen und kapitalistischen Gesellschaft befreien, — „können wir nur selber tun".

Hier klingt etwas an, das nordischem und artgläubigem Empfinden irgendwie nahekommt. Denn auch wir sind der Meinung, daß wir den Hauptteil unserer Lebensarbeit für Volk und Art nur selber schaffen können, allerdings unter einer maßvollen Einschränkung, nämlich der, daß die inneren Mächte in uns und das äußere Schicksal um uns dem Vorhaben und Werke, das wir beginnen und schaffen wollen, gewogen, günstig und „gnädig" sind. Denn kein Mensch kann über seine Kraft hinaus alle Momente und Gegebenheiten des Lebens einberechnen, wenn er eine Arbeit, ein Werk beginnt, wenn er ein Ideal in der Wirklichkeit ausgestalten will. Wir sagen, er braucht die „Gnade der göttlichen Kräfte" wo immer diese auch anzufinden seien. Der Marxist und perfekte Sozialist aber ist ein reiner Verstandesmensch, man nennt das auch: ein Rationalist. Er ist überzeugt, daß alles mit der menschlichen Vernunft, mit dem Verstand, mit dem Intellekt zu bewältigen und zu bändigen sei. — Dabei müßte er aus Erfahrung wissen, daß nicht einmal im persönlichen menschlichen Leben alles nach der Ratio, dem reinen Verstande geht, sondern daß die Vitalkräfte des Daseins, in und außer uns — meist viel stärker sind als die reinen Verstandeskräfte und daß das Leben ärmer und kümmerlicher wird, wenn wir nur den Verstand anerkennen würden.

Das Materielle an sich tritt im marxistisch-kommunistischen Staat in den Mittelpunkt aller Bestrebungen, und die Geistes- und Gefühlswelt ist soweit zurückgedrängt, — laut der Lehre —, daß sie nur wie ein Schleier über der wirtschaftlichen Herrschaftswelt liegt. Marxismus bedeutet daher Verarmung des Gefühlslebens und Verringerung der seelischen Ansprüche, die jeder Mensch als ein a u c h gefühlsbestimmtes Wesen an Leben und Kultur stellen muß. Man hat vom „öden" Marxismus gesprochen, und dieses Wort ist nicht ohne Berechtigung, denn die Hinwendung zu den rein materiellen Dingen schränkt die ge-

fühlig und gemüthaft bedingte menschliche Wesenheit soweit ein, daß das Eigentliche unseres Daseins, Liebe, Güte, Anteilnahme an schönheitlichen Dingen nur noch wie ein ferner Traum in der kommunistischen Total-Gesellschaft erscheint.

Schließlich sei in diesem Zusammenhang an ein Drittes erinnert, das zum Wesen des Kommunismus gehört: es ist einmal die Tatsache, daß das „Volk" als solches keine Rolle im Gefüge der marxistischen Theorie spielt. Und noch weniger kann davon die Rede sein, daß der Begriff der Artenverschiedenheit irgend eine Beachtung findet, denn für den Kommunisten sind alle Menschen „gleich". Und hier zeigt sich auch der Zusammenhang zwischen der Gleichheitstheorie, der Arbeit- und Klassen-Theorie und der Religionslosigkeit des anerkannten Kommunisten: sie kennen keine wahren seelischen Unterschiede, sie erkennen die naturgegebenen Verschiedenheiten der Großarten nicht an, sie haben kchein echtes Verhältnis zur Geschichte und drücken dies allein in der fragwürdigen und volksauflösenden These vom Klassenkampf aus, und sie achten das Schönste und Tiefste im Menschen nicht in ihrer rationalen und Nützlichkeitsbesessenheit, und sie sind damit Teilmenschen in einer künstlichen Teilwelt, die wir gerade innerhalb unserer Völker und der Art überwinden und durch ein reicheres und innerlicheres Daseinsgefühl ablösen wollen.

## 305.

## Zusammenfassung

Wir haben am Anfang dieses Abschnitts gefragt, wie der Mensch Unserer Art zu Liberalismus und Sozialismus-Kommunismus steht. Jetzt können wir eine Antwort darauf geben. Der Liberalist denkt nur an sich, er ist in erster Linie Individualist und will die „Freiheit" für seinen persönlichen Bedarf soweit ausdehnen wie irgendmöglich. Er achtet daher die Bedürfnisse und Notwendigkeiten des Staates und Volkes erst und höchstens an zweiter Stelle. So handelt auch der schrankenlose Kapitalismus, der ein Volksgefüge ebenso zerstören kann wie der unbegrenzte Sozialismus. Die ausgesprochenen Großkapitalisten sind immer selbstbezogene Individualisten und denken nur an ihre Machtstellung. Sie verkaufen Kapital und Waren an denjenigen, der ihnen am besten zahlt, ob das ein Volksfeind, ein Gegner oder ein fremder Staat ist. Der Kapitalismus ist ebenso überstaatlich wie der Sozialismus-Kommunismus, und daher ebenso gefährlich.

Der Sozialist-Kommunist überzieht den Gemeinschafts-Standpunkt derart, daß für den Einzelnen und seinen Lebens- und Entwicklungsraum nur wenig Platz und Möglichkeit übrig bleibt. Wenn jemand widerspricht oder nicht einverstanden ist (Nonkonformist), dann wendet er Gewalt an, von der psychiatrischen Anstalt, in die man gesteckt wird, bis zum Arbeits- und Konzentrationslager. Noch heute schmachten Hunderttausende, wenn nicht Millionen in den sowjetischen Lagern und können ihr freies Leben abschreiben, für immer, wenn sie nicht Gelegenheit haben, durch Ergebenheits-Bezeugungen und übernommene Geheimaufgaben ihre staatliche „Schuld" wieder gutzumachen. Aber auch jede Gewissens- und künstlerische Freiheit ist so stark begrenzt, daß der Schaffende nie weiß, wo er bereits unbeliebt geworden und daher ernstlich gefährdet ist. Die Beispiele, die wir in den letzten Jahren erlebt haben, sprechen eine beredte Sprache, es sind große Namen darunter, sogar Nobelpreisträger.

Der Mensch Unserer Art steht in der Mitte zwischen beiden Seiten; dem Individualismus und dem Sozialismus-Kommunismus. Er bejaht Gefühl und Freiheitsanspruch der Persönlichkeit. Er braucht für sein Leben und sein Schaffen einen inneren und äußeren Raum der Freiheit. Dies sogar in der Ehe, in der er jedem „Partner" sein Recht und seine eigene Meinung läßt, ohne daß dadurch die menschliche und persönliche Gebundenheit, Freundschaft und Liebe beeinträchtigt wird. So will er auch im Staats- und Volksgefüge einen Raum der Freiheit behalten, da er nur so leben und schaffen kann. Oft ist dieser Wesenszug des nordischen Menschen bis zum Extremen ausgeprägt worden, wie z. B. bei Knut Hamsun, der oft monatelang seiner Ehe mit der geliebten Marie Andersen entfloh, um allein ein neues Buch schreiben zu können. Seine Frau wußte oft nicht einmal, wo er gerade war.

Jedoch kennt der nordische Mensch durchaus auch die Verpflichtung und Bindung an Gemeinschaft und Volk. Nur muß diese freiwillig und nicht erzwungen sein. In der freiwilligen Gemeinschaft leistet er ungeheuer Wertvolles, sich selbst Entäußerndes, ja, er setzt sich oft so dafür ein, daß sein ganzes Leben gebannt scheint durch diese Arbeit und Verpflichtung an eine selbstgewählte Idee, an einen von ihm bejahten Bund von Menschen und an den Volks- und Reichsgedanken unserer Art. Solche Beispiele sind in der Geschichte viele zu finden. Man sagt diese Haltung besonders preußischen Königen wie Friedrich dem Großen und seinem Vater Friedrich Wilhelm I. nach. Aber auch die großen Persönlichkeiten unseres Gesamtvolkes — und auch

aller Artvölker — waren oft so mit dem Schicksal, der Aufgabe und Sendung ihrer Gemeinschaft verbunden, daß ihr ganzes Leben unter diesem Gesetz stand. Die Reihe der Großen ist hier sehr lang. Sie beginnt in der Frühzeit unserer Geschichte mit Arminius-Hermann, sie setzt sich fort mit Otto I., Heinrich dem Vogler, Kaiser Barbarossa, Heinrich IV., Heinrich VI, mit Gustav Adolf von Schweden, Karl XII. von Schweden, Elisabeth I. von England, mit Washington und Bismarck, bis in die neueste Zeit, die wir noch erlebt haben.

Einzelmensch und Gemeinschaft sind keine Gegensätze. Im Dienste an der Gemeinschaft wächst jeder Mensch, kann er seine Kräfte und Gaben erfüllen. Ohne Gemeinschaft ist er „ein schwaches Rohr, das jeder Sturm zerbricht."

## 306.

## Aufkommende neuformerische Kräfte

Die Zeit zwischen 1918 und 1933 wäre geistig und seelisch unvollkommen gezeichnet, wollten wir solche Bewegungen unbeachtet lassen, die zu dem Gesamtbild wesentlich beitragen, auch wenn sie uns entgegengesetzt sind. Jedoch zeigt auch die nun kurz zu skizzierende weltanschauliche Richtung Züge, die uns in gewissen Punkten verwandt sind und unsere Bestrebungen berühren, wenn sie auch in anderer Richtung als Endziel verlaufen. Die gesamte Periode des Neu-Aufbruchs weist Züge auf, die an den Grundvoraussetzungen teilhaben, die wir vorher kennzeichneten: geistige Not, Suchen nach echten Grundlagen, Verändern der bisherigen Bindungen, Befreiung davon und neue Knüpfung menschlicher Zusammenhänge und Gemeinschaften. So wollen wir einige Seiten der sehr eigenartigen Bewegung widmen, die Rudolf Steiner unter dem späteren Namen Anthroposophie geschaffen hat, die vielfach erbittert und nicht immer gerecht von der „nationalen Seite" bekämpft, mißverstanden oder überhaupt nicht begriffen wurde. Freilich enthält sie tatsächlich auch Züge, die fremdartig sind und in das Reich geistiger Phantasie gehören, welche oft zur Hinwendung des Religiösen zu den Fragen von Leben, Tod und Wiedergeburt gehört.

Ich zitiere zunächst nach dem Sachbuch Rudolf Steiner von Johannes Sachleben, Rowohlt 1963, S. 8: „Auf der Grenzlinie zwischen Mittel- und Osteuropa wurde Rudolf Steiner geboren (27. Febr. 1861). Er selbst hat in dieser Lage keinen Zufall erblickt. Daß er als Kind österreichischer Eltern in Kraljevec im

damaligen Ungarn, heute Jugoslavien, zur Welt kam, erschien ihm von zeichenhafter Bedeutung. Die Polarität von Ost und West sollte als Spannung sein ganzes Leben begleiten."

In der Tat ist dieses Spannungsverhältnis im Wesen Rudolf Steiners und in seinen literarischen Äußerungen wie auch in seinem „philosophischen" Werk überall deutlich zu spüren, und der Beitrag aus östlichem W e s e n ist für den Sehenden und vergleichen-Könnenden klar zu erkennen. Wir nehmen ihn trotzdem in diese Überschau der geistigen Erscheinungen der Zeit von 1918—1933 auf, weil seine Gefolgschaft so viele Züge zeigt, die im deutschen Wesen begründet liegen, allerdings in einigen Charakterlagen unserer Art, die nicht zu den klarsten und geistig bestimmtesten und deutlichsten gehören.

Es ist nun nicht unsere Aufgabe hier, die Gesamtheit der Ideen darzustellen, welche Rudolf Steiner aufgebracht hat; einmal weil dies zu weit führen würde, und zum andern, weil es nicht zum eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung gehört. Es sind jedoch zwei wichtige Erscheinungen, die in Steiners Werk und Nachleben erwähnenswert und seelisch durchaus beachtlich fortgewirkt haben, seine Naturnähe, die mit einer geistigen Haltung gekoppelt war, und seine medizinischen Erkenntnisse, die segensvoll und befreiend für viele Menschen Trost und Heilung spendeten. Zum dritten soll noch die Abart der Steinerschen „Philosophie" kritisch behandelt werden, welche die Reinkarnationslehre (zu deutsch: den Wiederverkörperungs-Gedanken) anbetrifft.

Von seinem Lebenslauf sei noch folgendes berichtet, was den sehr unkonventionellen (unüblichen und dem Zeitgeist widersprechenden) Charakter dieses bedeutenden M e n s c h e n ergänzen und zum Teil erklären mag. Er wuchs mit seinen Eltern in verschiedenen kleinen Bahnstationen des östereichischen Netzes auf (Pottschach, Neudörfl, später Wiener Neustadt), wo er in inniger Berührung mit der Natur stand. Ein kathol. Geistlicher unterwies ihn in der Kräuter- und Heilkunde, woraus er für sein ganzes Leben großen Gewinn zog, indem er natürlichere Heilmethoden einführte und die Möglichkeit echterer Ernährung und vernünftiger Lebensführung schätzen und auswerten konnte. Ein wacher Geist und ein aufnahmefähiges Gemüt vereinte sich in ihm zu einer selbständigen Daseinsbetrachtung, wobei er dem Geistigen und den inneren Erlebnissen einen fast größeren Anteil für die Erkenntnis zusprach als der rationalen Erfassung eines Gegenstandes — (im Kantischen Sinne). Hierin deutete sich allerdings auch eine besondere Gefahr für seine Entwicklung

und Philosophie an, da er das Subjektive, geistig „Erschaute" als objektive Wahrheit zu nehmen geneigt war, was zu einer halb mystischen und verzückten, halb okkulten und magischen Weltanschauung führte. Er besuchte die höhere Schule in Wien-Neustadt und wurde 1879 an der Technischen Hochschule immatrikuliert. Er belegte und hörte dort Biologie, Chemie, Physik und Mathematik, wurde aber später angeregt und philosophisch stark angezogen von den idealistischen Philosophen Fichte, Schelling und Hegel und entnahm auch der entgegengesetzten Richtung Darwins wesentliche Anteile von Erkenntnis und Weltbild, das, wie uns scheint, nie ganz zu einer inneren Einheit zusammengewachsen ist, da er die verschiedensten Richtungen durch eine Geist-Philosophie zu vereinen und zu überbrücken bestrebt war, die gesicherten Einsichten, wie etwa den Kantischen vom „echten Gegenstand der Erkenntnis" nicht standhalten konnten. Später durchlief er eine Periode okkulter und mystischer Schau, bis er in einer Wendung zur Übersinnlichkeit den Bereich realer und gegenständlicher Erfahrung zugunsten überrationaler Empfängnis und mystischer Schau aufgab, aus der seine Philosophie der Freiheit und die Begriffswelt der Anthroposophie entstand. Wir wollen hier nicht über die Wahrheitswerte dieser Weltanschauungslehre ein Urteil fällen.

Um „übersinnliche Wahrheiten" kann man nicht streiten; sie sind „erlebnisbegründet" und rational weder zu beweisen noch zu widerlegen. Man kann höchstens sagen, daß sie nicht in die Erkenntnis der gelehrten Wissenschaft eingereiht werden dürfen, da sie mehr Dichtung als Beweis enthalten. Und für manche Naturen sind sie wesens-angemessen, deren Seele in solchen Gefilden lieber verweilt als im realen und harten Leben.

Unter diesem Gesichtspunkt sind auch die Enttäuschungen zu betrachten, die Steiner später in seiner eigenen Anhängerschaft erlebte und wo ihm die gefährliche Nähe seiner Anthroposophie — im Verständnis seiner Anhänger — mit Scharlatanerie und Täuschung selbst aufging.

Aber wie man ein geistiges Werk nicht immer nach der Menge der Anhängerschaft beurteilen kann, so soll man auch einen bedeutenden Menschen nicht nach den menschlichen Mängeln seiner Anbeter verdammen. Steiner hat vieles Echte und Tiefe als ein Vorläufer wissenschaftlicher Erkenntnis aufgedeckt und gefunden, und seine heilmedizinischen Vorschläge und späteren praktischen Durchführungen seiner Methoden sprechen ganz und gar für ihn, wenn man sonstige Mystik und okkulte Verkrampfung abzieht. Heute existieren viele Steinersche (anthro-

posophische) Heilstätten in der Welt, in denen hervorragende Ärzte Gutes und Neuartiges unter Einsatz ihrer Persönlichkeit und ihres guten Rufes erproben, wozu die Schulmedizin weder Mut noch Gewissen zu haben scheint.

Auch auf dem Erziehungsgebiet hat Steiner neue Anregungen geschaffen, die in heute wohlbekannten Schulen verwirklicht werden. (Salem, Stuttgart, die sogenannten Waldorf-Schulen). Auch hier will ich nicht über Wert und Unwert urteilen. Für eine bestimmte Anlagen-Art scheinen solche Schulen in hohem Sinne förderlich zu sein (besonders für künstlerisch veranlagte junge Menschen); in mancher anderen Beziehung dürften sie nicht genügen, um den Schüler in die harte Wirklichkeit unseres Lebens einzuführen, was dann schon bei der normalen Reifeprüfung öfter zutage tritt.

Noch auf eine dritte Seite der Steinerschen Welt- und Geist-Lehre soll kurz eingegangen sein. Aus dem Indischen entlehnte er den Gedanken der Wiederverkörperung gleich Wiedergeburt in anderen Wesensformen.

Während aber die indische Lehre diese Wiederverkörperung der menschlichen Seele mit dem Schuld-Ungenüge-Gedanken derart verknüpft, daß jede von uns im Leben unterlassene gute Tat und jede böse Tat angerechnet wird in einem künftigen anderen Leben, daß der Böse-Täter eine ganz niedrige Stufe der Wiederverkörperung antreten muß (z. B. als Wurm) und dann in unendlichen weiteren Wiedergeburten sich allmählich heraufentwickeln kann zum schuldfreien Wesen, bis er zum Weisen und Schuldlosen wird, ist die Lehre der Anthroposophie wesentlich einfacher gedacht: jeder Mensch verkörpert sich wieder in einen anderen M e n s c h e n, vielleicht höherer, schönerer Art. So schwärmen die Anhänger, — viele weibliche und auch einige männliche — gern davon, daß sie in ihren historischen Lieblingsfiguren in einem neuen Leben wiedererstehen können.

307.

## Dr. Steiner w a r Wissenschaftler

Viele Fachwissenschaftler haben Rudolf Steiner vorgeworfen, daß das, was er aussagte und lehrte, keine „Wissenschaft" sei, sondern eine Art laienhafte Charlatanerie. (Das ist eine fantasievolle mit Lügen durchsetzte Halbwahrheit.) Aber so einfach darf man sich die Aburteilung eines unbequemen Geistes nicht

machen. Die Fachwissenschaft neigt manchmal dazu, alles, was sie nicht kennt, zu verdammen, und vergißt dabei, daß der geniale Überblick, die Zusammenschau verschiedener Dinge, die gleichsam künstlerische Intuition größere Wahrheiten zutage bringt als eine allzu enge, nur auf e i n Gebiet beschränkte Erkenntnis. So ist Rudolf Steiner oft falsch und ungerecht beurteilt und verurteilt worden. Aber er war kein Laie in der Wissenschaft und auch kein Außenstehender, wenn auch einer, der über vielen Kleinigkeiten und Halbwahrheiten der offiziellen Wissenschaft stand. Wir versuchen daher, seinem Wesen und Werk gerecht zu werden, wenn wir auch einiges verwerfen und ablehnen müssen, was einmal zeitbedingt und zum andern wegen ungenügender Kenntnis von Fachgebieten eine begrenzte Urteilsfähigkeit in seinen Meinungen herbeiführen mußte. (Wir kommen darauf noch zurück.) — Wie er schon als Schüler eine ganz besonder Begabung zeigte, die ihm seine Lehrer hochachtend bescheinigten, so beweist auch sein späterer Lebenslauf eine besondere Stufe von Auffassungs- und Bearbeitungskraft. Mit sechzehn und siebzehn Jahren vertiefte er sich in die Werke Kants, was wahrlich keine leichte Nahrung ist. Mit vierzehn Jahren erwarb er bereits die „Kritik der reinen Vernunft", wobei der Verfasser allerdings bezweifelt, ob ihm die Grundsätze der Erkenntnis von Kant ganz und voll aufgegangen sind, denn seine späteren philosophischen Bemühungen weichen so weit von den Kantschen Grundprinzipien ab, daß man annehmen muß, er habe die Tragweite des Grund-Satzes: „kein Erkenntnisgegenstand ohne sinnliche Wahrnehmung" nicht voll erfaßt. Dies muß gesagt sein, weil die inneren Erfahrungen eines Menschen und einer Seele wegen ihres unanschaulichen und unberechenbaren Charakters nicht zu den gültigen Gegenständen der Erkenntnis gehören können.

Gleichwohl sei hier die Beurteilung seiner Leistungen in der Schule beim Abschlußzeugnis wiedergegeben, welche seine hervorragenden geistigen und sittlichen Gaben würdigt und uns als gerecht denkende Menschen warnen sollte, den Stab über jemanden zu brechen, der nur ein andersartiges Wesen zeigt, als man als normal anzunehmen gewohnt ist.

> „Abiturient Steiner Rudolf ... hat an der Landesoberrealschule in Wiener Neustadt ... im sittlichen Betragen die Note musterhaft erlangt. Der Abiturient erhielt das Zeugnis: Reife mit Auszeichnung."

Das Eigenartige und vom Normal-Menschen und Normal-Wissenschaftler Abweichende an Steiner nun ist, daß er so stark

vom mystisch-östlichen Geiste — von Geburt, Herkunft und Erbe aus — geprägt ist, daß seine wissenschaftliche Nüchternheit und selbstkritische Verpflichtung als solche in seinem Leben nicht voll zum Tragen gekommen ist, sondern daß er seinen Drang ohne genügende Selbstkritik — seinem inneren Erbe folgend — nachgegeben hat, über das erkenntnismäßig Gegenständliche hinauszusehen, zu schauen und in seiner Weise als Hauptquelle seines Lebens und seiner Betrachtungsweise darzustellen und als die wahre-„wahrere" zu betrachten und seinen Anhängern nahezulegen. Er tritt also in wesentlichen Teilen seiner Philosophie aus dem üblichen, von jeder Wissenschaft vorauszusetzenden Rahmen gültiger Erkenntnisweisen und Methoden heraus und bildet sich eine Welt eigener Schau und Geltung, die an diesen Stellen nur noch als Glaube und Religion, aber nicht mehr als Wissenschaft Geltung und Anerkennung finden kann. Hierzu gehört eine Gabe des Schauens, die man Hellsehen nennt und die ihm in besonderem Maße eigen war. Daß es diese als Realität gibt, ist für uns kein Zweifel. Daß sie aber auf Bereiche beschränkt werden muß, wo sie nachzuprüfen und zu bewahrheiten ist, kann ebensowenig fraglich sein. Auch diese Grenzen hat Steiner allerdings häufig und grundsätzlich überschritten und außer Acht gelassen.

So bietet sein Lebenslauf wie sein „Werk" ein zwiespältiges Bild: Im Praktischen oft genial, im Theoretisch-Wissenschaftlichen manchmal unter dem zu fordernden Status des Beweisfähigen und allgemein-Anzuerkennenden liegend.

Ein solcher Geist ist dazu vorherbestimmt, von dem, was er wissenschaftlich aufnimmt, nur das zu verwerten, was ihm persönlich entgegenkommt und „liegt", was also seine subjektiven Neigungen bestärkt, ohne ihm die kritische Schranke deutlich zu machen, durch welche sich der wahre Wissenschaftler vom Träumer unterscheidet.

Da wir nicht alle Seiten der Steinerschen Lebens- und Welt- (und „Überwelt")-Anschauungen behandeln können, geben wir im folgenden einen schematischen Abriß der negativen, zweifelhaften und positiven Züge seiner Forschungen und Erkenntnisse:

a) in streng wissenschaftlicher Hinsicht:
   Erkenntnislehre nicht genügend, da von Kant wesentlich und gefährlich abweichend.

b) in sittlicher Hinsicht sehr ideal, oft irreal, d. h. den Lebensgegebenheiten nicht entsprechend, zu humanistisch und ideologisch gefärbt;

c) in religiöser Hinsicht zu einem symbolisch ausgelegenden Christentum neigend, welches dem realen historischen nicht entspricht;

d) in politisch-realistischer Hinsicht absolut unzureichend, da es die notwendige Wehr- und Selbsterhaltungsbereitschaft verneint;

e) in volklicher Hinsicht ungenügend, da es keine Unterscheidungen der Menschenarten nach Seele und Wesen anerkennt;

f) in nationaler Hinsicht „irrelevant“, d. h. übernational im internationalen Sinne;

g) daher in gewisser Weise zur freimaurer. Richtung gehörend;

h) in schulischer und erzieherischer Hinsicht für künstler. Anlagen vorteilhaft, für normal-Begabte nicht streng, fest und disziplinär;

i) in medizin. Hinsicht neue Wege mit guten Erfolgen gehend (Krebsbehandlung vielversprechend ohne Bestrahlung;)

j) in allgemein-menschlicher Hinsicht erfreulich aufgeschlossen, im echten Sinne human und sehr positiv zu bewerten.

308.

## Nachträge zu Rudolf Steiner

Eine sehr wichtige Periode in Rudolf Steiners Leben war die Tätigkeit im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, zu der er 1889/90 berufen wurde. Er arbeitete dort in der morphologischen Abteilung, welche die betreffenden Schriften Goethes zu ordnen hatte. (Morphologie ist die „Gestaltenlehre des Lebendigen“.) Er fühlte sich dort aber bald als Einsamer und Unverstandener, wie der folgende Abschnitt beweist: „Wie allein und unverstanden ich mich hier fühle, davon können Sie sich schwerlich einen Begriff machen... Hier in Weimar, der Stadt der klassischen Mumien, stehe ich dem Leben und Treiben fremd und kühl gegenüber.“ (Mai 1891) (Entnommen dem Sachbuch Rudolf Steiner von Johannes Hemleben, Rowohlt-Verlag 1963, S. 47)

Jedoch hat Steiner dieser Tätigkeit viel zu verdanken. Sie bestätigte und bestärkte seine Neigung, einen geistigen Komplex gesamtheitlich zu ergründen und nicht im philologisch-Worthaften und bloß sprachlich-Exakten zu verweilen. Diese Neigung und Fähigkeit zeichnete auch seine ärztlichen Heilmetho-

den aus, indem er den Kranken als ganzheitliche Persönlichkeit und den Körper als ein zusammenhängendes Gefüge von Stoff und Seele behandelte und so einen neuen und fruchtbaren Zugang zum einheitlichen Schauen des Patienten aufzeigte: Hierin liegt eine der nicht wegzuleugnenden Findungen und praktischen Anwendungsmethoden seiner anthroposophischen echten Erkenntnisse.
Wir scheuen uns nicht, dies anzuerkennen, wie sehr auch Steiner heute noch von den Schulmedizinern bekämpft oder verschwiegen wird. Es ist nicht gerecht (der Engländer sagt fair), die Erfolge eines Mannes herunterzuspielen, wenn man sonst und anderweitig — politisch oder weltanschaulich — nicht mit ihm übereinstimmt.
Steiner hat auch Nietzsche und Haeckel noch persönlich kennengelernt, diesen in voller Mannes- und Geisteskraft, jenen schon auf dem letzten Lager geistiger Entrückung und seelischer Verwirrung bei seiner Schwester Elisabeth.
Sehr interessant für uns und unsere Betrachtung der weltanschaulich-religiösen Züge in Steiners Leben und Werk ist seine Einstellung zum Christentum. Diese soll daher noch geklärt werden, denn sie erklärt zugleich den Zug zur „Humanität", welcher das Wesen und Wirken dieses Mannes durchzieht und der ihn abhebt von jeder volks- und artbedingten Lebensanschauung. Wir zitieren daher noch einmal aus dem guten Taschenbuch von Hemleben: (S. 80)

> „Die entscheidende Differenz, die in den Jahren 1912/13 zum endgültigen Bruch mit der indisch-angelsächsischen Theosophie führte, lag in Steiners Stellung zum Christentum. Bei aller, zeitweiser radikalen Ablehnung der historischen Formen und Domen der Kirchen, hat er zeit seines Lebens... in Jesus Christus und dem „Ereignis von Golgatha" das zentrale Geschehen der Erd- und Menschheitsgeschichte gesehen..."

Steiner war zeitweise in die Nähe von Annie Besant und Helen Petrowna Blavatzky geraten, deren Mischungsideal aller Religionen mit völliger Gleichberechtigung der Standpunkte nebst den Sondererscheinungen, daß diese beiden Frauen einen hübschen indischen Knaben als Wiederverkörperung Christi anerkannten, zuviel geworden und er flüchtete daher zum Christentum zurück, das er freilich ebenfalls auf seine Weise auslegte. Dieses Verhalten zeigt einen Zug Steiners auf, der ihn in die Reihe der „Ausleger und Neuformer" der chritslichen Lehre verweist, wie es deren viele gab. Diese konnten begreiflicherweise nichts an den Taten und Untaten des historischen und auch noch bestehenden Christentums der Machtorganisation der Kirchen

ändern. Sie konnten nur ihr „eigenes Christentum" betonen und vielleicht auch leben. Die „Christengemeinschaft" des Pfarrers Rittelmeyer hat den Kurs Steiners in etwa verfolgt. Wir sehen, daß Rudolf Steiner bei all seiner oft genialen Selbständigkeit sich nicht vom östlich-christlichen Einfluß einer Illusionslehre trennen konnte, die in seinem eigenen Herzen als Erbe und geschichtliche Tradition verankert war.

Zum Abschluß dieses Abschnittes über Rudolf Steiner seien noch folgende Zusammenfassungen gegeben. Geistesgeschichtlich gesehen, gehört er in die Periode der Gärung Europas; welche nach neuen Formen und Inhalten sucht. Dafür sind die Beziehungen zu Nietzsche und Haeckel, zu Eduard von Hartmann und Darwin, zu Bölsche und Driesch (Philosoph der Jahre 1900—1941), zu Kierkegaard und Liebknecht, zu Friedrich Theodor Vischer (Vau-Vischer) und Swedenborg-(Hellsehen!) bezeichnend. Es fehlen bemerkenswerterweise die großen Dichter Rilke und Stefan George, Binding und Weinheber, Kolbenheyer und Agnes Miegel.

Steiner hatte keine innere Bindung zum deutsch-volklichen Schicksal. Die großen Ereignisse des anfänglichen 20. Jahrhunderts gingen an ihm gleichsam als unwesentlich vorbei. Und doch war er ein typisches Kind des auslaufenden 19. und anfänglichen 20. Jahrhunderts. Seine christlich-humanistische Haltung führte ihn zur Verteidigung des Pazifismus, also einer Haltung, welche den Widerstand gegen die uns Europäer bedrohenden Mächte Halbasiens und Rot-Rußlands aufgibt.

Völkische Ideale lagen ihm gänzlich fern. Wehrhaftigkeit und Heldensinn in der Verteidigung unserer angestammten Rechte und persönlichkeitsbedingten Kulturschöpfungen sind bei ihm nicht zu finden. Eine gewisse Individual-Bezogenheit auf ein reines Persönlichkeitsbewußtsein bildete seine Weltanschauung und Lebenshaltung. Die östliche Grenzherkunft spielt hier als bedingende Tatsache eine maßgebende Rolle. Sein Ideal-Christentum paßt ebenso dazu. — Aber wir vergessen auch nicht seine echten Errungenschaften. Er ist einer der ersten, wenn nicht der maßgebendste, welcher der Krebsbehandlung eine neue Möglichkeit eröffnet hat, die Erfolge buchen kann, welche die Schulmedizin niemals geahnt hat und heute noch ablehnt. (Der Verfasser dieses Buches beurteilt das aus eigener Kenntnis.) Literatur: Rud. Steiner: Westl. und östl. Weltgegensätzlichkeit Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1961. Rud. Steiner: Die Philos. der Freiheit, daselbst./Rudolf Meyer: Rud. Steiner: Anthroposophie: Herausforderung im 20. Jahrhdt. Verlag. Fr. Geistesleben 1975.

## XXI. KAPITEL

### Rassewissenschaft und Artstandpunkt

### 309.

### Gobineau — Schemann — H. F. K. Günther

Die demokratischen Verfassungen seit der französichen Revolution von 1789 waren alle von der Voraussetzung ausgegangen, daß „der Mensch gleich sei". Sie folgten auch in diesem Punkte der christlichen Weltanschauung, welche die „Gleichheit vor Gott" betonte und so den Demokratien eine Hilfestellung für ihr politisches Grundprogramm bot. Auch die christliche Sittlichkeitslehre (Ethik) geht nach der Bergpredigt von diesem Grundsatz der Gleichheit aus. (Daher haben sie auch die Freimaurer zur Grundlage ihrer allmenschlichen Forderungen gemacht.) Wenn aber nun diese angenommene Grundlage der Gleichheit „alles dessen, was Menschenanlitz trägt", wie es in den sozialistischen Parolen heißt, nicht stimmt? Wenn diese so natürlich erscheinende Voraussetzung nicht richtig ist? Wenn sie aller Erfahrung der Wirklichkeit widerspricht und durch nichts zu beweisen ist? — Dann bricht der Bau der Voraussetzungen der Gleichheits-Staatsformen wie auch das Gerüst der auf Gleichheit eingerichteten Sittenlehre zusammen! — Diese Entscheidungsfrage wurde durch die Forschungen von Gobineau, Schemann, Günther und Clauß und noch viele andere (Bauer — Fischer — Lenz) entwertet. Sie wurde geistig und wissenschaftlich außer Kraft gesetzt. Die Folgen mußten unübersehbare sein, und sie sind es auch gewesen. Der gesamte Bau der humanitären Organisationen würde ins Wanken geraten, wenn die Menschen-Rassen derart verschieden waren, daß auch ihre Seele, — nicht nur ihr Körper — andersartig gebildet waren als die der anderen Rassen.

Die Entscheidung über diese beiden Möglichkeiten wird weittragende Folgen für viele Lebensgebiete haben. Sie ist heute noch nicht durchgedrungen, und wie könnte sie das in einem parlamentarischen Staat, der auf dem Gleichheitsprinzip aufgebaut ist. — Dies gilt übrigens auch und in erhöhtem Maße für Nordamerika und die USA, bei denen diese Frage einen noch gefährlicheren Aspekt, eine noch dringendere Lösungsnotwen-

digkeit aufweist als bei den europäischen Staaten. Hier in Amerika treffen sich nämlich fast alle Rassen der Welt und sollen gemeinsam in einem Staat zusammenleben. Schwarze, Gelbe und die fast ausgerotteten Roten, Mischlinge aller Grade, Mulatten und Mestizen, — es kommt alles zusammen, was der Wind, die Geschichte und der Zufall zusammengeweht hat, — und es gibt keine innere Einheit, soweit, daß große Organisationen der verschiedenen Rassenrichtungen Bündnisse bilden, um die anderen Arten — vornehmlich aber die weiße — zu bekämpfen.

Hier sehen wir an einem einfachen, zutage liegenden Beispiel, daß der Arten-Unterschied eine Tatsache gefährlichster Drohung ist, die nicht aus der Welt geschafft werden kann und die wahrscheinlich die Geschichte der nächsten hundert Jahre der Erde maßgebend gestalten und erfüllen wird. — Wer mit wachen Augen diese unsere Welt ansieht, bemerkt, daß wir am Rande — oder schon in der Mitte? — einer Rassenrevolution stehen, die, wenn sie nicht weise und klar, eindeutig, aber human geschlichtet werden kann, zu unser aller Verhängnis werden wird. Denn die allgemeine Mischung, die wahllose Verbindung aller Völker und Geschlechter der bewohnten Welt würde eine Kultur im eigentlichen Sinne unmöglich machen. Wir wären dann hoffnungslos zur Welt-Zivilisation verdammt, einem Gebilde, das nur nach Nützlichkeit, äußerem Vorteil, puren Machtverhältnissen und großkapitalistischen Organisationen ausgerichtet wäre. Vor diesem Schicksal stehen wir, und wenn wir es nicht mehr aufhalten können, werden wir eine graue, gemischte, von allen klaren seelischen Grundformen entfernte Menschenrasse werden, über die die anonymen Mächte widerstandslos herrschen können, weil jede Breimasse am leichtesten mit Redensarten und Scheinlösungen zu befriedigen ist.

Man kann sagen, daß die Ergebnisse der Rasse- und Erbforschung einer „kopernikanischen Wendung" in der Menschen-Erkenntnis gleichen und daß ihre Wirkungen ebenso groß sein würden wie der Umsturz des bis-damaligen christlichen Weltbildes.

Die Rassen-Psychologie (Rassen-Seelenkunde) hat daraufhin das ihrige getan, um den Verschiedenheits-Standpunkt auch im seelischen Gebiet zu erweisen, und damit ging der aufgeschlossenen Menschheit mit einmal die Erklärung für so vieles auf, was bis dahin rational unerklärbar erschien, nämlich die verschiedenen Verhaltensweisen von Mensch und Tier, Volk und Artengemeinschaft gegenüber allen Dingen des Lebens. Heute

ist es keinem Nachdenkenden mehr eine Frage, daß die Menschenarten s e h r verschieden sind, in ihrem Gemüte, ihren „Reaktionen", in ihrer Beurteilung von Gut und Böse, in ihren menschlichen und politischen Handlungen; man kann sagen überhaupt in allem, worauf es im Leben ankommt. So weit verschieden, daß ein auch nur äußerliches Verstehen oft kaum möglich scheint.

Nun gibt es auch den Gegenstandpunkt, und es wäre ein Wunder, wenn die marxistisch-christlich-freimaurerische Welt nicht einen solchen zur Hand hätte, bzw. entwickelte, um den unbequemen Rassewissenschaftlern entgegenzutreten. Das ist der „Umwelt-Standpunkt", welcher besagt, daß die Einflüsse der Umwelt den Menschen vornehmlich bestimmen, und nicht sein „Blutserbe", also seine rassische Grundbestimmtheit.

Der Kampf darüber hält heute noch an. Alle linken und linksliberalen Kräfte stimmen für Umwelt-Prägung, und alle konservativen, nationalen, volksbedingten Anschauungen liegen auf der Seite des eingeborenen Erbes als der Hauptursache und vornehmlich wirkenden Kraft im Menschenleben. Diese „Alternative" (Entscheidungs-Möglichkeit zwischen zwei Stundpunkten) durchzieht heute den geistigen Kampf um die Grundlagen eines neuen und echteren Weltbildes, und sie spielt auch eine entscheidende Rolle bei der Frage: Allgemeinglaube für alle Menschen und Menschenarten oder Artglauben für jede Großrasse nach eigenem Seelengesetz.

310.

## Der „Untergang des Abendlandes" u. Oswald Spengler

Der sehr umkämpfte und später berühmt gewordene Oswald Spengler (Mathematik-Professor und Geschichtsphilosoph) entwickelte in seinem Werk „Untergang des Abendlandes" (1918—22) eine Kulturbetrachtung, die in vieler Beziehung den Anschauungen artgläubiger Betrachtung nahekommt, jedoch mit einem pessimistischen Grundzug, der das Absterben und Ende der europäischen Schöpferkraft und Weltbedeutung voraussagte. Aus der Untergangsstimmung des verlorenen Krieges ist diese Haltung verständlich. Sie hat viele Menschen, auch bedeutende Geister —, stark beeinflußt und klingt noch heute als Grundstimmung bei Politikern und Wissenschaftlern, Künstlern und Dichtern an. Diese Kulturphilosophie ist so bezeichnend für die

Periode nach 1918, daß sie in einem kurzen Abschnitt gewürdigt werden muß. Zuvor wollen wir die zusammengefaßte Darstellung des Kleinen Brockhaus hören:

> „Er unterschied acht unabhängige, in ihrem Entwicklungsgang lebensgesetzlich bestimmte und seelisch verschieden geartete Kulturen, deren „Stil" jeweils alle Äußerungen wie Wirtschaft, Recht, Kunst, Religion bestimmt. Entstehung, Blüte und Verfall der Kulturen haben eine vergleichbare Gesetzlichkeit; die gegenwärtige westliche „faustische") Kultur hielt Sp. für verfallend und entwickelte z. T. treffende Voraussagen." (Kl. Br. Bd. II. S. 446/47)

In Spenglers Werk werden die „Kulturen" als gleichsam lebende Organismen behandelt, welche den Gesetzen von Entstehen, Blüte und Vergehen folgen wie die Pflanzen, Bäume und alle anderen Lebewesen.

Diese Grundansetzung ist kritisch zu betrachten. Zwar sind in den Kulturen starke organische Elemente vorhanden, aber diese sind nicht die einzigen, welche den Ablauf oder die Entwicklung einer Gesittungsgemeinschaft und einer schöpferischen, durch künstlerischen Stil verbundenen Kulturgruppe bestimmen.

Wenn man die indo-europäische Menschenart als eine Gesamtheit ansieht, so ergibt sich ein gänzlich von dem Spenglerschen verschiedenes Bild. Etwa um 2500 vor Ztwd. gingen die ersten großen Züge unserer Menschenart nach Indien, in den Iran, nach Assyrien, Griechenland und etwas später nach Italien, vielleicht Nordafrika (Libyen) und — möglicherweise sogar früher — aus der Sahara — schon nach Ägypten (die Pharaonen) und schufen dort überall Hochkulturen, von denen die indische noch in Resten besteht, wenn auch vielfach gemischt mit anderen Elementen. Die kretisch-minoisch-griechische währte von 2500— etwa 300 nach Ztw., wie man sagt, die römische bis 500 nach Ztw., und die europäisch-christliche etwa bis 1500. Dann kam die Epoche des Barock, die man auch zur europäischen Kultur zählen muß, des Empire und des auslaufenden 19. Jahrhunderts mit den Großen unserer Art, von 1600 an Shakespeare, Galilei, Kepler, Kant, Goethe und wen man immer als Kulturschöpfer und Großgeist bezeichnen will. Niemand kann sagen, ob nicht aus neuen geistigen Anstößen und Erkenntnissen ein neues Lebensgefühl, eine neue Schöpfungsgesinnung, ein neuer Kultur-Mut entstehen kann, nachdem eine Periode des Niederganges, des Pessimismus und der anscheinenden Ausweglosigkeit überwunden ist.

Denn Spengler hat über der Suche nach „Gesetzlichkeiten" ganz offenbar vergessen, was dem theoretischen Forscher leicht passieren kann, nämlich daß der lebende, lebendige Mensch, der gesunde Mensch, der nicht verzagende und schöpferische Mensch immer noch der Mittelpunkt, ja, der Anfangspunkt aller Kultur ist, und daß es nur einer Erkenntnis bedarf, die wir schon h a b e n, die manche nur nicht wahr-haben-wollen, daß gesunde Art und vernünftige Lebensweise mit menschlichem Willen wiederhergestellt werden kann und muß, damit eine neue Grundlage für ein gesundes und schöpferisches Leben geschaffen wird Und ein weiteres hat Spengler auch vergessen oder nicht gekannt oder nicht beachtet, daß nämlich unsere Menschen-Großart noch nicht erschöpft ist und nur nach den gewonnenen Erkenntnissen der Erbwissenschaft erhalten und erneuert werden muß, bis ein geistig-seelischer Anstoß gegeben ist, der „Kultur" im Sinne Spenglers und Nietzsches schafft, und das ist die Einheit des künstlerischen Stils in allen Lebens-Äußerungen einer Menschen-Großart. Wir kommen darauf noch zurück.

Kulturmüdigkeit und Kulturüberdruß stellt sich bei Völkern und Menschen immer dann ein, wenn kein anderer Ausblick möglich erscheint als Verzicht, Ende und Untergang. Hinzu kommt die Neigung des beginnenden 20. Jahrhunderts, in einer Überschätzung der Richtigkeit und Schlüssigkeit gleichsam mathematisch-gesetzlicher Abläufe die einzig zutreffende Erklärung von Lebenstatsachen zu sehen. Wenn man die Grundmethode von Spengler annehmen würde, müßte man auch berücksichtigen, daß es organische Wesen gibt, die sehr verschieden an Lebensdauer gegenüber anderen sind. Die Eintagsfliege hat nur eine kurze Lebensfrist. Eichen oder andere Altbäume existieren tausend Jahre und mehr. Dies wäre das eine Vergleichs-Argument gegen Spenglers Betrachtungsweise: die Zeitdauer einer Kultur als einer organischen Daseinsgemeinschaft ist nicht abzuschätzen.

Das andere Argument aber ist noch schlagender: wer sagt uns und womit wäre es bewiesen, daß Kulturgebilde wie die europäischen Gesamt-Erscheinungen vom Griechentum bis zum Ende des Mittelalters den selben Lebensgesetzen folgen müßten wie eine Pflanze oder eine Fliege? Nichts ist hierfür beweisend, obwohl sich Einzelzüge finden, auch in Spenglers Werk, – die, weil sie „organischer Natur" sind, dem Lebensgesetz des Werdens und Vergehens unterworfen sind. Dies gilt sicherlich für den Einzelmenschen. Gilt es auch für die Menschengruppe, eine Rassegemeinschaft oder, im erweiterten Sinne, eine Großrasse und Artgemeinschaft? Welche Gesetze herrschen in einer sol-

chen? Sind es die gleichen wie die eines Einzelwesens? Kaum. Dies werden wir im Folgenden deutlich machen. Denn im Falle einer Menschengruppe gleicher (oder annähernd gleicher) Art, wie es eine Großrasse ist, herrschen zwar auch organisch bestimmte Gesetze, aber sie herrschen nur relativ und nicht absolut. Der Grund hierfür ist leicht einzusehen. Wenn eine Menschengruppe sich organisch gesund und rassisch gleichartig verhält, wenn sie in gesunder Weise ihren Bestand wahrt, zweckhaft ergänzt und in den Verbindungs- und Mischungsverhältnissen im Rahmen ihrer inneren und äußeren Eigenschaften bleibt, so kann sie lange Perioden der Existenz und Stilwandlung überstehen und doch große Kultur schaffen. Dies kann an dem indoeuropäischen Beispiel erläutert, verdeutlicht und sozusagen b e w i e s e n werden.

311.

## „Rasse" und „Kultur"

Da wir an dem Punkte angelangt sind, wo diese Begriffe zur Klärung und „Aufklärung" drängen, soll hier versucht werden, die Hauptzüge beider Wort-Inhalte näher und eindeutiger zu bestimmen, als dies gemeinhin geschieht. Denn die Unklarheiten und falschen Gegensätzlichkeiten in der Erörterung dieser wesentlichen Fragen stammen meist daher, daß man irreführende Begriffs-Inhalte unterstellt, die kein besonnener und maßvoll eingestellter Mensch und Wissenschaftler mit seiner Forschung decken würde.

Zunächst wollen wir den Begriff „Rasse" darstellen, wie er vernünftigerweise angesehen und bestimmt werden muß. Der Ausgangspunkt ist die Herkunft von einer Menschenart, welche im großen und ganzen ähnliche (bzw. „g l e i c h e"—?) Züge trägt und diese vererbt, d. h. „unverändert weitergibt". Bei näherer Betrachtung und Durchleuchtung ist solche „homogene", d. h. gleichartige Menschentype nur dann vorzustellen, wenn sie Jahrhunderte lang räumlich begrenzt, klimatisch eindeutig und einheitlich bedingt und mischungsmäßig auf die gleichen Typen angewiesen ist. Das bedeutet also, daß die jeweilige Frau und der jeweilige Mann völlig gleichartig in inneren und äußeren Zügen erhalten und bewahrt blieben.

Wenn man die Lebensweise der Alt- und Mittelsteinzeit überdenkt, dann wird einem klar, daß diese Bedingungen der völligen Gleichartigkeit im strengen Sinne kaum für längere Zeiträume strikt aufrechterhalten werden konnten. Denn einmal

waren die jüngeren Männer und die mittleren Alters sicherlich oft wochenlang von dem Wohnplatz entfernt, wo die Horde ihren Sitz hatte. Die Möglichkeit des Überfalls durch andere Gruppen war immer gegeben und ist sicherlich auch öfter vorgekommen, so daß die Frauen mit ihren Geburten nicht mit Eindeutigkeit nachweisen konnten, woher das neue Kind gekommen war. Und ob sie ein Interesse hatten, die andersartige Herkunft zu verraten, bliebe dem Lebenskundigen zu denken freigestellt. Die „reine Rasse" kann also schon von Anfang an leicht gefärbt worden sein durch etwas andersartige Einschläge.

Hinzu kommt, daß die Männer auf langen Beute- und Jagdzügen ebenfalls nicht immer wählerisch waren, wenn sie auf fremde Frauen stießen. Sie nahmen diese öfter mit, zum Arbeiten zuhause, aber wohl auch als geschlechtliche Partner, da schwerlich mit Einehe in der Alt- und Mittelsteinzeit zu rechnen ist. So mußte die Zweitfrau auch geduldet werden, und selbst, wenn sie nur geringe Varianten der Rasse-Herkunft aufwies gegenüber dem „Hauptstamm" der „Reinen" (die man später häufig „Arier" nannte), so waren doch Erbteile leicht verschiedener Art in die Hauptlinie eingeflossen. Die Beutezüge auf fremde Frauen spielen in allen nomadisch lebenden Völkern und Stämmen eine große Rolle, und niemand darf behaupten, daß hier nicht Rassemischungen bereits vorkamen, die neue Züge in den Allgemein-Charakter der „Haupt-Rasse" brachten. Erst mit der Seßhaftwerdung der Nordstämme im frühesten Bauerntum änderten sich für den Indogermanen die Abstammungsverhältnisse dahin, daß e i n einziger Erbstrang aufrechterhalten und anerkannt wurde. Dies aber hängt für die Nordrasse noch doppelt zusammen mit dem Vater-Recht (Patriarchat), während schon die Kelten — auch Indo-Europäer schon das Mutterrecht von den Südrassen übernahmen, in dem es eine gradlinige Erb- und Blutsfolge nicht mehr gab, weil die Frau ihren „Partner" wechseln konnte und die Herkunft der Kinder nicht mehr eindeutig diesem oder jenem zugeschrieben werden durfte.

Wir sehen also, wenn wir dies bedenken und realistisch einschätzen, daß an eine „Rasse-Reinheit" im absoluten Sinne nicht gedacht werden kann. Was übrig bleibt, ist aber nicht wenig, und dies ist auch zu bedenken. Denn der Allgemein-Charakter einer solchen Menschenart war im Durchschnitt durchaus „homogen", das heißt: einigermaßen einheitlich, und daher hat sich noch Cäsar (1. Jahrhundert vor Ztwd.) gewundert, wie ähnlich sich Kelten und Germanen am Rhein sahen, so daß er sie nicht voneinander unterscheiden konnte. Die Art-Ähnlichkeit im all-

gemeinen Sinne ist also ebensowenig in Zweifel zu ziehen wie eine gewisse Variationsbreite des Aussehens und infolgedessen auch des Charakters und Wesens Unserer Gesamt-Menschenart. Wir ziehen nun die Folgerungen aus dieser Klärung der Abstammungsverhältnisse und der so gedeuteten „Rasse-Reinheit" oder Artvielfalt, die sich im deutschen, nordischen und europäischen Raum heute noch spiegelt und unser innerstes Wesen weithin bestimmt. Denn, wie es im „Bekenntnis unserer Art" heißt, „GLAUBEN WIR AN DIE EINHEIT VON LEIB UND SEELE IN ALLEM LEBENDIGEN." (Man nennt das im modernwissenschaftlichen Wortgebrauch auch den „psycho-somatischen Zusammenhang.)

Die Mittel- und Nordeuropäer sind durchgehend bestimmt von ihrer indo-europäischen Herkunft oder, wenn man das strenger biologisch ausdrücken will, von ihrer nordrassischen Abstammung. Hierbei ist zu beachten, daß der Begriff „Reinrassigkeit" eine Idealvorstellung ist, die in Wirklichkeit kaum absolut zu vollziehen ist. Aber eine allgemeine, mehr oder minder vorherrschende Prägung durch den nordischen Typ ist durch die Jahrhunderte und Jahrtausende zu erweisen. Man kann sie noch an den meisten mittelalterlichen Skulpturen, Statuen, Darstellungen — sogar auf Kirchenbildern — nachweisen. Selbst der Christus der Kirche mußte sich in der Darstellung der Kunst dem allgemeinen „Rassebild" des Mittelalters anpassen und erscheint fast immer als nordgearteter Typ auf den Bildern, wenn man ihm auch wenigstens etwas brauneres Haar mitgegeben hat. Typisch orientalische Züge konnte man ihm auf den Idealbildern nicht verleihen, das hätten die wackeren Bürger und Bauern, die Adligen und Ritter, die Fürsten und Könige als „artfremd" weit von sich gewiesen. So trägt auch eher Paulus oder Judas orientalische Züge, aber Christus nicht. (Das Rasse-Ideal schlägt in der Kunst absolut naiv durch, es ist kein Nazismus und keine Frucht einer intellektuellen Überlegung, wie wohl der „Heiland" ausgesehen haben mag; sondern er mußte selbstverständlich vom Stamme der Arier sein, ein etwas dunklerer gefärbter Nordmensch. (Daher dann auch später die überaus irrtümliche Meinung, er sei wirklich ein „Arier" gewesen, ein „Nordischer" Christus. Leider hätte dieser Erlöser uns dann die Erlösung von Blut und Erbe, von Stamm und Heimat und von der Religion unserer eigenen Ahnen gebracht, wahrlich keine schöne Mitgift für einen „arischen Christus"...

312.

**Wieweit bestimmt biologische Geartung die Kultur?**

Dieses Problem soll noch im Grundsätzlichen geklärt werden, ehe wir zu der Frage fortschreiten, wie Wissenschaft und Glaube zu einander stehen und was „Rasse" mit Religion zu tun hat.

Daß die Nordstämme, die um 2500 von Europa aus in die Ferne des Ostens, Südens und Südostens zogen, wesentlich „nordisch bestimmt" waren, kann nach allem, was wir von diesen großen Wanderungen wissen, nicht fraglich sein. Hierzu gehören die Völkerschaften und Stämme der Inder, Iraner (Perser), Hethiter, Mitannis, Armenier, Assyrer (in der Oberschicht) Griechen und Römer und viele Kleinstämme, die teils mitzogen, teils in verborgeneren Gegenden Fuß faßten wie einige kaukasische Stämme, deren künstlerische Hinterlassenschaften sie als Arier ausweisen. (Daher stammen denn auch die Vermutungen einer früheren Gelehrtenschicht, daß die „nordbestimmte Rasse" aus dem Kaukasus stamme, welche inzwischen weitgehend fallen gelassen sind.)

Wie ist nun die biologische Beschaffenheit dieser Wanderungsstämme und -Völker zu denken und vorzustellen? Die Wanderungen dauerten oft Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte. Am deutlichsten werden solche Züge an den nach Griechenland (und Kreta—?) ausgewanderten Stämmen der Achäer, Jonier und Dorier. Diese drei Hauptgruppen brauchten rund 1000 Jahre, nämlich von 2200 vor Ztr. — etwa — bis 1200, wo die Dorier als letzte und kräftigste Gruppe auftraten, Athen eroberten, bis in den Peloponnes vordrangen und wahrscheinlich auch noch nach Kreta übersetzten. (Ob nicht die Thera-Santorin-Kultur auch noch hierzu gehört, scheint noch nicht geklärt zu sein.)

Anmerkung: Ein Zeichen für den vorwiegenden Nordcharakter der indo-europäischen Auswanderer ist die Verbreitung der Irminsul, die der Verfasser sichergestellt hat für Germanien, die Kelten, die „Slaven" (auf der Ratzeburg), die Griechen, die Philister (in Palästina), die Hethiter (Schmucksymbol), die Mitannis, (Nebenvolk der Hethiter in Kleinasien) und die Assyrer (Oberschicht) als religiöses Symbol.

Für die biologische Verfassung der Wandervölker gilt in erhöhtem und erweitertem Maße das, was vorher von „Reinrassigkeit" im Steinzeitalter gesagt wurde. Eine überwiegende Gleichartigkeit ist die Voraussetzung dieser Wanderzüge, weil nur durch diese die großen Entfernungen unter dem harten Ge-

setz der Zusammengehörigkeit in einer fremden Natur und unter fremden und feindlichen Völkern bestanden und überwunden werden konnten. Dies schließt jedoch nicht aus, daß unterwegs Gefangene gemacht, fremdes Blut mitgeführt und auch andersartige Frauen in die Dienste der Lebenserhaltung einbezogen wurden. Man kann und muß daher sagen: je länger diese Züge dauerten, desto größer wurde der Anteil des Fremdblutes und desto mehr wurde auch die innere Einheit schon vor der Ankunft im späteren Siedlungs- und Herrschaftsgebiet verringert und gefährdet. Als diese Züge schließlich ihre „neue Heimat" gefunden hatten, mußten sie sich dort — nach der Eroberung und Unterwerfung von Land und Fremdvolk — den übriggebliebenen „Feinden" anpassen, den höheren Schichten der Überlebenden verbinden und so mehr und mehr in den Sog des Fremd-Landes, des Fremdklimas und der Fremdbevölkerung geraten. Griechenland ist ein klassisches Beispiel dafür. Als nun gar nach einigen Jahrhunderten nordbestimmter aristokratischer Herrschaft erst der Händlerstand, dann die Verwalter der Großgüter (Perioken), schließlich die gesamte großstädtische Bevölkerung in die „Demokratie" aufgenommen und gleichberechtigt wurde, war es natürlich mit Rassereinheit und schließlich auch mit dem Überwiegen nordischer Heimatgesittung zu Ende, und die Zeit des Verfalls begann. So stellt sich schließlich das Spenglersche Gesetz von Anfang, Blüte und Ende einer Kultur als die einfache und logische Tatsache dar, daß die tragende, ursprüngliche und schöpferische Rasse verbraucht worden war, verschlissen, durchgemischt und verraßt, — das mögliche Ende jeder gearteten „Gesittung, und das bedeutet ja allein das Wort „Kultur".

Die biologische Geartung erweist sich also als die ursprüngliche schöpferische Quelle jeder Kultur. Hinzu kommen dann Anstöße und Anregungen, die auch von fremden Einflüssen ausgehen können, wie z. B. Griechenland fraglos von Alt-Kreta und Ägypten Anregungen aufgenommen, dann aber künstlerisch durchgestaltet hat nach eigenem Stilgefühl und mit eigener menschlicher und religiöser Bedeutung. Je ferner nun die Länder liegen, je fremder Umwelt, Landschaft, Klima und Volkstum den Eroberern gewesen ist, desto schneller verwandelte sich der eigene Schaffensantrieb in immer fremdere Gebilde, so daß schließlich Geistes- und Kulturformen entstehen, deren Zusammenhang mit den Urschöpfern kaum noch zu erkennen ist. Dies gilt z. B. für Indien, wo auch die europäisch-nordische Götterwelt so nach dem vielfarbigen Umwelt-Vorbild fremder Rassen und anderer Religionsformen umgewandelt wurde, daß man den ursprünglichen Sinn heute kaum noch als arisch oder nordisch

erkennt. Darauf folgt dann zum Schluß, daß andere Herrschaftsformen, andere Glaubensbilder, andere Götter und am Ende sogar ein völlig fremder Gott die Herrschaft antritt, wie es für weite Teile Südost-Asiens und Indiens heute der Fall ist, nachdem der Islam seine weitgehende Herrschaft angetreten hat, weil er eine einfachere, primitivere Denk- und Gefühlsweise darstellt als die des ewigen Kampfes der Gestaltungsgötter gegen die Riesen und Dämonen des Daseins.

So ist heute der indo-arische Zug der ursprünglichen Brahmanen-Religion dem Buddhismus und Islam gewichen; und wer „seine" eigene Religion in Indien sucht, sollte sich lieber in die indogermanische Götterwelt vertiefen: dort kann und wird er sich selbst wiederfinden, aber nicht im vielfach verwandelten und verfälschten (in unserem Sinne verfälschten) Indien und Ostasien der Gurus und Heiligen, der Mönche und Klöster, der Gebetsmühlen und religiös-fremd-induzierten Heiligen eines artfremden tropischen Landes der tausend verschiedenen Völkerschaften.

313.

## Geartung und Glaube

Geartung ist die Summe der durchgehenden körperlichen und seelischen Züge einer Menschengruppe, die ursprünglich biologisch (fast) einheitlich und eindeutig ist. Diese inhaltliche Begriffsbestimmung dürfte für alle die Großgruppen und Großarten gelten, welche einstmals ausgezogen waren und dann — unter gewissen fremden Anregungen — „Kulturen" gegründet haben. Unter „Kulturen" verstehen wir hier die durch eine künstlerisch-stilistisch gekennzeichnete Einheit der Gesamtausdrucksformen dieser Gruppe (oft von mehreren Volksstämmen) der gleichen Art. Dies gilt im besonderen Maße für die Indogermanen, auch (und wohl besser) Indo-Europäer genannt, die von der Cro-Magnon-Rasse abstammen. Sie schufen z. B. im Hethiterland, in Assyrien, in Indien, in Griechenland und in Italien die Hochkulturen, die wir kennen. Möglicherweise reichen ihre weit ausgreifenden Züge bis zur Osterinsel und zu der Inka-Kultur hin. Möglich auch, daß Azteken (Tolteken usw.) und Mayas von ihnen befruchtet wurden.

Ursprünglich trugen diese Weltwanderer ein (fast) gleichartiges Äußeres (der weiße Gott), eine gleichartige Seele (Artseele und Sittlichkeit) mit sich und pflanzten diese in fremden Klimaten bei fremdartigen Menschen ein, so daß die eigen-blütigen An-

triebe allmählich unter den Einflüssen der „Umwelt" im Lauf der Jahrhunderte verändert, verwässert, entstellt, schließlich fast unkenntlich gemacht wurden und zuletzt — nach Demokratisierung und Vermischung — zugrunde gingen.

Dieser Gesamtprozeß ist an allen Kulturen abzulesen, die ursprünglich aus dem Norden und der Mitte Europas stammen. Das ist, was Spengler die Gesetzmäßigkeit von Werden und Vergehen der Kultur nennt. Ihre Ursachen sind die aufgezeigten Rassemischungen, das fremde Klima, die tausend anderen Umwelteinflüsse wie Nahrung, Temperatur, fremde Sitten und Religionen.

Nicht die geringste Rolle spielt bei diesen Vorgängen des Aufblühens und Wieder-Vergehens die Religion, der Glaube der betreffenden Urvölker, welche die großen Kulturen geschaffen haben. Denn Glaube-Religion — ist der konzentrierteste Ausdruck der Seele dieser Völker, und so wurde ursprünglich der „arisch"-indo-europäische Glaube in die Welt getragen und ist dort in den späteren Kulturen überall noch als mehr oder minder deutlicher Rest zu verspüren. Als wesentlichstes Element dieses indo-europäischen Glaubens ist der Gedanke und Entwurf der ewigen Götter im Kampfe um die innere und äußere Ordnung und Gestaltung der Welt — des Lebens, — der „Gesittung" zu nennen, welcher in allen indo-arischen Religionen durchschlägt, immer wiederkehrt und in abgeschwächter Form noch heute im Iran (Zoroaster-Religion) und in Indien (Shiva-Wischnu) zu erkennen ist. Diese Religion des „EWIGEN KAMPFES DER GESTALTENDEN GEGEN DIE ZERSTÖRENDEN KRÄFTE IN ERDE UND ALL" — und in jedem Menschen selbst ist u n s e r e uralte und aller indo-europäischen Stämme eigene, ererbte, mit unserem Seelentum übereinstimmende Herkunfts- und Erb-Religion, und sie ist trotz der 500 Jahre Christentum (oder sagen wir 1000 Jahre, obwohl das nicht genau gerechnet erscheint) immer die unsere geblieben, bewahrt im Urgrunde unserer Herzen und heimlich gehegt als Wissen über alle christliche Zeit hinaus. Sie gibt nämlich — im Einklang mit unserem innersten Wesen — allen die Kraft, den Daseinskampf zu bestehen. Sie lenkt nicht ab von den Härten des Daseins. Sie vertröstet nicht auf den Himmel der Glückseligkeit und Schuldlosigkeit. Sie verspricht nicht im Jenseits die Belohnung für hier vollbrachte Taten, sie sieht dem tragischen Geschick gelassen ins Auge, sie ist die Quelle all unserer Kraft. Sie hilft uns, niemals zu verzagen. Sie gebietet uns, unsere Arbeit ohne Lohn und äußere Anerkennung — um ihrer selbst — zu vollbringen. Sie ist der Hort unseres Lebens und der Schutz unserer Kinder in dem Schmutz der

Umwelt. Sie gibt das Leitbild, nach dem wir da sind und wirken können. Sie ist auch die letzte Kraft eines artgerechten Volksstaates, den wir erstreben. Sie allein kann uns im Chaos unserer Zeit retten und führen.

Historisch gesehen, spiegelt sich dieser Kampfglaube in dem überall vorhandenen Gegensatz der Götter-Welt gegen das Reich der Riesen oder Dämonen. Je stärker die Tatsächlichkeit des immerwährenden Gegensatzes zwischen Gut und Böse, Aufbauend-Gestaltend und Zerstörend-Zersetzend-Niederreißend empfunden wird, umso klarer sind die Fronten, welche keine Vermischung zulassen. Wo aber Mischungsformen zwischen beiden Fronten auftreten, wie etwa bei Loki, dem Erzeugnis von Göttlichem u n d Riesischem, da werden sie mit den Prädikaten des Mischlings gekennzeichnet: boshaft, tückisch, unausgeglichen, zweigeteilt (modern: schizophren!), Unglück-bringend, gierig, habsüchtig, egoistisch, — nur auf sich bedacht, überall Verwirrung stiftend und stets dem Schlechten zuneigend. Diese Urerkenntnis unserer Menschenart wird — für den Sehenden — nur durch die moderne Psychologie bestätigt, denn diese muß sich ja notgedrungen immer mit den abartigen, nicht in Ordnung befindlichen, krankhaften Exemplaren unserer Bevölkerung bebefassen, bei deren Erzeugung die Mischungen der sogenannten „Ehepartner" eine große Rolle spielen.

Alle Tragik im Leben der Götter stammt daher, daß der Böse die Hände des Guten oder Unwissenden lenkt, ihn verführt, den Ahnungslosen, so wie Hödur, der Blinde, verführt wird, den Mistel-Zweig auf Baldur zu schießen, welcher diesen Gott des Lichtes, der Güte, der Schönheit tötet. Wer den Sinn solcher Mythen ganz tief versteht und empfindet, der weiß, daß der alte Götterglaube im Mythus das Wesen der Welt und des Menschen ausgedrückt, erkannt und dargestellt hat. Tieferes als das gibt es nicht. Alles Gerede um die Humanität geht an der Urtatsache vorbei, daß es Gut und Böse eindeutig im Wesen der Irdischen gibt, daß diese Zweiheit „gesetzt" ist und unser Leben bestimmt. Das gilt dann auch von den tragischen Gegensätzen im Leben der Rassen und Völker. Wer sich in seinen letzten Antrieben (Motiven) nicht versteht, wessen Seele so verschieden von anderen ist, kann auch keinen Frieden halten, weil die jeweiligen Maßstäbe andere und grundverschiedene sind. Sitte und Gesetz kann daher immer nur für e i n e annähernd ähnliche Menschenart gelten. Für den Rest gilt nur die tragische Auseinandersetzung, wie im Einzel-Leben des Menschen.

## 314.

### Glaube und Wissenschaft

Glaube kann nie durch Wissenschaft ersetzt werden. Glaube ist etwas a n d e r e s als Wissenschaft. Deshalb gibt es auch keinen „wissenschaftlichen" Glauben und auch keine „wissenschaftliche Weltanschauung", soweit diese mehr sein will als ein mathematisch-physikalisches Weltbild. Es gibt also auch keine wissenschaftliche „Religion". Warum nicht? — Wissenschaft ist der Bereich, in dem mit rationalen, d. h. verstandesmäßigen Mitteln das als möglicherweise „Erkennbare" bestimmt, erklärt, ausgemessen und nach Regeln und Gesetzen geordnet wird.

Was ist demgegenüber „Glaube" und „Religion" —? Glaube ist ein sehr vieldeutiges Wort. Es enthält feste, bestimmbare Bestandteile (wie zum Beispiel: „ich glaube an mein Volk", ein Wort, das so viele im Munde führen, ohne zu wissen, was sie damit meinen. Denn es kann zweierlei bedeuten: einmal: ich habe das Vertrauen zu meinem Volk, daß es z. B. „überlebt"; oder aber: daß es wertvolle Inhalte hat, welche es anderen weitergeben könnte, zum Beispiel die Begriffe: Ehre, Selbstachtung, Reinheit, Treue, Heimatliebe. Das alles kann „Glaube an mein Volk" bedeuten. Bei manchen dieser „Volksgläubigen" steigert sich dieses Gefühl bis zu der Meinung, daß wir Deutsche sozusagen das „beste Volk" sind, und dies führt dann zu einem Nationalismus. Bei andern bedeutet es nur, daß man sein Volk liebt, aber die andern nicht verachtet; bei dritten kann es wieder bedeuten, daß man allein für dieses „Volk" zu leben hat und einem die artverwandten Völker und ihr Schicksal gleichgültig sein kann. — Wir sehen also, daß „Glaube" ein sehr vieldeutiges Wort ist, welches inhaltlich verschwommen und dem Umfang nach undeutlich gegen andere Begriffe abgegrenzt ist. Wissenschaft aber ist der abgrenzbare Bereich des gesicherten Erkennens aufgrund erfahrbarer, beweisbarer, in Regeln und Gesetze zu fassender Erkenntnisse.

Hat nun Glaube gar nichts mit „Wissenschaft" zu tun? Kann Wissenschaft dem Gebiet des Glaubens irgendetwas Wesentliches s a g e n? Dies ist eine wichtige Frage, die geklärt werden muß.

Wenn Wissenschaft der Bereich rationalen, verstandesmäßigen, logischen Denkens ist, dann kann sie dem Glauben, der Religion auf all den Gebieten etwas sagen, wo der Glaube Aussagen über die nachweisbare Wirklichkeit macht. Also zum Beispiel, daß

unserer wissenschaftlichen Erfahrung nach eine „reine Jungfrau" kein Kind bekommt, wenn sie nicht vom Manne befruchtet wurde, also von einem wirklichen Wesen, das nach den Gesetzen der Biologie diese Tätigkeit mit Erfolg ausübt. Wer anderes behauptet, verweist seine „Glaubensüberzeugung" in den Bereich der Fantasie oder des Märchens. So ist es aber mit allen Aussagen, welche ein Glaube, eine Religion über die Wirklichkeit macht, wenn Angaben gegeben werden, die unter die vernünftige Erkenntnis fallen. Wissenschaft begrenzt also den Bereich des Glaubens auf Gegenstände und Gebiete, welche außerhalb der verstandesmäßigen Erkenntnis liegen. Nehmen wir einmal das schwierige Beispiel des Hellsehens oder der Voraussage. Wir alle wissen, daß es so etwas wie Voraussehen gibt als eine Tatsache der Erfahrung. Aber beweisbar im wissenschaftlichen Sinne ist die Zwangsläufigkeit der Voraussage mit dem eingetretenen Ereignis nicht zu beweisen oder zu verbinden. Hier bleibt also ein Zwischenraum zwischen Wissenschaft und Glaube ungeklärt. Man kann glauben, daß es Hellsehen und Vorhersagen (Weissagen) gibt, man kann es aber nicht beweisen.

Ähnliches gilt auch für die Gebiete der volkstümlichen Heilkunde, auf dem seit Jahrhunderten (oder gar Jahrtausenden) Mittel ausprobiert werden, die wirklich heilen, ohne daß sie von der wissenschaftlichen Medizin anerkannt werden. Aus all diesem ist ein folgerichtiger Schluß zu ziehen: Glaube-Religion ist nicht ein Gebiet verstandesmäßiger Behauptungen oder orthodoxer Dogmen (das sind für wahr gehaltene Lehrsätze), sondern Glaube (Religion) ist der Bereich vom Gemüt und Gefühl gesetzter Ur-Gewißheiten einer bestimmten Menschenart, welche in diesen Ur-Annahmen ihre innere Bestätigung und den Sinn ihrer für angemessen gehaltenen Lebensführung finden. Glaube ist damit der Bereich von Gefühlsgewißheiten, die für den „Glaubenden", bzw. „Gläubigen" nicht bewiesen zu werden brauchen. Man nennt in der Wissenschaft solche Grund-Ansetzungen auch Axiome, das heißt: angenommene Voraussetzungen jedes Denkens, Fühlens und Erkennens. Unter diesem Gesichtspunkt sind zum Beispiel die Kantischen „Kategorien. S. Bd. II. Artgl. S. 222-224) auch Axiome, wenn auch nur der rationalen und wissenschaftlichen Beweisführung. Auf dem Gebiete der Sittlichkeit und des Glaubens sind Axiome z. B. Ehre, Treue, Reinheit; oder aber, was ebenso tief greift: die Grundansetzung der Seele, daß es nämlich überhaupt so etwas gibt wie eine „Seele", also auch die „Artseele". Auf dieser Grundvoraussetzung (also auf einem Axiom) beruht, — wissenschaftlich gesehen, die Behauptung,

daß es einen Artglauben gebe, der im Grunde für alle diejenigen verbindlich wäre, welche derselben Gattung Mensch, derselben „Großrasse", derselben „Menschenart" angehören. Ohne diese Setzung der „Artseele", die für uns eine „Gefühls-Gewißheit" ist, kann auch ein Artglaube nicht verständlich, begreifbar und verbindlich gemacht werden. Über diese Dinge muß man sich klar sein. Die Wissenschaft hilft uns hier also ein wesentliches Stück weiter: sie verhilft uns dazu, die Grenzen eigener Überzeugung zu bestimmen, keinen anzusprechen, der für die Grundansetzungen keinen Sinn und keine seelischen Organe hat, und nicht mit verstandesmäßigen Mitteln zu überreden versuchen, wo nur eine eingeborene Grundüberzeugung den eigenen Weg finden kann. Und der eigene Weg kann immer nur der sein, der für den Glauben, — (die Religion) selbst gewählt wird und aus innerer Überzeugung befolgt und gelebt werden kann.

Ist es nun aber ganz und gar müßig, einen Andersdenkenden zu der Glaubensform „bekehren" zu wollen, die man selber hat? Nein, natürlich nicht. Der andere kann nämlich aus intellektuellen Erwägungen (die falsch sein können) zu einem ihm selbst nicht gemäßen Glaubensstandpunkt kommen. Hier ist Geduld am Platze. Mancher Mensch unserer Art kommt spät zu der ihm gemäßen Form des Glaubens und der Religion. Das ist sogar beim „nordischen" Menschen fast der Normalfall. Wir sind fast alle „Spätentwickler".

## 315.

## Religion und Glaube

Beide Worte und Begriffe werden häufig in ihrer Bedeutung gleichgesetzt; jedoch drängt sich dabei sehr oft eine gefährliche Verschiebung der Inhalte der Bezeichnungen auf. Wir müssen daher, um Unklarheiten und Ausflüchte zu vermeiden, die Sinnrichtung und den Sprachgebrauch deutlich umschreiben. Der Mitteleuropäer moderner Gesinnung, und zumal der Deutsche, neigt dazu, sich durch Verwendung des Wortes „Glaube" seiner eigentlichen religiösen Verantwortung zu entziehen, indem er etwa sagt „Ich glaube an Deutschland" und damit ausdrücken will, daß ihm andere (tiefere, genauere, religiöse) Bindungen gleichgültig oder zweitrangig sind. Der „Glaube an Deutschland" soll ihm sozusagen die Religion ersetzen. Diese Haltung kann freilich auch den Ursprung haben, daß dem Betreffenden das religiöse Gebiet, das religiöse Denken, die religiöse Bindung

völlig gleichgültig sind. Diese Haltung grenzt an den „Atheismus“, jene Abart oder Gegen-Art des Religiösen, die man oft beim typisch nordisch bestimmten Menschen antrifft, und für die wir durchaus ein tiefes Verständnis haben, weil uns nämlich das Christentum den „Geschmack an der Religion verdorben hat und man lieber gar nichts mehr glaubt als das, was man „glauben soll“. Die Flucht in das A-Religiöse, Un-Religiöse und Anti-Religiöse hat also auch eine tiefere seelische Bedeutung im Rahmen der All und Welt, Leben und Tod umfassenden Wesensschau des Nordmenschen. Ich hörte einmal von einem sehr bedeutenden Gefährten das Wort: „Wir Heiden sind eigentlich alle „Atheisten“, — „völkische Gottlose“, setzte er noch hinzu. Und ich konnte diese Äußerung durchaus verstehen. — Aber damit kann es leider nicht getan sein. Wenn wir nämlich ganz für uns allein leben könnten, jeder für sich, wie er wollte, dann brauchten wir möglicherweise überhaupt keine „Religion“, keinen „Glauben“, keine außerweltliche Bindung an Geahntes oder Gefühltes, GÖTTLICHES.

Aber wir leben nicht allein auf der Welt und in unserem Volk. Wir haben eine Verantwortung vor dem Schicksal unserer Nation und unserer Menschenart, vor dem Leben und dem Pflichtengesetz. Wir können nicht nur an uns denken und unsere persönlichen Gefühle und Wünsche. Wir sind „gebunden“ als volklich und artlich verpflichtete Angehörige dieser Schicksalsgemeinschaft Volk und Art. Daher können wir uns auch nicht der Auseinandersetzung mit den anderen, fremden Religionen entziehen, die um uns sind und die unser Volk zersetzen, seine Substanz auflösen und seine Wesensgleichheit (Identität) durch Rassenmischung zerstören. Wer sich in egoistischer Egomanie (geistiger Selbstbefriedigung) abschließen und vom allgemeinen Schicksal trennen will, ist in unseren Augen ein Feigling, der den Wirklichkeiten ausweicht, sie umgehen will und sich aus der Gemeinschaft seines Daseins selber ausschließt. Aus diesem Grunde müssen wir uns auch dem geschichtlichen Schicksal stellen, das uns der menschenvermischenden Fremdreligion gegenüberstellt, auf Gedeih oder Verderb. Wir aber wollen nicht untergehen, sondern uns behaupten, weil Volk und Art noch eine Sendung in Europa haben, einen Auftrag zu erfüllen, den unser Gewissen (das Artgewissen) uns vorschreibt.

Aus diesen Gründen müssen wir klar sehen, was Glaube — als persönliche Einstellung — im Verhältnis zur Religion — als objektive Grrundlage und Forderung bedeutet. Hiermit ist der eigentliche Unterschied und Gegensatz gekennzeichnet. Glaube ist die persönliche Haltung und Auslegung bestimmter sittlicher

und menschlicher Anforderungen in der Wirklichkeitswelt, und Religion ist die in festen und klaren Grundsätzen formulierte Gesinnung, die objektive, begrifflich eindeutige „axiomatische" Forderung an den Einzelnen und die Gesamtgemeinschaft des Glaubens, dem er angehören will. „Axiomatisch" heißt hier „grundsätzlich" und unumgehbar. Religion ist also niedergelegte Weisheit der Besten Unserer Art durch die Jahrhunderte und Jahrtausende, dies ist UNSERE RELIGION; sie ist dasselbe wie der ARTGLAUBE an sich. Sie ist die unerbittliche Forderung der Gesamtart an den Einzelnen, sich ihr zu stellen und sie zu erfüllen durch seine Lebensverwirklichung.

Religion ist also n i c h t „Privatsache". Nur im liberalistischen Staat kann und muß sie das sein. Denn bei uns kann und darf und muß jeder glauben können, was er will, weil dieser Staat und diese „Gesellschaft" nicht die Fähigkeit und die Kraft hat, allgemein bindende Gesetze und sittliche Forderungen des Volkes durchzusetzen und zur Richtschnur des Lebens aller Volksangehörigen zu machen. Diese Freiheit, unter der wir leben, hat zwei Seiten: die eine ist die im Augenblick notwendige Freilassung aller Glaubens- und Unglaubens-Richtungen. Das kann im Augenblick nicht anders sein und darf auch nicht anders sein. Es ist aber kein Ideal, sondern eine Notlage, ein Notzustand. Was alle Linken wollen, ist ja auch ein Staat, der bestimmt, was richtig und falsch ist, nur im roten Sinne, der die Persönlichkeit ganz und gar zum Sklaven der Staatsgemeinschaft macht. D a s wollen wir nicht. Aber wir wollen, daß die Volksnotwendigkeiten im tieferen Sinne zur Richte unserer Gesittung, des Kulturlebens und der Daseinsführung der Gemeinschaft gemacht werden, soweit das irgend erträglich ist für den berechtigten Freiheitssinn des Einzelnen. Aber überall wird einmal — auch bei uns — der Anspruch des Volkes über den des Einzelnen gehen. Das wird sich besonders auch in der Gattenwahl auswirken. Eine Gesellschaft, die ihre artlichen Grundlagen durch unorganische Mischungen mit Fremdrassen zerstört, wird ein Raub der internationalen Revolutionskräfte werden, wenn ihre Volkssubstanz erst ganz verbraucht ist. Dies ist von uns zu verhindern. Dazu dient im höchsten Maße UNSER ARTGLAUBE, weil dieser die sittlichen Schranken von neuem bestimmt, welche Ehe gültig machen und erlauben und Fremdmischungen verbieten. Wer aber durchaus die oder den Angehörigen einer völlig fremden Menschenart heiraten will, wird in einem artlich gegliederten Volksstaat kein Bürger mehr sein. Er muß dann dahin gehen, wo die allgemeine Breimasse Gesetz geworden ist, wird aber die Volksrechte verlieren. Dies ist keine „Diffamierung". Wir

achten alle anderen Arten, sofern sie für sich, in ihrem naturgesetzten Rahmen bleiben, der zugleich der vom Göttlichen gewollte Lebensraum ist. Unsere Religion erfüllt als einzige beide Gebote: wir verwirklichen unser Eigengesetz der Seele, und wir folgen zugleich dem Ruf der Natur, welcher das Gebot des Göttlichen überhaupt ist.

316.

**Literatur-Nachweise für dieses Gebiet**

Das bedeutendste wissenschaftliche Werk, welches über den Gesamt-Bereich der Art-Forschung (Rassewissenschaft) verfaßt wurde, stammt von dem Prof. Ludwig Schemann, der an der Universität Freiburg/Br. lehrte. Es heißt

1. „Die Rasse in den Geisteswissenschaften", J. F. Lehmanns Verl. München 1928. Erster allgem. Teil

   Zweiter Teil: „Die Hauptepochen und -Völker der Geschichte in ihrer Stellung zur Rasse" 1930 und

   Dritter Teil: „Die Rassenfragen im Schrifttum der Neuzeit" 1931. Dieses Werk ist nicht nur das Ergebnis eines ungeheuren Fleißes, es ist zugleich die Quelle für Kultur- und Geschichtsfragen, biologische und artbedingte künstlerische Probleme. Es kann nicht „überholt werden".

Was wir in dem Gesamtwerk von Heimkehr zum Artglauben bringen, bezieht sich auf die neugefundene Anwendung des Artgesichtspunktes (Rasse-Standpunktes) auf den Glauben Europas und, im besonderen „Germaniens". Es führt nur die Linie von Prof. Schemann - Hans F. K. Günther fort in die Klärung und Auseinandersetzung auf religiösem Gebiet.

2. Prof. Dr. Hans F. K. Günther ist ein Schüler des vorgenannten Prof. Ludw. Schemann in Freiburg gewesen. Von ihm stammen in der Zeit des Nationalsozialist. Staates berühmt gewordene Werke über Völker und Rassen der Erde, aber auch über künstlerische Fragen vom Artstandpunkt aus, die ihre Bedeutung auch heute nicht verloren haben. Daher nennen wir sie hier als Grundlage von vertiefenden Studien. Prof. Günther starb 1968 in Freiburg.

3. Rassenkunde des deutsche Volkes 1927, Verlag J. F. Lehmann München

4. Rassenkunde Europas 1926
5. Rasse und Stil (Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker (Verl. Lehmann, München)
6. Adel und Rasse 1926 (Verlag Lehmann, München)
7. Ritter, Tod und Teufel, der heldische Gedanke 2. Aufl. (Verl. Lehmann, München) (schon 1924)
8. Lebensgeschichte des hellen. Volkes, Verl. bei Franz v. Bebenburg 1965
9. Ebenso: Lebensgeschichte des röm. Volkes bei Bebenburg/Pähl-Obb.

Die folgenden Verfasser sind dem Kenner der Artforschung bekannt. Sie sollen hier erwähnt werden, weil sie der nächsten Generation erhalten bleiben müssen, welche geneigt ist, auch die echten Erkenntnisse der Zeit von 1920—1933 u. ff. zu unterschlagen.

10. Der Untergang der großen Rasse (Die Rassen als Grundlage der Gesch. Europas.) Von Madison Grant, New York übs. von Prof. Dr. Polland, Graz. 1925 (ein sehr berühmtes Werk, welches zu tiefer Einkehr und Besinnung mahnt.) Verl. Lehmann, München
11. Der Kulturumsturz (Die Drohung des Untermenschen, von Lothrop Stoddard übers. von D. Wilh. Heise 1925. Verlag Lehmann, München.
12. Der Nordische Gedanke unter den Deutschen von Dr. Hans F. K. Günther 2. Aufl. — J. F. Lehmann, Verl. München 1927
13. Frömmigkeit Nordischer Artung von H. F. K. Günther Verl. Lehmann München, in dem sich Dr. G. mit dem Wesen nordisch-indoeuropäisch. Religion auseinandersetzt und zu sehr ähnlichen Ergebnissen kommt wie Heimkehr zum Artglauben.

Diese Auswahl aus dem früheren Schrifttum (im wesentl. vor 1933) mag hier genügen. Im folgenden werden bekannte Werke der späteren Zeit genannt.

14. Germanische Heiligtümer von Wilhelm Teudt, 4. Auflage, Eugen Diederichs, Verl. Jena 1936
15. German. Heldentum von Gustav Neckel. In der Deutschen Reihe ersch. Eugen Diedrichs, Jena

16. Der Glaube der Nordmark von Gustav Frenssen, 6. Auflage bei Georg Truckenmüller, Stuttgart 1936

17. Friedr. Karl Otto Germanentum als Religion 1934 bei Matthäus Bohlmann Meißen in Sachsen: ein frühes Buch germ.-nord.-Glaubenserkenntnis!

18. Racial Contours von H. B. Isherwood Times Longbooks 1965 „Das Element der Rasse im Überleben der Menschheit". Eine uns sehr verwandte Darstellung von einem lebenden engl. Gelehrten.

19. Science and Religion by Daisaku Ikeda (Japaner)-Sokaoakkai, 32 Shinano-Machi, Shinjuku-Ku, Tokyo/Japan 1965

    Eine sehr interessante Darstellung einer japan. Bewegung die auf ähnlichen artgebundenen Bahnen geht wie wir. Der Verfasser, welcher der Leiter der Sokagakkai-Bewegung ist, eignete sein Buch mir zu.

Es wären an dieser Stelle noch manche anderen Werke zu nennen. Jedoch soll der Sinn dieser Übersicht nur sein, das Interesse an den wesentlichsten Werken der geisteswissenschaftlichen Rassenkunde festzuhalten und für die kommende Zeit zu fördern, denn nach der Periode der Ablehnung (ohne die Probleme wirklich zu kennen) wird sich notwendigerweise eine neue Anteilnahme an den anderen Versuchen, die chaotische Lage unserer Zeit zu klären und zu bewältigen, erheben. Und dann werden die Werke der artlichen Erkenntnis wieder Geltung und Beachtung erlangen.

## XXII. KAPITEL

## Hinwendung zu nichtchristlichen Vorstellungen im artverwandten Schrifttum

### 317.

### Allgemeine Überschau

Wie wir schon sahen, reichen die Wurzeln einer immer mehr dem fremden Christentum-abgewandten Denkweise bis tief ins 19. Jahrhundert hinein. Aber diese Antriebe aus eigener volksgebundener Kraft und Gesinnung werden im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts immer deutlicher, so daß sie immer tiefer in das allgemeine Bewußtsein eindringen und die Alleinherrschaft des kirchlich-geistig christlichen Anspruches erschüttern und in weiten Volkskreisen fragwürdig machen. Dies gilt im Grunde für ganz Europa. Oft sind es nur A n z e i c h e n, Signale gleichsam, die an einzelnen Stellen ertönen. Oft liegt es in der Schilderung der Charaktere, daß Menschentypen dargestellt werden, die gänzlich außerhalb und abseits der christlichen Sittengebote leben, — und doch nicht „sittlich verworfen" sind. Ein neues Gefühl für die eigentliche Wesenheit des Menschen bricht auf, und der Umfang dessen, was möglich ist zu schildern und auch zu b e j a h e n, wird größer und weiter. Das gilt auch für die Darstellung und seelische Erfassung anderer Volksarten, auch der sogenannten „Primitiven", die mit einmal in das Licht des Verstehens treten, wo es früher nur Urteile gab wie „Zurückgebliebene" oder „Steinzeitmenschen" oder „das sind ja Nomaden", oder wie immer die unverstehenden und absprechenden Urteile über andere Sitten und Kulturkreise lauteten. (Auch hier hat der Forscher Frobenius mit seinem Begriff der „Artseele" freie Bahn für die Erkenntnis anderer Gesittungsformen und Wertinhalte gebrochen.) Man sieht hier deutlich, welche direkte Beziehung diese neuen Einsichten hinsichtlich der Erkenntnis anderer Glaubens- und Lebensumstände haben mußte.

## 317a.

## William Butler Yeats

Beginnen wir einmal mit England, dem typisch konservativen Land, das gleichwohl sehr häufig aus seinem germanischen oder auch keltischen Charakter heraus erstaunliche Züge des „Fortschritts", neuer Ahnungen und Erfahrungen in seinen Dichtern darstellt, die überraschend sind, wenn man dagegen den Normalton des bürgerlich-adligen Lebensstiles hält, der Großbritannien sonst durchgehend kennzeichnet.

Hier ist der Dichter William Butler Yeats zu nennen, der 1923 den Nobel-Preis für Literatur erhielt; ein Fall, wo wirklich noch ein Würdiger diese hohe Auszeichnung bekam, welche ihm einmal wegen der Vielseitigkeit seines Schaffens zukam, zum anderen wegen der neuen Tiefe des Blickes und der Schau, die er aus einem keltisch-irischen Erbe mitbrachte. Das Dritte, was einen Dichter hervorhebt über seinesgleichen, ist die S p r a c h e, die er gefunden hat als Ausdrucksmittel seiner Seele. Die dichterische Sprache von Yeats ist neu und eigenartig; sie weist in vielen Zügen auf den Expressionismus hin, jene künstlerische Prägung, die eine ganze Generation nach ihm bestimmt hat: in Bildern oder Fantasie-Symbolen auszudrücken, was in gewöhnlicher Sprache nicht mehr sagbar erscheint. (Hierbei gab es natürlich — bis heute — viele Verirrungen bis ins teilweise Komische und Nicht-Gestaltete, aber auch sehr hohe Andeutungsmöglichkeiten innerer Zustände, wie sie später etwa Rainer Maria Rilke gebraucht und geschaffen hat.)

Was nun das Religiöse in diesem dichterischen Bereich anbetrifft, so dürfte es einleuchten, daß durch solche Ausdrucksmittel auch ganz neue Stimmungen, Erlebnisse, Gefühlsformen und Ahnungs-Anreize eröffnet werden, welche dem festgefügten und eingeengten bürgerlichen Verstande von vorher völlig fremd, unglaubhaft und nicht ganz ernst-zu-nehmen erschienen waren. Dieser religiöse Aufbruch im Worte mußte auch die Bereiche des Artgefühls anrühren und erschließen helfen. So grenzt auch Yeats Dichtung schon an das Heidnische in Lebensgefühl und in Wort-Symbol-Ausdruck. Er wurde somit ein unkonventioneller, fast revolutionärer Gestalter menschlicher Seelenbereiche, die uns nahe sind.

**DER INDER ÜBER GOTT**

Ich ging den Uferpfad entlang,
feucht hing das Laub im Ried,
Mein Geist im Abendlied gewiegt,
die Binden mir am Knie,
Mein Geist in schweren Schlaf
gewiegt;
Sumpfhühner sah ich gehn
Tropfnaß am grasigen Hang und
sah,
sie blieben plötzlich stehn
Und jagten sich nicht mehr im
Kreis,
Das älteste da sprach:
„Wer hält die Welt im Schnabel
fest und macht uns stark und
schwach?
Unsterblich Sumpfhuhn, hoch
überm Himmel wohnend; aus
seinen Schwingen regnet es,
sein Auge ist der Mond..."
Ich ging ein wenig weiterhin,
Ein Lotus fiel herab:
„Wer schuf die Welt
Und herrscht im All?
Er hängt an einem Stiel,
denn ich bin ja sein Ebenbild,
die ganze klingende Flut
Ist nur ein Tropfen Tau,
Der troff aus seinem Blütenblatt."
Nahbei im grünen Dunkel stand
ein Reh, das sah empor, im
Auge Sternenlicht und sprach:
„Der Himmelsstampfer dort,
Das ist ein sanfter Rehbock,
sonst könnt er sicherlich
kein Ding so traurig,
sanft und weich ersinnen
so wie mich."
Ich ging ein wenig weiterhin
und hörte einen Pfau:
Wer schuf das Gras, den Wurm

**THE INDIAN UPON GOD**

I passed along the water's
edge
below the humid trees,
My spirit rocked in evening
light,
the rushes round my knees,
My spirit rocked in sleep and
sigh;
and saw the moorfowl pace
All dripping on a grassy slope,
and saw them cease to chase
Each other round in circles,
and heard the eldest speak:
„Who holds the world between his bill
and made us strong or weak?
Is an undying moorfowl,
and He lives beyond the sky.
The rains are from his dripping wing
The moonbeams from his
eye."
I passed a litte further on
and heard a lotus talk:
„Who made the world and
ruleth it,
He hangeth on a stalk,
For I am in His image made,
And all this tinkling tide
Is but a sliding drop of rain
Between His petals wide."
A little way within the gloom
A roebuck raised his eyes
Brimful of starlight, and he
said:
„The Stamper of the Skies,
He is a gentle roebuck;
for how else, I pray, could He
Conceive a thing so sad and
soft, a gentle thing like me."
„Who made the grass and
made the worms
and made my feathers gay?"

und macht die Federn grün und blau?
Er ist ein ungeheurer Pfau
und schlägt die ganze Nacht
sein träges Rad, das ist betupft
mit Licht myriadenfach."

„He is a monstrous peacock,
and he waveth all the night
His languid tail above us,
lit with myriads of light."

übersetzt von Werner Vorstrieder

Dieses Gedicht ist vollendeter Pantheismus, in dem Sinne, daß es unchristlich von Anfang bis Ende ist. Denn dieser Gott ist ja in Pflanze und Tier, in jedem Wesen, und das ist unchristlich, denn nach der Lehre der Kirche haben Tiere keine Seele und Pflanzen auch nicht. Daß Gott aber ein „ungeheurer Pfau" ist oder der Stampfer Rehbock über den Himmeln, ist gewiß auch nicht christlich.

In den Pantheismus von Yeats mischt sich als zweiter Bestandteil unchristlichen Fühlens und Denkens eine Mystik der Allverwandlung und des „Allseins des Göttlichen", wie wir sagen können, die ebenfalls antichristlich ist, wie die Urteilsfindung des Papstes über Ekkehart erweist.

Yeats ist seinem Wesen und seiner Abstammung nach ein Angehöriger des irischen Volkes; jener Nation, die seit über drei Jahrhunderten um ihre volkliche und staatliche Existenz kämpft und die unser tiefstes Mitgefühl und unsere größte Bejahung im Ringen um ihr eigenes Wesen besitzt.

(Lebensdaten zu William Butler Yeats: geb. 13. VI. 1865, gest. 28.. I. 1939) Man nennt ihn auch den „Führer der irisch-keltischen Renaissance". Er dürfte fast im gleichen Höhenrang stehen wie Stefan George, und er verkörpert zwischen diesem und Rainer Maria Rilke die keltische Eigen- und Seelenart eines Teiles der europäischen Geisteskultur. „Unter Gutsleuten und Bauern in der Grafschaft Sligo in Irland" lernte er „die Natur seiner Heimat und die irischen Sagen, Legenden und Mythen lieben". (Zitate aus Franz Lennartz: Ausländische Dichter und Schriftsteller unserer Zeit, Alfred Kröner Verlag 1955, S. 737 unten.)

„Ein Teil seiner Landsleute kritisierte ihn, weil er den Anschluß an England und die Welt aufgegeben habe, und andere bemängelten, daß er nicht einzig und allein die (fast vergessene) gälische Sprache fördere und politisch zu wenig aktiv und rebellisch sei; Extremisten aus eigenen Reihen zündeten ihm sogar sein Haus an, nachdem ihn der neue irische Freistaat nach der Revolution aus Dank für seine Verdienste zum

Senator (1922—1928) und zum Präsidenten der irischen Akademie gewählt hatte. Das irische Volk aber verehrte in ihm einen nationalen Repräsentanten, der, ähnlich einem Stefan George, mit dem er sich geistig verwandt fühlte, die Gestalt des Dichters verteidigte und ihr im aufkommenden Massen- und Maschinenzeitalter wieder Geltung und Ehre verschaffte." (Auch bei Lennartz, S. 738)

Mit dieser schönen und gerechten Würdigung ist Yeats in die Reihe der großen europäischen Erneuerer gestellt, welche den Dichter als „Seher" begreifen, der tiefer als jede Zeitpolitik das Dasein und die Zukunft der Völker bestimmen kann. Aus diesem Grunde gebührt ihm hier auch der erste Platz in dem Schrifttum der artverwandten Stämme, denn ein gleicher überschauender Geist wie Rilke und George ist in ihm Wirklichkeit und Gestalt geworden, der seine Schüler und Jünger, seine Verehrer und inneren Nachfolger aufruft zur befreienden geistigen Tat im Sinne der großen Genies eines neuen Europa.

## 318.

## England: Charles Morgan

Wir stellen in der Reihe der artverwandten Gestalter menschlicher Schicksale und Lebensverhältnisse einen Dichter vor, der im Inneren und Seelischen so verwandte Züge mit unseren besten, gleichsam klassischen Darstellern aufweist, daß er dem, was wir Artglauben nennen, in seiner Haltung sehr nahe kommt. Dies bedeutet, daß Charles Morgan über das eng Nationale hinaus (im Allerweltsbegriffe) sieht, erkennt und schätzt, pflegt und hütet das Heiligtum eines wirklich humanen Charakters. Diese Erhabenheit über das alltägliche Urteil, die höhere und tiefere Gesinnung des Innenreiches des Menschen, dessen, wo er erst wahrhaft Mensch (in unserem Sinne) ist, hat Morgan in allen seinen Werken Gestalt und Kraft werden lassen. Und das hebt ihn über die Sphäre der Tagesliteratur weit hinaus in das Reich der gültigen Wortgebung echter Gesinnung und gefühlsfeiner Erspürung des wahrhaft Menschlichen. Deshalb kommt einem auch der Begriff klassisch und human — beides im positiven Sinne — hier so nahe, daß man mit ihm immer ein Werk wie etwa die „Flamme" oder „Die Reise" verbindet. Es sind die Hochwerte Unserer Menschenart, die hier gestaltet, in Handlung und Personen ausgedrückt und so verewigt werden, nicht die Allerweltwerte einer unterschiedslosen Internationale. Die Rüh-

rung des Letzt-Menschlichen und die Ergriffenheit des echt-Seelischen packt den Leser und läßt ihn nicht mehr los. Dies ist der Wesenszug aller seiner Werke, von denen wir nur einige näher beleuchten wollen.

Franz Lennartz (Ausländische Dichter und Schriftsteller usw. S. 487 ff) nennt ihn einen „Neuplatoniker", was ungefähr das gleiche meint wie die oben angegebenen Züge seiner Dichtung. Seltsam (und typisch englisch zugleich) ist, daß Charles Morgan britischer Offizier im ersten und zweiten Weltkrieg war. Umso höher ist seine wahrhaft humane Gesinnung zu bewerten, eine Haltung, die wohl nur bei den höchsten Typen preußischen, französischen und englischen Soldatentums in Erscheinung getreten ist.

Wir zitieren einige Teile von Lennartz, die, wie immer, sehr kennzeichnend und tiefgründig, gerechte und vornehme Aussagen enthalten:

> S. 487 ff: „Er diente seit dem 13. Lebensjahr in der atlantischen Flotte und wurde nach China abkommandiert. Der Weltkrieg, an dem er als Marineoffizier teilnahm, vereitelte seinen Plan, sich einer wissenschaftlichen Laufbahn zuzuwenden. Nach dem Fall Antwerpens wurde er in Holland interniert und 1915 gegen Ehrenwort nach England entlassen." (So etwas gab es noch im 1. Weltkrieg: Vornehmheit und Vertrauen in die Ehre eines Offiziers!) „Im zweiten Weltkrieg stellte er sich der Admiralität zur Verfügung und besuchte Amerika. 1945 war er Dozent an der Universität in Glasgow, 1948 in Oxford. 1951 bereiste er für die „Sunday Times" Südafrika. Er lebt in London."

Für seine Werke Das Bildnis, Der Quell und die Reise erhielt er hohe Preise und Anerkennungen allerorts.

> Lennartz, S. 488: „Grundthemen seiner psychologisch-philosophischen Romane sind der Zwiespalt zwischen Geist und Körper, die Liebe, vor allem als Quell künstlerischen Schaffens, die Kunst, als Schöpferin einer tieferen Wahrheit und Wirklichkeit, und das Problem des Todes. Morgan ist ein Metaphysiker, der um jeden „anderen Gott" weiß, dessen Existenz nicht auf Lehre und Gesetz, sondern auf der eigenen „Ahnung" beruht.

Hiermit ist wohl jener Punkt bezeichnet, der unsere besondere Anteilnahme verlangt. Denn dieser „andere Gott" ist der Gott unseres Gewissens, unserer eigenen Seele und damit auch der Artseele Unserer Menschengemeinschaft nordischer Herkunft.

**Erläuterung zu 318:**

Der angeführte Literaturhistoriker Franz Lennartz nennt Charles Morgan einen „Neuplatoniker". Was ist das? Nach dem Kleinen Brockhaus (Bd. II, S. 158, 1. Spalte) ist der Npl. „die letzte große Systembildung der griech. Philosophie, um 200 nach Chr. geschaffen, ... ein selbständiger Wurf, von der religiösen Grundstimmung des ausgehenden Altertums entscheidend bestimmt. Höchster Begriff ist das über alle Bestimmung erhabene Eine (Gott), aus dem nicht durch Schöpfung, sondern durch wesensnotwendige Ausstrahlung alle Seinsformen hervorgehen: zuerst der Geist, der die platonischen Ideen in sich enthält, dann die Seelen und die Bereiche der Erscheinung bis herab zur Materie. Alle Wesen haben den Drang, zu dem Einen als ihrem Ursprung zurückzukehren, so daß das Stufensystem der Welt nach der einen Seite Emanation (Ausstrahlung), nach der anderen Erlösung ist."

An dieser Begriffsbestimmung ist für uns und für Charles Morgan zweierlei bemerkenswert: Erstens: Das gesamte Weltgefüge ist ein Stufenreich (der Werte und Formen, als Rangordnung gedacht). — Dies ist auch allnordisch-aristokratisch-auslesehaft. Zweitens: Nicht durch „Schöpfung", sondern durch allmähliche Entwicklung (Ausstrahlung) wird die Welt der Dinge und Menschen.

Ein Drittes paßt hier nicht ganz in den alten platonischen Rahmen: Der Begriff der „Erlösung" kann im christlichen Sinne mißverstanden werden. Bei Plato gab es zwar die Sehnsucht nach der Rückkehr in das All-Eine, gleich „Die reine Idee", aber eine Lebensflucht oder ein „Erlösungszwang" war nicht vorgesehen. Für Charles Morgan nun bedeutet die Kennzeichnung als Neuplatoniker ebenfalls eine Abkehr vom Christentum und eine Hinkehr zu einer heidnisch-humanen Geistesgesinnung, die auf Güte des Wesens und Verständnis des anderen beruht. Der „Liebe Gott" ist nicht mehr vorhanden; eher tritt das unbegreifliche Schicksal in den Lebensraum des Menschen ein.

## 319.

## England: John Masters, — Indien

Obwohl der Schriftsteller John Masters nicht den künstlerischen und geistigen Rang erreicht wie Yeats oder Morgan, soll er hier wegen zweier Romane gewürdigt werden, die über das Maß eines Historienerzählers hinausreichen und uns zugleich mit

einem wesentlichen Stück englischer Geschichte verbinden, die auch uns etwas angeht.

Es sind die beiden Bücher: „Dies ist die Nacht" und „Knotenpunkt Bhowani". Beide spielen in Indien; das erste Buch zur Zeit der „Großen Indischen Meuterei" — 1854; und das andere zur Zeit der Befreiung Indiens vom Joche Englands nach dem 1. Weltkrieg.

„Dies ist die Nacht" bezeichnet Tag und Stunde, in der der große Aufstand Indiens gegen die englischen Unterdrücker beginnt. Eine englische Offiziersfamilie mit Kindern wird in die Gefahren dieses blutigen Aufruhrs hineingezogen und unter fast unglaubhaften Umständen gerettet. Die packende Schilderung und die Kraft deutlicher Charakterisierung zeichnet den Roman aus. — Hier stehen die Sympathien des Verfassers noch zum größten Teil auf der englischen Seite. Das indische Wesen in seiner orientalischen Vielfältigkeit, seiner glühenden Eingenommenheit für die Freiheit und gegen die Briten wird bannend dargestellt; Hinduismus und Islam in ihren Gegensätzlichkeiten gut hervorgehoben, und das indische Fürstentum in seinen mannigfaltigen Formen zwar romanhaft, aber doch hinreißend (und wohl auch wahrheitsgemäß) geschildert. Der Aufstand bricht zwar zusammen; aber die Inder haben ein erstes Beispiel gegeben, daß man ein Millionenvolk mit eigener Kultur nicht auf die Dauer unterdrücken und als zweitrangig behandeln kann, zumal die Lebensformen der Bewohner zwar nicht zivilisatorisch, aber doch kulturell und religiös fraglos denen der Engländer nicht nur gewachsen, sondern — vom Inneren her betrachtet — überlegen sind.

Im zweiten Roman wird der Sieg der Inder über die Zwangsformen der englischen Herrschaft dargestellt, und das farbige Leben dieses Erdteils erwacht noch einmal zu einem vollen Glanze. Es ist, als ob wir Europäer uns gelegentlich wiedererkennten in den tiefsten Sehnsüchten des Indertums nach einer eigengewachsenen Religion Unserer Art.

Hierbei soll auch des größten Inders zwischen dem 19. und 20. Jahrhunderts gedacht werden, des Führers der indischen Freiheits-Bewegung Mahatma Gandhi (1869—1948). Mahatma ist sein Beiname, dieser heißt: DER GROSSE GEIST. So ehrte sein Volk den Wegbereiter zur Freiheit und Selbständigkeit eines der größten Völker der Erde. Er entstammte einer wohlhabenden Hindufamilie, geriet als Student der Rechte in London unter den Einfluß engl. Denkens und abendländischer Lebensideale, kehrte aber bald in Tracht und Lebensweise zu den Idealen eines

einfachen Lebens zurück. Als Rechtsanwalt in Südafrika trat er an die Spitze einer politischen Bewegung der Inder, die sich gegen die rassische Diskriminierung der Farbigen wandte. Hier entwickelte Gandhi eigene Methoden des politischen Kampfes; den gewaltlosen Widerstand gegen die Staatsgewalt unter Verweigerung der Zusammenarbeit (Non-Cooperation) und planmäßigen Bruch bestimmter, für Unrecht gehaltener Gesetze (civil disobedience); die Folgen, Verhaftung und Einkerkerung, werden von den Anhängern willig und freudig getragen. 1914 erreichte er die bürgerliche Gleichstellung der Inder. (Kl. Brockhaus, Bd. I. S. 406/407.)

Dieses religiöse und politische Genie reiste durch ganz Indien, gleichsam als „Heiliger" und Pilger und trat überall für die Überwindung des Kastenwesens ein, welches das indische Volk in tausend Rangstufen einteilte. Es gelang ihm, die abwertende Einstellung der höheren Kasten gegenüber den niederen vielfach zu überwinden; er setzte sich auch besonders für die Befreiung der Stellung der Frau ein, die bis dahin kein politisches und beinahe kein Menschenrecht in der Gesellschaft genoß. Auch den Gegensatz zwischen Islam und Hinduismus entschärfte er weithin, so daß beide großen religiösen Parteiungen zu einem gemeinsamen politischen Handeln zusammenfanden. (Wenn auch dieser Gegensatz weiterhin schwelte und noch heute die Spannungen in Indien begründet und erhöht.)

Für uns ist Ghandi der größte religiöse Führer eines Volkes zu seiner Freiheit, die er noch erlebte. Er wurde von einem Sekten-Fanatiker am 30. Januar 1948 ermordet.

320.

## Nordamerika — Francis Griswold
## Ein Leben in Carolina

Nordamerika ist ein großes Land, noch heute unausgeschöpft in seinen Möglichkeiten und schon im Keim bedroht durch ein Völkergemisch, das keinen einheitlichen Stil, also keine Kultur von Rang, für die Gesamtheit seiner Einwohner erlaubt. Es fehlt ihm die S e e l e, die gemeinsame Seele für alle Bewohner, denn diese sind Gelbe und Rote, Schwarze und Mischlinge aller Stufen und Schattierungen; dazu ein großer Anteil von jüdischen Staatsangehörigen, die als Intellektuelle einen bedeutenden Einfluß — gerade auch in der Literatur — ausüben.

Wenn wir uns daher mit dem Schrifttum Amerikas, in diesem Falle Nordamerikas, beschäftigen, so kann es nur die von Europa-Stämmigen geschaffene Literatur sein, die so etwas von gemeinsamer Gesinnung und Wertauffassung enthält. Im „modernen Sinne" sind die USA reich an dichterischen und literarischen Erzeugnissen und auch Werten, denn es wäre parteiisch und einseitig, wollte man nur die eine Seite des künstlerischen Schaffens betrachten, nämlich die weiß-europäische. W i r haben es hier allerdings nur mit den Werken zu tun, welche uns aus unserem eigenen Seelentum heraus etwas zu sagen haben, die uns also im tieferen Sinne „v e r w a n dt" sind, in Fühlen, Haltung und auch in der religiösen Gedankenbildung, welche eine nähere Beziehung zu uns haben mag.

So wählen wir an erster Stelle einen großen zweibändigen Roman, dessen amerikanischer Titel A Sea Island Lady heißt; deutsch frei und verändert übertragen als Ein Leben in Carolina, Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin-W. 11. 1951. 2 Bände, zusammen 992 S.

Wir glauben nicht, daß dieser Roman in den USA sehr verbreitet ist. Es ist kennzeichnend, daß er in Lennartz „Ausländische Dichter und Schriftsteller" nicht genannt wird, vielleicht auch darum, weil er erst spät in Deutschland erschien. Aber selbst der Name der Schriftstellerin ist nicht erwähnt. Dies kann uns jedoch nicht abhalten, ihn hier ausführlich zu besprechen und seine Bedeutung hervorzuheben, da er in ungewöhnlicher Weise weltanschauliche und lebenspolitische Fragen berührt und ernsthaft diskutiert, was in rein-literarischen Erzeugnissen Amerikas immerhin recht selten ist. Für uns Deutsche und Europäer ist dieses Werk aber eine Fundgrube eigener weltanschaulicher Gedanken und Erwägungen, Stellungnahmen und Begründungen, welche uns in die unmittelbare Nähe artgläubiger Wertungen und deutlicher europäisch bestimmter Schlußfolgerungen bringen. Jedoch, auch abgesehen hiervon, bietet dieser große Roman eine Fülle menschlicher Fragen, die uns naheliegen, weiblicher und mütterlicher Lebens-Sorgen und Werthaltungen, so daß er auch schon deshalb allein für uns bezeichnend wäre. Man kann fast sagen, daß er bei aller Andersartigkeit von Landschaft und politischer Szenerie in Geist und Seele fast „deutsch" wirkt. Er spielt in Südkarolina zwischen Savannah und Charleston, in Port Royal und Beaufort und umfaßt die Jahrzehnte von etwa 1865 bis 1920. Er berührt noch den amerikanischen Bürgerkrieg und greift über bis zum Ende des Ersten Weltkrieges mit allen Problemen, welche diese bewegte Epoche umfaßt. Die Hauptperson ist eine Frau, Emily, deren Ehen ge-

schildert werden, Haus, Kinder, Durchkommen in härtesten Zeiten, wie wir sie aus zwei Weltkriegen kennen; das rein-Menschliche dabei und den Anteil, den die Mittelpunkts-Gestalt, diese tüchtige und uns innerlich so verwandte Frau an allem nimmt. Man kann fast sagen, sie ist als eine Frau „nordischen Typs" geschildert, obwohl der Verfasserin dieser Begriff kaum bewußt und sicherlich nicht geläufig ist. Die entscheidenden weltanschaulichen Auseinandersetzungen des Romanes werden wir versuchen deutlich zu machen und unserem Wissen um das Europäische im amerikanischen „Volke" einzufügen.

Im 2. Band., S. 290 ff. beginnt eine große Aussprache, in der sich Emily mit ihrem Gatten Stephen auseinandersetzt, der ihr innerlich etwas fremd geworden ist.

„Sie dachte an die in blinder Raserei vernichteten Herde und Heime,während ihr ein Artikel einfiel, den sie heute nachmittag gelesen hatte, einen Bericht von der Eröffnung des Panamakanals, der ihr mit seiner Schilderung der Jahre zähesten und rastlosen Kampfes starken Eindruck gemacht hatte.

Sie wartete, bis er die Bestellzettel ausgeschrieben hatte und sich zufrieden mit sich selbst über die ihr geleistete Hilfe, in seinem Stuhl zurücklehnte. Dann erwähnte sie den Artikel und erzählte, wie er auf sie gewirkt hatte, wie gut es sei zu hören, was Menschen bei einiger Zusammenarbeit im Frieden leisten könnten, im Gegensatz zu den verheerenden Kriegsbündnissen. Sie wollte zurückhaltend bleiben, aber nachdem ihre Gefühle erst einmal gelockert waren, versagten sich ihr die kühlen und gemessenen Worte. Und sie fand, sie hatte sich von vornherein zu sehr verausgabt, denn er war über ihre Heftigkeit belustigt. „Ja", sagte er duldsam lächelnd, „es ist zu schade, daß wir nicht alle unsere Kräfte auf vornehme Errungenschaften, große öffentliche Arbeiten und dergleichen verwenden können."

„Aber warum können wir's denn nicht?"

„Fragst du mich im Ernst? Weil, wenn es so ist, ich dich auf Gott verweisen muß. Frag' ihn, warum er Menschen aus uns gemacht hat anstatt Engel. Frag' ihn, wie er dazu gekommen ist, uns die Kampfeslust mitzugeben."

„Aber warum können wir unsere Kampfeslust nicht gebrauchen, um unsere alten Feinde zu vernichten — Krankheit, Engstirnigkeit und Gier — anstatt einander?"

Er seufzte, stieß seinen Stuhl zurück und stand auf. Nach einigem Recken und Gähnen vor dem Feuer verschränkte er die Hände auf dem Rücken und schüttelte den Kopf über sie.

„Weißt Du, es ist wirklich verblüffend, wie Du in jedes Gespräch diesen alten Refrain von Dir und Rusty hineinzubringen verstehst. Ändere die menschliche Natur und wandle die Welt um! - kann ich Dir nur immer wieder sagen. Du enthältst Dich einfach jedes Gedankens an die Folgen, daran, wie eine so verwandelte Welt tatsächlich aussehen würde, wenn man Eure Forderungen einmal restlos durchführte; was für eine Sandwüste der Eintönigkeit, Langweiligkeit und Fadheit daraus werden würde. Du bist, scheint's außerstande zu sehen, daß Dein Himmel auf Erden — kein Kampf, kein Leiden, keine Tränen — nichts ist als der verkappte Tod."

(S. 292):

„Du meinst, wenn man das entbehrliche Übel abstellen würde, käme gleich eine Sandwüste der Fadheit heraus?"

„O, Deine Radikalen würden nie mit weniger als dem Vollkommenen zufrieden sein! Ihr seid schlimmer als die ersten Christen! Darum traute ich Euch auch nicht bei den kleinsten Reformen. Ein Fanatiker würde kein Fanatiker sein, wenn er wüßte, wann er sich zu mäßigen hätte ... zu dumm, daß Du nicht meinen niedrigen Standpunkt annehmen kannst. Du könntest Dir soviel nutzlosen Kummer ersparen, wenn Du lernen würdest, das Leben zu nehmen, wie es serviert wird, möglichst noch mit etwas humoriger Soße... Mein Gott, im ganzen genommen meine ich, ist es nur ein Segen, daß Ihr Reformer die Spielregeln nicht durch fromme Wünsche ändern könnt."

## 321.

## Realist und Idealistin

Dieses Gespräch, das hier fortgesetzt werden soll, ist deshalb besonders aufschlußreich, weil es einmal Mann und Frau in politischen Grundansichten neben- und gegeneinander stellt, und zum andern, weil es die Frau als hoffnungsvolle Idealistin zeigt, während der Mann — ihr Gatte, den realistischen Standpunkt des Kaufmanns und Politikers vertritt.

„Das ist alles sehr nett gesagt", versicherte sie ihm. „Aber es scheint mir, daß die Spielregeln sich schon jetzt erheblich geändert haben. Und ich fürchte, sie werden sich bis zur Unkenntlichkeit verändern, wenn das Spiel so weiter geht."

„Nun, da magst Du recht haben. Aber ich persönlich bin zufrieden, auf dieser Seite des Jordans zu bluten und zu leiden. Ich

würde mich in dem verheißenen Land nicht wohl fühlen... Und jetzt laß mich Dich zur Abwechslung etwas fragen: Warum verlierst Du Dich immer in Abstraktionen? Wir gingen von Realitäten aus, vom Panama-Kanal und vom Kriege. (Gemeint ist der von 1914) Warum können wir nicht dabei bleiben? Wie stellst Du Dich nun eigentlich zu den Mittelmächten und den Alliierten? Auf welche Seite fühlst Du Dich gezogen? Es ist höchste Zeit, daß Du Dich erklärst."

„Ich sehe die Sache durchaus nicht als Spiel an, Steve; für mich ist es eine Katastrophe. Wenn es überhaupt „Seiten" gibt, dann Tod gegen Leben und Fortschritt. Das ist meine Meinung vom Kriege."

Er hob spöttisch die Augenbrauen, vermied es aber sorgsam zu lächeln. „Nun gut, Du hast gewiß die ehrlichsten Gefühle bei der Sache. Und Du magst auch in Deiner Weise recht haben. Kriege mögen nicht vernünftig sein, Herzchen. aber es wird immer welche geben. Es ist die Natur. Wir werden immer Entschuldigungen finden, den Dampf abzulassen und die Friedensbestrebungen zu gewissen Zeiten einschlafen zu lassen. Männer müssen kämpfen und Frauen weinen." (Dieses Wort ist ein bekanntes englisches Dichterwort: For men must work and women must weep ... and the sooner it's over, the sooner to sleep...)

Aber Emiliy, seine Frau, ist mit dieser Erklärung noch nicht zufriedengestellt. Sie prüfte ihn einen Augenblick schweigend, ...dann begann sie...

„Du siehst also wirklich nicht das große Entsetzen?"

„Doch, ich sehe es. Genug davon. Aber ich sehe auch andere Dinge. Gute und schlechte Kriegsführung. Könnerschaft und peinliches Versagen an höchsten Stellen. Bei den Soldaten sehe ich Tapferkeit und Feigheit, Stärke und Schwäche, Ausdauer und Zusammenbruch. Ich sehe gutes Glück und schlechtes Glück, Ruhm und Ehre, erstaunliche wissenschaftliche Leistungen und Leiden, Qual uid Tod. Ja, und Humor, eine Menge Humor, und sonst noch manches, was mir nicht gleich einfällt — im ganzen genommen, ein gesteigertes, großartiges Spiel des Lebens."

Wir gestehen, daß wir als Wirklichkeitsmenschen auf der Seite des Mannes stehen müssen. Selbst wer Soldat war, sieht Furchtbarkeit und Entsetzen des Krieges mit anderen Augen als der nur-Erleidende. Er steht als Soldat mitten drin und fühlt sich der großen Gemeinschaft des Soldatentums verbunden und verpflichtet. „Wo ist Tod, Verwesung oder Brache..?" sagt der Dichter. Der echte Soldat hat sein Leben über die „Achsel ge-

worfen" und es den „Göttern" anheimgestellt. „Solches macht groß, tiefer rührt es die Herzen als alle Liebe der Welt" — wir kennen diesen Spruch von Rud. Georg Binding. Aber die Sehnsucht nach dem Frieden ist ebenso in jedem Menschen, besonders aber die nach dem „gerechten" Frieden. Und da es diesen offenbar nicht in der Welt gibt, bleibt es beim ewigen Kampfe, und sei es nur deshalb, um den besseren Frieden zu erreichen. Die Frau kann sich aber nie mit dieser banalen Weisheit abfinden und zufriedengeben, denn sie gebiert und hütet das Leben, und wie sollte sie dann dem ewigen Verhängnis des Krieges das Wort reden? Insofern ist dieses Gespräch ein typisches und immer geltendes, und eine Dichterin hat gewagt, es in Worte zu fassen.

„Du hast doch nicht ganz die Schrecken vergessen, die Du selbst durchgemacht hast?"

Er verharrte einen Augenblick stirnrunzelnd in Schweigen... „Die Zeit", sagte er über die Schulter zu ihr — „hat ihre eigene Art, die Dinge schnell in erträglichem Abstande zu zeigen. Ich erinnere mich nicht viel an grauenvolle Eindrücke. Es waren meist Märsche und Lager, und das schlimmste waren wunde Füße, Läuse und Ruhr... Allerdings gab es zu unserer Zeit noch keine Maschinengewehre, keine Feuerwalze und keinen Stacheldraht... Wenn es damals Wahnsinn und Schrecken gegeben hat, dann erst später, — in „Friedenszeiten", in der Wiederaufbauzeit... Schlag Dir Deine gefühlvolle Vorstellung vom Schrekken des Krieges aus dem Kopfe! Wenn Krieg schrecklich ist, so ist es der Frieden nicht minder. Wenn Du der Sache auf den Grund gehst, meinst Du dann wirklich, es sei schlimmer für einen Mann, für sein Vaterland zu sterben, als an irgendeiner friedlichen Krankheit, — wie Michael —?" Dies war ihr Sohn, der im besten Alter dahingerafft wurde. — „Er stieß einen verzweifelten Seufzer aus. „Kannst Du denn durchaus nicht begreifen, daß der militärische Krieg durchaus nicht schlimmer ist als der zivile, als der Kampf, der Tag für Tag in jedem friedlichen Winkel der Welt ausgefochten wird? Sie beide, Krieg und Frieden, kommen am Ende zum gleichen Ziel. Nur scheint es mir, daß der Tod in der Schlacht tausendmal schöner und ehrenvoller ist als dieses langsame Vergreisen und Versiegen im Frieden... Selbst wenn Du glücklich genug bist, Deinen Nachbarn auszustechen, kannst Du im Frieden zu keinem echten Gewinn kommen. Allmählich oder auch plötzlich wird uns alles wieder genommen, — unsere Träume, unsere Lieben, unsere Jugend, bis endlich die Stunde schlägt, da man höchst friedlich daliegt und so nackt und hilflos, wie man geboren wurde..."

Er stockte, um Atem zu holen... „Nein, danke bestens, ich bin für den Krieg. Laß mir Tod und Zerstörung in großer glorreicher Form. Du kannst die jammervollen Enttäuschungen, all das langsame Verrotten und Hinsterben im Frieden für Dich behalten."

Hierzu wären einige Worte zu sagen, damit nicht die Auffassung von Stephen für die unsere gehalten wird. Aber einen großen Teil unserer Gesinnung über Krieg und Frieden verkörpert sie allerdings. Wir werden darauf später zurückkommen.

322.

## Friedenstraum und Lebenswirklichkeit

In der Auseinandersetzung der Ehegatten spiegelt sich die Verschiedenartigkeit der Daseinseinstellung von Mann und Frau. Die Frau wird von Natur aus immer den Frieden für das wünschenswerteste politische Ideal halten und neigt dazu, den Friedenszustand für m ö g l i c h zu halten. Der Normal-Mann, der im tätigen Leben steht, weiß in stärkerem Maße um die unerbittlichen Konflikte, die der „Kampf ums Dasein" mit sich bringt. Frauen sind Jahrhunderttausende von Jahren hindurch die Hüter des Lebens in den Horden der Vorzeit gewesen. Sie blieben meist an Ort und Stelle (der Höhle oder dem Schutzdorf), während die Männer tage- und wochenlang umherstreiften, um Wild zu jagen und Beute zu machen.

Diese äußere und innere Bestimmtheit hat Charakter und Wesensart geformt. Was können ein paar Jahrzehnte der Emanzipation (der sogenannten „Frauenbefreiung"—) dagegen bedeuten? Die Frau ist immer noch im wesentlichen Mutter und wird die schützenden Triebe ihres Wesens nie verleugnen können. (Sind sie nicht das Beste in ihr? —) So ist sie von Natur aus mit der Erbbestimmung des hegenden und behütenden, des liebenden, helfenden und heilenden Wesens begabt, schicksalhaft ihr Dasein im Inneren bestimmend. Dies bedeutet freilich nicht, daß sie dem Manne „geistig" sogar in der Bewältigung der unmittelbaren Lebensaufgaben unterlegen ist. Im Gegenteil: meist ist sie wirklichkeitsnäher und wird besser mit den tausend Dingen des täglichen Daseins fertig als der Mann. Dieser ist weniger hausgebunden, und daher ist auch sein Verhältnis zur Frau etwas anders ausgerichtet als das der Frau zum Manne. Er ist der schweifende, auch der geistig grübelnde und „spinnende", weil er oft in der Einsamkeit seiner Jagdzüge Gelegenheit hatte,

ohne direkte und unmittelbare Aufgabe zu warten, zu lauern, zu verweilen, bis das Wild kam, auf das er wartete. Er ist Jäger, und daher auch der Kämpfer, denn das Wild war nicht immer ungefährlich, und seine Waffen waren verhältnismäßig schwach und primitiv gegenüber den Urkräften von Mammut, Bären, Wölfen und — in früher Zeit — auch noch den Löwen, die es auch hier gab.

Natürlich hat Jahrtausende lange Umwelt den Menschen geprägt, bis er vom halben Tier zum denkenden und bewußt fühlenden „Herrn" der Natur wurde, der er heute, wenn auch im begrenzten Maße — wenigstens technisch geworden ist. In beiden Geschlechtern aber ist das Triebwesen Mensch immer noch das stärkste Lebenselement, und nur der geistig Überbildete verliert die Kennzeichen des gesunden Instinktes, welcher die Frauen in weit höherem Maße auszeichnet als den grübelnden und zum Theoretisieren neigenden Mann.

Nun wenden wir uns unter diesen Voraussetzungen noch einmal der Frage zu, wie es mit den Wirklichkeits-Chancen (Aussichten) des Friedenstraumes im Dasein der Menschen und Völker bestellt ist. Vorausgeschickt sei, daß in jedem vernunftbegabten Menschen unserer Zeit der Wunsch, friedlich mit dem anderen und — innerhalb der Völker — von einem zum andern ebenfalls in Frieden zu leben, selbstverständlich ist. Ein Narr und Verbrecher wäre, wer anders dächte. Es handelt sich also bei der Frage Pazifist oder „Militarist" nicht darum, ob man den Frieden will und wünscht, weil dies jeder verständige Mensch auf Erden (außer den Wilden, die heute noch überall leben, auch unter uns —) anstrebt und bejaht, sondern es handelt sich darum, ob unter den bestehenden menschlichen, sozialen und politischen Verhältnissen ein dauernder oder auch nur zeitweiliger Friede gehalten werden kann und gehalten wird. Oder anders ausgedrückt, ob der Einzelne bereits ein Wesen ist, das mit seinem Nachbarn in ehrlichem Frieden, in Eintracht oder wenigstens in gegenseitiger Achtung leben kann. Wir stellen also zuerst die Frage, ob der heutige Mensch (U n s e r e r Kulturstufe) bereits fähig und gewillt ist, alle Konflikte friedlich — nach Vereinbarung und vernünftiger Übereinkunft — zu lösen oder ob dies nicht der Fall ist. Ein Blick in die Tageswirklichkeit in Gemeinschaften, Parteien und großen Wohnhäusern, ein Blick in Ehen und in Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen in der „Gesellschaft", ein nüchterner und unvoreingenommener Blick in nächste menschliche Verhältnisse kann jeden ruhig Beobachtenden davon überzeugen, wie es mit der Frie-

dens-Willigkeit, Friedensbereitschaft und Friedensgesinnung des Einzelnen steht.

Der Traum vom ewigen Frieden hat also in unserer Zeit — weniger als jemals – Aussicht auf Erfüllung und Verwirklichung. Uns fällt dabei Goethes Wort aus dem Faust II ein: „Träumt Ihr den Friedenstag? Träume, wer träumen mag, — Krieg ist das Losungswort..." Der Dichter sagt: „S i e g! — und so hallt es fort..." Aber auch die Siege der einen Seite sind fast immer nur die Vorbedingungen und Anlässe zum nächsten Krieg geworden. Es gibt einen tieferen menschlichen Grund, warum es keinen Frieden in der Welt auf Dauer gibt: das Herz des Menschen ist nicht friedlich. Es ist immer noch von Neid und Mißgunst, Ungerechtigkeit und egoistischem Anspruch geprägt, — auf allen Seiten, nicht nur der der „Kapitalisten" und nicht nur der der „Militaristen". Sondern genauso auf der Seite des Normalbürgers und, schauen wir tiefer: fast jedes Menschen unter uns. Die wilden Triebe der Geschlechtsgier, des Machtanspruches über den anderen, des Herrschen-Wollens über Schwächere, die Verführung zu schädlichen Mitteln der Genußsteigerung, der Handel mit tödlichen Drogen, dies alles und noch viel mehr — sind aus der Gesellschaft von heute nicht verschwunden, sondern blühen im Giftdunste ihres Gewaltanspruches dahin. Parteilosungen, angebliche Rechte der einen gegenüber der anderen Klasse und Rasse, Berufung auf Mehrheiten, die vorher künstlich „gemacht" wurden, alles das ist nicht aus des Menschen zweifelhafter Seele gewichen. Rilke sagt, wie schon im 2. Band angeführt: „Keins ist geläutert, kein Herz..." — die Mörder sind unter uns und auch manchmal — der Gesinnung und dem Trieb nach — in uns selbst. Was hat diese Betrachtung mit dem Artglauben zu tun? In Kürze: Ein Glaube, der dem wirklichen Wesen des Menschen und der Welt nicht volle Rechnung trägt, ist ein Illusionsglaube, der keinen Wirklichkeitsgehalt hat. Unser Glaube ist wirklichkeitsnahe: Er ist daher für die absolute Wehrbereitschaft unseres Volkes und aller Artvölker. Erziehung zum Einsatz vor dem Unerbittlichem, dem Schicksal und dem Kriegsfalle ist daher unabdingbare Pflicht jedes Volks- und Staatsbürgers. Zugleich aber sind wir für die Achtung jedes anderen Volkes und jeder anderen Rasse, sofern uns diese nicht bedroht und unser Lebensrecht mißachten will.

Den zweiten Blick werfen wir auf die politische Welt-Wirklichkeit. Was wir da sehen, ist allerdings erschütternd genug. Der zweite Weltkrieg hat offensichtlich sehr wenige Menschen außerhalb Europas (und auch keineswegs alle innerhalb unseres Erdteils) belehrt, daß das Ende eines modernen Krieges Tragik,

unsägliches Unglück, millionenfaches Leid, Trauer, Schmach und Vergewaltigung ist; in summa: daß auch die europäischen Völker nichts gelernt haben, indem sie maßlose Ansprüche an den anderen stellten, um winzige Korrekturen ihrer Grenzen zu erreichen.

Vielleicht hat er einige Einsichtige gelehrt, daß Europa sich nur vor der Gewalt retten kann, wenn es einig handelt und gegen alle großen Gegner vollgerüstet bereitsteht. Dies wäre schon viel. Dafür ist die andere „Welt", die nah- und fern-östliche umso fanatischer, inhumaner und vernunftloser geworden. Wie auch die Anzeichen eines allgemeinen Wahnsinns größer geworden sind, indem Geiselnahmen mit Gewalt, Bedrohung von Menschen, Entführungen und Morde fast alltäglich geworden sind. Und in einer solchen Welt der tagtäglichen Tragödien, der Bedrohung und Tötung Unschuldiger zugunsten von Gewaltmenschen verbrecherischer Art, die politischen mit eingerechnet, — von Frieden oder gar Wehrlosigkeit zu sprechen, ist ein Hohn auf jede menschlichen Vernunft, auf jede natürliche und notwendige Anstrengung, solcher Mörderbanden und wahnwitziger Einzelner Herr zu werden, sie unschädlich zu machen und von Grund aus dem Getriebe des friedlichen und ordentlichen Lebens auszuschalten. Hinzu kommt dann noch die Verführung solcher Menschentypen durch allzuleichte und fälschlicherweise für human gehaltene Strafen, welche uns eine unrealistische und dumme Menschenbetrachtung und -Bewertung nahelegt. Heute hat aber der Unfriede in der Welt eine neue Dimension gewonnen: die Stufe, die wir erreicht haben, ist gekennzeichnet durch den Rassen- und Völkerhaß, der nicht mehr altrassistischer Herkunft ist, sondern dem Mißbrauch der unentwickelten Völker durch politische Großmächte entstammt. Und hier ist der marxistisch-leninistische Bolschewismus führend geworden in Verhetzung der primitiven Welt: die Saat des Klassen- und Rassenkampfes, die Marx gesät hat, ist herrlich aufgegangen.

323.

**USA: Robert Ruark Die Schwarze Haut**

Dieses Buch erschien in Deutschland vor zwanzig Jahren, und wir ersehen daraus, welche Spanne Zeit zu einer so grundsätzlichen Änderung im Verhältnis der schwarzen Völker zum Europäer geführt hat. Eine kurze Zeitspanne, denn was sind zwanzig Jahre in der Weltgeschichte? — Und doch hat sich in dieser Zeit

eine derartige Wandlung im Urteil des Weißen Mannes über die farbige Welt vollzogen, daß man sich nachdenklich fragt: ist das damals Festgestellte und Beschriebene, so lebensnah und zwingend Erlebte Wahrheit gewesen oder nur die Täuschung eines befangenen Schriftstellers?

Uns geht das Buch — und auch das andere „Uhuru" 1962 in Deutschland erschienene — aus einem naheliegenden Grunde an: beide schildern den Schwarzen vom Standpunkt des Europäers aus, und sie sehen Grausamkeit, unerbittlichen Haß gegen den Weißen, sehen die Vernichtung der blühenden Pflanzungen, den Kampf bis aufs Messer um das Überleben der Farmer und finden keinen anderen Schluß als Resignation und Abscheu vor einer Menschenart, die tausend Jahre zurück zu sein scheint, wenn sie mit den Wertungen der christlichen Humanitätsidee gemessen wird oder auch an den Maßen unserer eigenen Gesittung „objektiv" — von uns aus gesehen — dargestellt erscheint. — Da wir jedem Volk und jeder Art das Recht zubilligen, sich den Raum ihrer Freiheit zu erobern, können wir dem Endziel der Afrikaner, ihre eigenen Staaten zu bilden, formell nicht widersprechen. Fraglos haben solche Stämme und Völker ein Naturrecht darauf, ihre eigenen Lebensformen zu finden und auszugestalten. Grundsätzlich ist also nichts gegen den Freiheitskampf irgendeines Volkes um s e i n e Lebensform einzuwenden, und diese — für uns religiöse — Richtlinie kann nicht abgeleugnet werden. So bleibt es also bei der Anerkenntnis der Neustaaten farbiger Herkunft aus der Sicht des Artgedankens.

Bevor wir uns den wichtigen Problemen zuwenden, die in der Frage der „Befreiung" der farbigen Völker von des „Weißen Mannes Joch" liegen und mit ihr unlösbar verbunden sind, wollen wir zunächst auch das Verdienst dieses fast verschollenen Buches würdigen, welches sowohl als schriftstellerisches Werk glänzend dasteht — und vor zwanzig Jahren hohe Anerkennung fand, — als auch Verhältnisse und Charaktere unübertrefflich schildert, so daß einem Schilderung der Landschaft und Menschen unvergeßlich bleibt. Die Hauptfigur ist derselbe Jomo Kenyatta, welcher heute der Staatspräsident von Kenya ist, nachdem die Briten diesen ihren Besitz aufgegeben und dem ehemals schwarzen Staatsfeind und Aufrührer überlassen haben. Eine beschämende Tragödie, die der Weiße Mann mit seinem Ruf als Herrcher und Kolonisator für immer bezahlt hat. Denn es ist nicht nur die Genialität eines fanatischen Bandenführers und Organisators gewesen, welcher die weiße Rasse dieses unglaubhaft schöne und reiche Land gekostet hat, sondern auch eigene Schwäche und ausweglose Ratlosigkeit, innere Ungewiß-

heit und moralische Zersetzung, welche die britische Krone zur Aufgabe des Landes um Kibo und Kilimandscharo veranlaßt haben. Moralische Größe ist es wahrhaftig nicht gewesen!

Es stellen sich für uns hier religiöse und volkliche, auch sittliche und rechtliche Probleme, denen wir nachgehen müssen, um zu geordneten Urteilen und moralisch vertretbaren Folgerungen zu gelangen.

Die erste Frage ist die der M i t t e l. — Sie ist eine sehr heikle Frage. Ist es erlaubt, mit welchen Mitteln auch immer um die Freiheit bzw. Unabhängigkeit oder auch normale Lebensberechtigung zu kämpfen? Kann und darf man also jedes Mittel, auch das abscheulichste und verwerflichste anwenden, um seine traditionelle Herrschaft (hier: die Engländer) loszuwerden und einen eigenen sogenannten „freien Staat" zu schaffen? Mord an weißen Kindern, Vergewaltigung weißer Frauen, die ganze losgelassene Dämonie der schwarzen Seele, die auf einem anderen Entwicklungsstande steht als der Weiße Mann. Ist dies die moralische Voraussetzung der Schaffung eines eigenen Gesittungs-, Volks- und Staatsgebildes?

Was gehen diese politischen und moralischen Fragen den ARTGLAUBEN an? Wir befinden uns auf Erden in einer Welt, die in steigendem Maße die Rechte und die Freiheit, die Ausbreitungsmöglichkeit und den Lebensraum unserer europäischen, weißen Menschenart beeinträchtigt und bedroht. Gewiß, diese Feststellung gilt auch für andere Völker und Rassen. Indien und China haben einen ungeheuren Überschuß an Geburten Jahr für Jahr. Das chinesische Volk allein hat fast 1 Milliarde Menschen erreicht. Indien produziert einen Überschuß von einigen Millionen in jedem Jahr. Der Weiße und, im engeren Sinne nord- und mitteleuropäische, Mensch verringert allmählich mehr und mehr seine noch im ganzen vorhandene knappe Überschußrate in der Welt. Der Tag ist nicht mehr fern, an dem unsere Menschenart zu schrumpfen beginnt, während die farbige Welt ohne Einschränkung ihrem Lebens- und Geltungstrieb nachgibt. Bei fortwährendem Rückgang unserer Geburten werden wir in 100 Jahren eine sterbende Rasse sein. Ist dies notwendig? Ist dies gerecht? Ist dies vernünftig? Ist es im Sinne auch der anderen Völker gut und als Zukunft und Gerechtigkeit in der Welt sichernd anzusehen?

Aber, abgesehen von der moralischen Frage, haben wir nicht das gleiche Recht, das gleiche Lebensrecht wie die anderen Völker? Haben wir der Welt und der Kultur, der Gesittung und der Bildung, der Kunst und der Wissenschaft nicht unendlich viel

gegeben? Sind wir dazu verdammt, uns in offensichtlicher Torheit selbst aus der Daseinsgeschichte unserer Erde auszuschalten? Trägt nicht das Prinzip der Gleichheit und der Gleichmacherei dazu bei, uns auf dritte und vierte Plätze zu verweisen, während noch unentwickelte Völker mit Milliardenzahlen ein ameisenhaftes Leben in Primitivität, Entbehrung, Hunger und Not fristen werden?

So sieht jedenfalls die Realbetrachtung unserer Zeit aus.

Demgegenüber halten wir am Lebensrecht, an den Kulturwerten und an der Verantwortung gegenüber allem Leben auf der Erde fest; denn ohne den Spruch des Weißen Mannes wird es keine Gerechtigkeit und keine Friedensmöglichkeit in dieser Welt geben.

Kann man also einen Staat und einen Staatspräsidenten, der kurz vorher als Aufrührer, Rebell und vielfacher Mörder bekämpft wurde, später als Präsidenten dieses Landes anerkennen, das er sich keineswegs so vollständig erkämpft hatte, daß es als das seine oder das seines Volkes gelten konnte? Wir stellen diese Frage hier nur.

Ein sehr zeitgemäßer Vergleich kommt uns in den Sinn. Sollte die englische Königin nicht das Volk der Iren zu einem einzigen, geschlossenen Staate freigeben, nachdem England dieses arme Volk, die alteingeborenen Bürger ihres grünen Landes, jahrhuntertelang — seit dem 17. Jahrhundert — mit allen Mitteln bekämpft hat, vergewaltigt, aus der Heimat zu Millionen vertrieben und unter Cromwell und den folgenden englischen Königen mit den härtesten Mitteln — schlimmer als jeden Negerstamm — behandelt hat?

Dies ist eine Frage an das Gewissen der britischen Nation. Heißt es nicht im demokratischen Wortgebrauch „gleiches Recht für alle"?

Dies war die zweite Frage, die wir im Zusammenhang mit Kenia und Jomo Kenyatta stellen müssen.

Die dritte Frage ist, ob ein solcher neugebildeter Staat einen Platz in einer Vereinigung der Nationen finden kann, die auf legalen, demokratischen und moralischen Grundlagen beruhen soll, wie sie für die Normalwelt der UNO gelten?

Der Leser kann sich diese Fragen selbst beantworten. Nach gültigem Brauch unter den Völkern sollte wohl die sittliche Zulänglichkeit eines Staatsgebildes und seines Führers das Kriterium für die Aufnahme in die „Weltgemeinschaft des Friedens und des Rechtes" sein.

**Fußnote zu Robert Ruark,** Die Schwarze Haut und Uhuru: das erste Werk ist in Deutschland 1956 im Verlag Lothar Blanvalet Berlin erschienen. Sein amerikanischer Titel ist Something of Value (Etwas Wertvolles); das zweite Buch Uhuru (bedeutet Freiheit, Unabhängigkeit) ist 1962 im gleichen Verlag erschienen. Es behandelt in teils tragischer, teils komischer Weise die Versuche des neuen Staatspräsidenten Kenyatta, zu Hause und in England Anerkennung zu finden. Wir erinnern uns heute dabei an die neuen Gestalten eines Idi Amin und anderer, sich als Selbstherrscher aufzuspielen und in ihren Neustaaten den Negerfürsten zu machen, der für alle Gesetz ist.

324.

## USA Kenneth Roberts — Arundel 2. bde.

Eines der wunderbarsten Bücher, die uns Amerika geschenkt hat, ist der zweibändige große Roman von Kenneth Roberts „Arundel", welcher den „Geheimen Feldzug des Obersten Arnold gegen Quebeck" im Jahre 1775 schildert. Das Werk erhielt den Pulitzer Preis, eine jener Auszeichnungen für nationale Literatur im hohen Sinne, die auch in den USA überaus angesehen sind und als äußerst erstrebenswert gelten.

Diese fast 1500 Seiten sind in einer Darstellungsweise geschrieben, die nie ermüdet, die Spannung aufrecht erhält und die menschlichen Charaktere so unmittelbar ergreift und in ihrem Wesen leuchtend macht, daß man dieses Werk nie vergißt. Es kann wegen seiner Lebendigkeit und Lebensechtheit zu den ersten Werken der amerikanischen historischen Literatur gezählt werden. (Der zweite Band hat den Untertitel „Volk in Waffen".)

Was macht dieses Doppelbuch für uns lesenswert und im Sinne des Artglaubens bemerkenswert und zukunft-verheißend?

Es sind mehrere Gesichtspunkte, die uns veranlaßt haben, diesen historischen Roman im Rahmen der Auffindung „artgläubiger Spuren" hervorzuheben und der Auswahl-Reihe bedeutungsvoller Werke für eine seelenkundliche Betrachtung in unserem Sinne hinzuzufügen.

Obwohl von religiösen Fragen in der eigentlichen Bedeutung kaum eine direkte Rede im ganzen Werk ist, atmet Buch und Verfasser doch den Geist einer absolut unbefangenen Seele hinsichtlich der Betrachtung anderer Religionsformen, Gebräuche und Geisteshaltungen. Dabei wird jedoch deutlich, daß

eine ganz bestimmte Art des Urteilens und Verhaltens als die wünschenswerteste und im sittlichen Sinne allein gerechtfertigte anerkannt und vorgelebt wird. Dies alles geschieht ohne „Moralpredigt"; einfach durch die schlichte Darstellung wirklicher Lebensumstände und echter menschlicher Tatbeweise ihres Charakters und ihrer Gesinnung. — Dies ist die eine Seite des Werkes, die unnachahmlich im Gedächtnis haftenbleibt; eine andere Seite ist die Fülle der gezeichneten Personen, ob Indianer, Engländer oder Amerikaner. Denn der Gegenstand der Schilderung ist der Feldzug des Obersten Arnold über viele 100 km nach Quebeck, das von den Engländern besetzt ist und ihnen entrissen werden soll. — Unter den Personen kann man drei bezeichnen, die so eindringlich, so unvergeßlich und so konturhaft geschildert sind, daß der Leser sie immer behält, sozusagen als eine Ergänzung eigener Menschenkenntnis und -Erkenntnis. Es ist der Oberst selber, das Ur- und Vorbild eines wahren und echten „Führers". Hier knüpft sich für uns ein erstes Band zu nordischer Haltung und vorbildlicher Volksführerschaft, wie wir sie ersehnen und als Wunsch- und Leitbild in unserem Herzen tragen. Ein Mann, unerschütterlich, immer humorvoll, allen Strapazen gewachsen, als erster darbend und kämpfend, als erster erkennend und die Gefahr nicht scheuend, als erster — ohne Titel und Rang — genau so stark und willensmächtig, befehlsgewohnt und stets von den anderen vorbehaltlos und freiwillig anerkannt.

Als erster auch einsehend, daß der ganze Feldzug falsch angelegt, ungenügend vorbereitet, unzureichend versorgt, mit törichten Generalen ausgestattet, die ihre Ämter erkauft haben; als erster ein Herz für den einfachen Soldaten habend und als erster erkennend, welche Bedeutung die Indianer als Späher und Freunde bei diesem großen (vergeblichen) Unternehmen haben mußten, wenn man ihre Freundschaft zu würdigen und ihre Andersartigkeit anzuerkennen geneigt und imstande war. (Manchmal kommt einem dabei der Gedanke, die ganze Unternehmung habe „im kleinen" eine Modell-Bedeutung für Stalingrad in fast allen oben genannten Punkten.)

Weiterhin ist das Buch (besonders der 2. Band) wichtig für die frühe Erkenntnis, wie eigenständig Kultur und Lebensstil der Indianer sind; es fehlt hier völlig die sonstige in der amerikanischen Literatur gewohnte Abwertung des „Primitiven"; denn diese Primitiven, die praktisch noch in der Jungsteinzeit leben, kommen mit ihrer Umwelt und ihren Lebens- und Erhaltensfragen besser aus als die zivilisierten Soldaten Amerikas, ja, sie sind ihnen in vieler Beziehung, auch oft in moralischer,—

weit überlegen. Auch diese Seite der Schilderung rührt uns Artgläubige stark an, zeigt sie doch ein seelisches Verständnis für andere Menschen, das für jeden Führenden wünschenswert wäre, weil es zu den Voraussetzungen echter Urteile gehört, die über Erfolg und Mißerfolg militärischer Handlungen und Vorhaben so oft entscheiden. (Siehe die Behandlung der Ostvölker im 2. Weltkrieg und im besonderen der Hilfsarmee Wlassow).

Eine dritte Seite, die uns verwandt anmutet und als wahrhaft „deutsch und nordisch" anspricht, ist das Verhältnis der Treue, welches der Soldat Steve Mason seinem Jugendtraum hält; die rührende Naivität unserer Menschenart, im anderen das Gute, das Nur-Gute und Schöne zu sehen; eine Treue, die dann gründlich enttäuscht wird, als der Käpten Mason seine Kindheits-Angebetete als Geliebte des englischen Kommandanten, als Spionin und Verräterin entdeckt. Da wird Mason erst zum Mann. Und wie sich in der größten Enttäuschung seines Lebens sein Charakter erst ganz entwickelt und bewährt, das ist solch ein Abbild nordischer Seelenkenntnis, daß es alle Psychologien überflüssig macht.

Der Roman Arundel ist bei Holle und Co, Verlag Berlin erschienen. Der zweite Band heißt in der amerikanischen Originalausgabe „Rabble in arms", deutsch, Volk in Waffen.

Zwei bemerkenswerte Gestalten des Werkes sollen genannt werden, der fast immer heitere Cap Huff, eine Figur des Soldatenlebens, die unvergeßlich ist. Er findet immer im richtigen Augenblick das, was er und seine Kameraden gerade brauchen, ist also ein glänzender Organisierer, wie ihn jeder Soldat des Weltkrieges auch gekannt hat. Aber er ist kein Drückeberger, sondern stets mit seinem Obersten vorne an. Die andere Gestalt ist der Doc Means, der Feldarzt, der sozusagen immer stolpernd die tausend Kilometer des Weges zurücklegt, den Eindruck seniler Schwäche macht und doch immer am besten durchkommt. Er ist der Herr aller Kräuter und Gewächse am Wege und weiß jede Pflanze zum Vorteil zu nutzen. Er gerät in die Gefangenschaft einer Indianerhorde, die ihn einige tausend Kilometer nach Norden entführt. Dort, bei ihrem Stamme, gilt er bald als Zauberdoktor und wird mit dem Glück des Soldaten wieder entlassen, denn ohne Glück kann kein Mensch, und am wenigsten im Kriege, durch alle Gefahren des Daseins hindurchkommen. Eine ebenso unvergeßliche Gestalt wie Lamme Goedzack aus dem Ulenspiegel oder der Simplizius des gleichnamigen Romans von Grimmelshausen.

Einige Worte seien dem Wesen und Schicksal des HauptHelden des Romans gewidmet, der eine historische Figur in der ameri-

kanischen Frühgeschichte ist. In dem zweiten Roman ähnlicher Art von Kenneth Roberts, Nordwestpassage, wird seine Gestalt noch einmal dargestellt, ebenfalls als Führer auf der Suche nach der sagenhaften Durchfahrtsstraße quer durch den Nordosten des Erdteils bis zur pazifischen Küste. Dieses Ziel wird allerdings nicht erreicht; aber der Ruhm, den Arnold gewinnt, bleibt davon unberührt, obgleich er in Haft — wegen Verschuldung — und abenteuerlichem Aufenthalt in England endet, wo er nach neuen Mitteln sucht, um seinen Plan der Nordwestpassage zu verwirklichen.

Dort heißt er allerdings Major Rogers, aber es ist leicht zu erkennen, daß es die gleiche Gestalt ist, die der Dichter in Arundel beschrieben hat. Der historische Arnold ging aus Verzweiflung über die demokratische Liederei, den Postenkauf der Offiziere, die Untauglichkeit der durch Ämterschwindel gewonnenen Generäle und die dauernden groben militärischen Fehler, die diese machen, schließlich zu den Engländern über, wo er Disziplin, Tradition, Kriegserfahrung, Verantwortung und Sauberkeit fand. Die Tragödie dieses Mannes, der aus höherem Verantwortungsgefühl und besserer Erkenntnis der Lage die eigene Sache verloren gibt und sich dem „Feinde" zur Verfügung stellt, ist ein Symbol für ähnliche Erscheinungen unserer letzten Kriegsvergangenheit, wo Ähnliches bei bedeutendsten Heerführern geschah. Wer wollte über jene richten, die den Untergang und die Niederlage zwingend voraussahen, weil Unmögliches verlangt wurde und das Schicksal schon im Gange war, die Verantwortlichen — und mit ihnen ein ganzes — nicht schuldiges — Volk zu strafen?

325.

## Andere, uns religiös verwandte Amerikaner

Nordamerika, einschließlich Kanadas, sind immer noch große, unendlich weite Länder. Ihre schöpferischen Fähigkeiten sind noch unausgelotet, unausgemessen und fast unüberschaubar, auch für die Zukunft. Gewiß befinden sich die USA zur Zeit in einer großen kulturellen und auch biologischen Krise, denn die Verkraftung von Millionen schwarzer Staatsbürger, Millionen gelber Zuwanderer und Abermillionen von Mischlingen aller Schattierungen macht das Land und Staatsvolk nicht reicher, sondern nur problematischer. Dies spiegelt sich sowohl in der Literatur, wie in der Zwiespältigkeit des Regierungsorganismus,

bei dem der eine Teil (der Congreß) laufend und dauernd dem andern Teil, dem Senat und Präsidenten widerspricht und so jede eindeutige Linie zunichte macht. Aber in gewisser Weise ist diese gefährdetste Form der Demokratie auch zugleich eine Möglichkeit freiesten Meinungsaustausches und günstiger kultureller Neubildungen, auch auf dem Gebiete der Dichtung und der Literatur.

## Walt Whitman

Um wenigstens einen Eindruck davon zu vermitteln, welche Antriebe auch heute noch in Nordamerika als schöpferische Lebens- und Willensäußerungen weiterleben, sei eine Probe aus Walt Whitman gegeben, den viele für den größten Dichter des amerikanischen (europa-entstammten) Menschentums halten. Der Dichter ist 1820 in Long Island geboren, der Insel, die New York vorgelagert ist, und ging in Brooklyn zur Schule. Wie viele Amerikaner versuchte er sich in mannigfachen Berufen als Schreiber, Schullehrer, Setzer, Berichterstatter und Redakteur und ging auch für einige Jahre als Journalist in die Mittel- und Südstaaten. Als Zimmermann und Baumeister wurde er vermögend, war drei Jahre im Kriege gegen die Südstaaten als Sanitäter und schrieb dann, nach so vielen Erfahrungen reich mit Erlebnissen ausgesattet, sein Werk „Grashalme", dem wir einige Verse entnehmen. Durch dieses Büchlein in einer freien dichterischen Form rhytmischer Verse verfaßt, wurde er schließlich nach manchem Kummer mit fromm-christlichen Vorgesetzten, berühmt und bekannt. Dies ist der Punkt, wo er für uns Anteilnahme und Beachtung erzwingt, denn er zeigt ein heidnisches Lebensgefühl, eine überschäumende Bejahungskraft und einen Freiheitsdrang, der nur „nordisch" genannt werden kann. Nicht umsonst bedeutet sein Name „Der Weiße Mann".

### DEN FREMDEN LÄNDERN

„Ich hörte, daß Ihr etwas erheischet, dies Rätsel, die neue Welt, (Amerika) zu erklären, Amerika und seine athletische Demokratie: So sende ich euch denn meine Gedichte, damit ihr in ihnen schaut, wonach ihr verlangt."

### EIN SELBST SING ICH

Ein Selbst sing ich, eine einfache abgesonderte Person;
Doch sprech ich das Wort Demokratie aus, das Wort „en masse."
Die Leibesbeschaffenheit sing ich vom Kopf bis zum Fuße;
Weder bloßes Aussehen noch Geist allein
sind der Muse preiswürdig;
ich sage: weit preiswürdiger ist ihr
die Gestalt in ihrer Gesamtheit.

Ich singe das weibliche ebenso wie
das männliche Prinzip.
Das Leben, unermeßlich an Leidenschaft,
Puls und Kraft,
fröhlich, zur freiesten Tätigkeit gestaltet
nach göttlichen Gesetzen,
den Neuen Menschen sing ich.

Schon diese Probe zeigt deutlich, daß wir es mit einem Heiden zu tun haben, dem ersten Aufbruch des angelsächsischen Wesens zur Abkehr vom versteinerten Kirchenglauben und seiner vertrockneten Moral.

**FÜR IHN, DEN ICH SINGE**

Für ihn, den ich singe, baue ich die Gegenwart
auf die Vergangenheit,
(Gleich einem immer dauernden,
von seinen Wurzeln emporsteigenden Baum,
die Gegenwart auf die Vergangenheit),
Erweitere ihn mit Zeit und Raum
und verschmelze die ewigen Gesetze,
um durch sie ihn selbst
zu seinem eigenen Gesetz
zu machen.

Aus Walt Whitman, Grashalme, Verlag Deutsche Volksbücher GmbH Rottenburg (Neckar)

Walt Whitman ist schon 1892 gestorben. Er gehört also eigentlich ganz in das 19. Jahrhundert. Aber seine Wirkung in Europa breitete sich erst im 20. Jahrhundert aus. Für Amerika, den Amerikaner, war er und seine Dichtung eine Offenbarung. Der Nordamerikaner fand sich in ihm bestätigt, gezeichnet, deutlich gemacht, mit eigenem Selbstbewußtsein erfüllt, er wurde durch ihn zu einer besonderen Formung des Menschlichen; sein Stolz auf das ungeheure Land, das er zu beherrschen und zu gestalten hatte, wurde durch den Dichter zu einer Art amerikanischen „Bekenntnisses" gemacht, zu einer „Religion" gleichsam, — der amerikanischen Religion des Glaubens „an sich selbst".

Seitdem ist viel Wasser den Mississippi hinuntergeflossen, und der amerikanische Enthusiasmus hat sich weithin gelegt. Was der neue große Erdteil einst versprach, haben seine Bewohner und Besiedler nicht erfüllen können. Zweierlei hat sie daran gehindert, daß aus dem Freiheits- und Unendlichkeitsraum nur geringeres als erhofft wurde: eine untunliche und unorganische Mischung der Bevölkerung, die den Ansprüchen europäischer

Ordnung auf die Dauer nicht gerecht werden konnte; und eine Staatsform, welche nicht in der Lage war, ein gerechtes Gleichgewicht in der Verteilung der Reichtümer des ungeheuren Erdteils zu schaffen, sondern die rücksichtslosen Ausbeutern von Arbeitskräften und Bodenschätzen, von Bankherren und fragwürdigen Staatspräsidenten Macht in die Hand gab, die sie nur für eigennützige Zwecke brauchten und mißbrauchten. So befindet sich Nordamerika noch heute in einem Gärungsprozeß, dessen Ende niemand absehen und dessen Volkssinn niemand mehr genau bestimmen kann. Land des Weißen Mannes— ist es nicht mehr. Wird es noch einmal wieder ein „Volk" werden, — oder ist diese Möglichkeit und Notwendigkeit schon verspielt? Die letzte Wendung dieses „Gedichtes" FÜR IHN, DEN ICH SINGE ist sehr bemerkenswert und bedarf einer kurzen Erläuterung. Der Dichter vergleicht das Leben (Vergangenheit und Zukunft) mit einem „von seinen Wurzeln emporsteigenden Baum", — das ist genau das Bild des ewigen Weltenbaumes der Edda, die Irminsul.

Dieses Bild liefert uns zugleich den Urgrund unseres Handelns, wie es sein soll: die ewigen Lebensgesetze. Deutlicher kann man das in irgendeiner dichterischen Sprache nicht machen. Und die Erkenntnis der Lebensgesetze, nach denen jeder leben sollte, macht man zu seinem eigenen Gesetz. Es ist überwältigend zu sehen, wie der tiefste Sinn germanischer Weltanschauung hier im schlichten, nicht theoretisierenden Worte des Dichters — eines amerikanischen Dichters! — Gestalt wird. Unbewußt, ohne um das Edda-Bild zu wissen, werden die gleichen Symbole für die gleichen Erkenntnisse gebraucht.

Dies scheint zu beweisen, daß die im nordischen Menschen schon früh zum Bewußtsein gekommene Gesetzlichkeit des Lebens, der der Mensch zu folgen hat, heute noch in einem tiefen Sprecher unserer Seele — auf einer ganz modernen Stufe lebt und so bewußt wird.

Wir werden den gleichen Vorgang bei dem größten Dichter unseres Jahrhunderts wiederfinden, bei Stefan George, wenn auch bei diesem Bild und Symbol, Erkenntnis und Erfahrung gestützt worden sind durch die vorhandene Wissenschaft über das Germanentum und sein „Welt- und Lebens-Verständnis". Von Nietzsche zu Walt Whitman, von Binding zu George geht ein durchgreifender Zug germanischer Selbst- und Welterkenntnis durch unsere Zeit, und er offenbart sich unabhängig von einander in Menschen einmaliger und hervorragender Geartung: auch dies ist Erwachen und Heimkehr zum angestammten, in uns selbst ruhenden Glauben Unserer Art.

326.

## Island — Gudmundur Kamban

Island ist die Brücke von Europa zu Amerika. Von 875 an besiedelt, Iren zuerst als Mönche, die sich nicht lange dort hielten; dann Norweger hauptsächlich, als die Königsmacht, christlich geworden, anfing, den freien Bauern zu bedrücken und in den Dienst und die Religion des Herrschers zu zwingen. Da wanderten die großen Familien aus, bestiegen ihre Schiffe und bauten selbst dafür neue, nahmen den heiligen Mittelpfeiler der Halle mit, meist dem Thor geweiht, und fuhren in die Freiheit des fernen Landes, der fernen Insel im Nordmeer. Eisland nannten sie das Land, weil die Gletscher bis tief ins Meer hingen, Vulkane gab es dort, die ihre Rauchfahnen in den Himmel stießen und zuweilen Lavaglut und Asche in furchtbaren Ausbrüchen ins All schleuderten. Aber auch grüne Wiesen gab es neben den großen Lavafeldern, die den weitesten Teil des Landes bedeckten. Aber Freiheit war das erste, das die Wikinger suchten und fanden, freilich nur für knapp zwei Jahrhunderte, dann hatte das Christentum die Insel eingeholt, und im Jahre 1000 wurde der neue Glaube — unter betrügerischen Sprüchen und falschen Voraussetzungen „angenommen".

Aber Island hat bis heute seinen eigenen Charakter behalten, ein Land der Freien und Unabhängigen zu sein. Dies spiegelt sich in seinen Menschen, in seiner Politik und in seiner Literatur in vollem Maße. Heute ist das alte Heidentum dort wieder erwacht, religiöse Gruppen haben sich im Sinne des alten Glaubens gesammelt und suchen auch den Anschluß an die größeren neureligiösen, nicht christlichen Bewegungen Amerikas und Europas.

Dies ist der Rahmen, unter dem wir Island betrachten müssen. Das Volk, diese knapp eine halbe Million Einwohner, ist begabt und weist alle Züge des echten nordischen Menschen noch heute, unverfälscht — auf.

Der Dichter wurde am 8. Juni 1888 in Alftanes auf Island geboren, besuchte das Gymnasium in Reykjavik und studierte in Kopenhagen Philosophie und Literaturgeschichte. Er kannte Frankreich und England, lebte während des 2. Weltkrieges in Deutschland und wurde am 5. Mai 1945 in Dänemark „irrtümlich von Patrioten getötet". So sagte der Literaturhistoriker Lennartz aus. Er schrieb Romane, Dramen und Erzählungen —, meist in dänischer Sprache —, und ein berühmtes Epos Die Jungfrau auf Skalholt, in der er die Liebe eines Mädchens zu einem

von der Kirche gebannten Manne darstellt, den der Vater, unbeugsam und christlich gebunden, mit seiner Rache (!) verfolgt. Schon hier ergreift uns das Verständnis des Dichters gegenüber tragischen Konflikten, die ja einen Wesensteil der Bewältigung des germanischen Menschen im Verkehr mit seinen Volksangehörigen ausmachen.

Am deutlichsten aber wird Gudmundur Kamban in seinem nordisch-heidnischen Wesen in der Schilderung des großen Romans „Ich seh ein großes schönes Land" (Im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen). Der Dichter widmet dieses Buch „dem Mann vom Norden", — „in dem sich in uns verkörpern die Tugenden der Wikingerzeit: Mut aus Geist, Kraft aus Größe". Dies klingt an, an den ältesten Grundsatz unserer Art, nach dem wir leben sollen „matt ok megin" — Macht (nach außen) und inneres „Vermögen", Kraft im Innern und nach innen.

Das Buch ist ein so hervorragendes Werk (übersetzt von Edzard Schaper), daß es jeder Artgläubige lesen sollte, um ein echtes Bild des Wikingertums, kein „romantisches", zu erhalten. Es schildert die Fahrt Björns nach Amerika (Vinland) zur Zeit Eriks des Roten und seines Sohnes Leif (der im 1. Bd. von Heimk. z. Artgl. ausführlich behandelt wurde) und stellt die ganze unbändige Lebenslust, den Wagemut, die Fähigkeit, Entbehrungen zu ertragen und zu bestehen,. Siedlung und Kampf bei den Indianern dar und ist eine reiche Quelle der Erkenntnis nordischen Wesens, auch, und im besonderen, der nordischen Frau, wie sie in Freydis, einer Tochter Eriks in Erscheinung tritt. Das Buch ist ein Preis des freien Heidentums, sozusagen der größte Abgesang der germanischen, unchristlichen Weltzeit.

Welche Gesinnung dieses herrliche Buch atmet, soll an einigen Zitaten verdeutlicht werden. Thorvald war ein Mann der Vinlandfahrt und wurde Freydis ehelich verbunden. Er war Christ in Niedersachsen geworden und hatte nichts anderes im Sinn als den neuen Glauben im Nordland zu verbreiten. Freydis aber hielt nicht viel von ihm. Sie sah nach einem anderen Manne aus, der ihr männlicher erschien, und so war der Grund zum Scheitern der einen großen Fahrt schicksalhaft gelegt.

Hier ist die Schilderung Thorvalds (und dieser Mann heißt der des Gottes Thor w a l t e t. . .), und er ausgerechnet war einer der ersten Christen im Nordland.

„Auf den britischen Inseln war es auch gewesen. . . daß Thorwald zum ersten Male der christliche Glaube begegnete und er sein Verhältnis zu Svend Gabelbart für immer löste. Er war später von einem Lande zum anderen gereist, um die Sitten

der Christen kennenzulernen. In Sachsen hatte er sich taufen lassen. Und von diesem Tage an war sein ganzer Ehrgeiz in einen glühenden Glaubenseifer verwandelt worden. Den Bischof, der ihn getauft, hatte er so lange bestürmt, bis der nachgab und ihm nach Island folgte, um seinen Landsleuten den Glauben zu verkünden. Vier Jahre lang hatten sie nun hier schon gewirkt und das ganze Land durchzogen.

In dieser Gegend hatten sie auch nicht eine einzige Seele gewonnen, aber im Nordland wurde ein Heiligtum nach dem andern abgerissen, und dort standen nun die beiden ersten Kirchen des Landes.

Und hier stand Erik der Rote mit seinem Haß gegen das Christentum!

Einem *tiefen* Haß, weil er sich nicht aus Beleidigungen nährte, die er selber, von sich aus, verzeihen konnte. Bei ihm wie bei den meisten seiner Glaubensgenossen in dieser Zeit, war es vor allem ein Erbhaß aus sittlicher Überzeugung.

War der Asenglaube ein schwacher Glaube, dann einzig und allein deshalb, weil er nur ein Glaube für den Starken war. (Siehe „matt ok megin") Aber ohne jegliches Verständnis für seine hohe Lebensweisheit, für seine leiblichen und geistigen Werte, hatten die Vorkämpfer des Christentums mit Feuer und Schwert die Lande heidnischer Völker verheert, ihre Heiligtümer geschändet und dem Erdboden gleich gemacht, ihre Götterbildnisse verspottet und zertrümmert, jedweden getötet, der sich dem Kreuz widersetzte. Und diese Verfolgungen waren es auch gewesen, denen das Handwerk der Wikinger sein Entstehen verdankte: eine blutige Schule, in der christliche Männer die Lehrmeister gewesen waren...

Zweihundert Jahre hatten Karls des Großen blutige Kämpfe gegen die Sachsen nicht vergessen lassen. Des Christentums Blutschatten lag über heidnischem Land. Bekehrung zum Christentum war Hochverrat wider die Ideale heidnischer Glaubenshelden, ihr Leiden und Geschick. Christentum war furchtbarer als der Aussatz. Christentum war — mit dem Munde der Zeit gesprochen — Sippenschande.

Als Erik der Rote aber sieht, wie das Thorsheiligtum verkommen ist und der christliche Bekehrungspriester lateinische Verse singt (die niemand versteht), da „„erhebt Erik seine Stimme und schwört mit dem heidnischen Anruf bei Thor und Odin, laut und vernehmlich:

Ein heilig Land seh ich dort liegen,
Wo Asen und Elfen wohnen; und fort aus Trautheim
Thor nicht getrieben,
solange es noch Göttliches gibt.
Leicht wird es allen, die Odin suchen,
die Halle zu finden, Speere die Sparren,
aus Schilden die Schindeln, und Brünnen kleiden die Bank.
Ich sah ein schönes, großes Land." S. 91/94.

Wer kann noch daran zweifeln, ob Gudmundur Kamban ein echter Heide war? — Er wurde auch als ein solcher ermordet. Denn man nahm in Dänemark sein Eintreten für den germanischen Menschen und den Glauben Unserer Art als ein Bekenntnis zu einer politischen Richtung, der er nicht angehörte. So brachten ihn dänische Fanatiker um, ohne zu prüfen, ob sie nicht einen der wertvollsten Menschen des Nordens „liquidiert" hatten. Ein beschämendes Beispiel, wie politischer Links-Fanatismus — wie bei Hamsun — einen der Edelsten und Klügsten des eigenen Volkes mißverstand.

## 327.

## Halldor Laxnes — Island

Halldor Laxness ist der bedeutendste (noch lebende) Schriftsteller und Dichter Islands. Keiner hat wie er das Leben seines Volkes realistisch-wirklichkeitsgenau dargestellt; keiner hat wie er unbarmherzig die Schwächen seiner (unserer) Menschenart geschildert und in teils komischer, teils tragischer Weise zum Thema seiner Werke gemacht. Da er weltanschaulich und sozusagen religiös im Atheismus landete, kann er auch als ein typischer Vertreter heidnischer Unabhängigkeit und nordischen Freigeistes betrachtet — und gewürdigt werden. Denn diejenigen von Unserer Menschenart, die zu keiner „positiven Religionsform" hinfinden, also auch nicht zu der unsrigen rein nordischen, wird mit größter Sicherheit „Nicht-Gläubiger" werden, weil alle „Götter" ihm nicht zusagen und keine religiöse Auffassung seinem maßlosen Freiheitsbedürfnis gerecht wird. Das gilt in vollem Maße für Halldor Laxness, es ist Ruhm und Grenze seines Wesens zugleich.

Bevor wir uns seinem dichterischen Werke zuwenden, wollen wir die vollgenügende Ausführung von Lennartz über ihn hören: Lennartz, Franz: Ausländische Dichter und Schriftsteller unserer Zeit, Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1955, S. 367/69.

„H. Laxness (Kiljan), geb. 23. IV. 1902, ragt unter den jüngeren isländischen Dichtern besonders hervor... Er wurde als Sohn eines Arbeiters in Reykjavik geboren und wuchs auf dem Bauernhof Laxness auf, den sein Vater bald erwarb. Nach kurzem Besuch eines Gymnasiums begann L. 1919 seine Wanderfahrten durch Skandinavien, Italien und Deutschland. Literarisch zuerst (S. 368) von der heimatlichen Nationalromantik angeregt, später von Strindberg und der Undset, schloß er sich in Deutschland ebenso dem Expressionismus auf wie in Frankreich (1924—26) dem Surrealismus. 1922 hatte er sich in einem Kloster in Luxemburg zum Katholizismus bekannt, von dem er sich aber in Amerika (1926—29) löste; er kehrte 1930 als Sozialist und Kommunist heim (Träger des „Weltfriedenspreises 1953). Trotz einer sozialistischen Grundhaltung sind seine Hauptwerke keine Tendenzliteratur, vielmehr epische Dichtungen von allgemeiner Gültigkeit und zum Teil von weltliterarischem Anspruch...

Das Erlebnis des Katholizismus. L.s Ringen um seine Weltanschauung zeigt sich sowohl in Undirhelghnuk (Unter dem heiligen Berg) als auch in dem expressionistisch-autobiographischen Jugendroman (Der große Weber von Kaschmir), in dem er sich bereits von der Kirche abwendet... Den ersten großen Erfolg brachte der Roman Salka Valka, der in einem Fischerdorf spielt und vom schweren Leben und der verratenen Liebe eines Mädchen unehelicher Herkunft erzählt, das sich im Kampf gegen Unrecht und Verdummung aus Armut zu Wohlstand emporarbeitet... Gegenstand des Romans WELTLICHT (1955) ist... der Lebensweg des isländischen Volksdichters. Olafur Karason Ljosvikingur, der niemals aus dem Elend herausfand. Das bisherige Hauptwerk ISLANDGLOCKE... ist eine Trilogie (ein Dreiwerk)..., die wegen ihrer dichterischen Kraft, ihrer frischen Fantasie, epischen Plastizität, Sprachgewalt und einzigartigen Menschenschilderung in der Welt fast ausnahmslos gerühmt wurde. Hier liegt der historisch belegte Mordprozeß (1683—1730) gegen den Zinsbauern Jon Hreggvidson zugrunde, der wegen eines vermuteten Mordes zum Tode verurteilt, aber kurz vor der Vollstreckung von der Henkerstochter befreit wird und nun als „rechtschaffner Kapitalverbrecher" abenteuerlich durch halb Europa flieht, gestäupt, in Ketten gelegt, mißhandelt, an den Galgen geschickt und in die Zwangsjacke gesteckt, bis er nach fast einem halben Jahrhundert mangels Beweises freigesprochen wird. Damit verknüpft ist die tragische Liebesgeschichte des patriotischen Gelehrten Arnas Arnaeus. — Jedoch trotz der historischen Grundlagen ist es ein zeitloses Epos, wenn es auch im Bilde des von den Dänen vergewaltigten und ausge-

plünderten Island und des verzweifelten Kampfes der Inselbewohner gegen Unrecht und Zwang an die Gegenwart gemahnt: „„Aber die Gerechtigkeit stellt sich nicht ein, solange wir nicht selber Menschen geworden sind.""

Hermann Hesse urteilte über das Buch: „Die stärkste Dichtung, die ich in diesem Jahr kennengelernt habe."

Mit dieser genauen Darstellung von Lennartz finden wir zu manchem einen Schlüssel für die Deutung des Werkes und Wesens von Halldor Laxness als eines MENSCHEN UNSERER ART. Wie Hamsum streifte er in der Jugend ruhelos durch Heimat- und Fremdländer, um deren Sinn zu erfassen und „das Leben zu lernen". Er wandte sich aus religiösem Triebe der immer noch stärksten Anziehungsmacht der Seele, dem Katholizismus, zu und verließ ihn wieder, als er seine Sinnleere für den modernen tätigen Menschen erkannte. Er schrieb schließlich die „Islandsglocke", die in nicht allzuschwer deutbarer Tarnung Leid und Leben, Geschichte und Fluch Islands enthält, großartig in der Einkleidung, fast religiös zu nennen in der Sinnbildlichkeit dieses zum Tode verurteilten Menschen, der sozusagen nicht leben und nicht sterben kann — Island selber, von allen abhängig und doch stolz auf seine Unabhängigkeit und „Freiheit", die nur mit tausend Zugeständnissen an eine machtgierige und habgierige politische Umwelt erkauft werden kann. Laxness ist nicht beliebt auf seiner kleinen Heimatinsel. Aber er hat in seinem Werk als Größter seines Volkes ein Sinnbild geschaffen, das fast ewig gültig zu sein scheint.

328.

## Island, Wesensland der Art

Wer jemals in Island mehr als acht Tage war, wird, wenn er leidlich gutes Wetter gehabt hat, nie mehr die Eindrücke vergessen, welche dieses seltsame, immer noch urweltlich wirkende Land dem Beschauer vermittelt. Der Verfasser hat mit seiner Frau die Insel zweimal mit der „ESJA" umfahren, einmal in westlicher und einmal in östlicher Richtung. Fünfundzwanzig Häfen wurden berührt, Fischtonnen zugeladen, Fahrgäste, Tanten, Onkel und Kinder aufgenommen, ein kürzerer oder längerer Landaufenthalt gemacht, und beim Ablegen stand noch ein einsames Faß am Rande des Kais, welches wohl auf einen bekannten Empfänger wartete. Die Fjorde, tiefe Einschnitte mit getürmten Felsen zu beiden Seiten, waren nachts tiefschwarz und

unheimlich, tagsüber heroisch oder freundlich, mit kleinen Siedlungen bestückt, Dörfer oder gar Städtchen genannt. Alle Leute waren freundlich, oft sah man Frauen in altisländischer Tracht, und dann ging die gemächliche Reise um die Insel weiter. Acht Tage dauerte jeweils die Umfahrt. Der herrlichste Anblick vom Schiff aus war der auf den Riesengletscher Vatnajökull im Osten, dessen Eismassen sich unmittelbar ins Meer entladen. Unvergeßlich auch die Einfahrt und Durchfahrt zum Eyjafjord bis Akureyri, der zweitgrößten Stadt der Insel.

Ich stelle dieses Land kurz dar, weil man den Isländer nicht versteht, wenn man seine karge und gefährliche Heimat nicht kennt. Das Volk, eine halbe Million Menschen stark, ist noch heute stolz und eigenbestimmt, jedoch aufgeschlossen und dem Fremden gegenüber hilfsbereit und zugewandt. (Denn von ihm kommt viel nötiges Geld ins Land). Aber auch ohne diesen Vorteil wird jeder herzlich begrüßt, der sich Island zum Reiseziel erwählt hat.

Überall, in jedem Hafen, sieht man Fische, oft tritt man darüber oder darauf, wenn die Lastwagen ihre Ware eingeschüttet haben. Manch großer, schöner Fisch bleibt auf dem Kai liegen, bis die Reinigung kommt. Sonst aber ist Island pieksauber, ein Vorbild für ganz Europa.

Wer zum Artglauben in einem inneren Verhältnis steht, muß Island kennenlernen, denn es ist d a s Land, welches am längsten altgläubig—, altheidnisch und artgetreu war, bis der neue Glaube durch Betrug eingeführt und nur mit halbem Herzen angenommen und geübt wurde.

Das L a n d, im eigentlichen Sinne, erschließt den Charakter des Volks stärker als die Wikinger-See es tut. Denn das Land ist das stetige, bleibende, Hort und Quelle des Lebens, wenn auch das Meer den Wagemutigen zur Weltfahrt treibt und der Fischer Beruf und Einkommen aus ihm zieht.

Das Land aber ist das Geheimnis, und wer Island liebt, muß dieses furchtbare, schreckliche, immer bedrohte Land in Kauf nehmen und bejahen, sonst wird er Island nie verstehen und den Isländer nie in seinem Wesen begreifen.

Da ist der goldene Fall Gullfoss, mit dem Blick auf vereiste Berge im Hintergrund. Hier stürzt ein Wasser in mehreren Stufen in eine Schlucht, und das Donnern erfüllt die Luft wie der feine Wasserstaub, der aus den gurgelnden Fluten emporsteigt. Da ist Hveragerdi, das Städtchen mit den vielen glasumspannten Treibhäusern, in denen man Südfrüchte am Gewächsstrauch hängen sieht. Ein weißblondes Mädchen bedient

uns. Beim dritten Besuch 1969 war sie schon eine junge Frau und erkannte uns noch.

Da sind die Geysire, die in Abständen ihr heißes Wasser hoch in die Luft werfen und schwefelduftend wieder versinken. — Da sind die einsamen öden Lavaflächen, die ihren Reiz in Form und Farbe haben, manche braun, andere grünlich, dann gelb oder schwarz, Basalt ausgeworfen bei ungeheuren Ausbrüchen der Vulkane, die heute wie je Reiz und tödliche Gefahr der Insel bilden. Da ist der Myvatn (Mückenwasser), der riesige See im Norden, zu dem man von Akureyri aus kommt, indem man große Bergrücken mit dem Bus gefährlich überwindet, bis sich das Tal, vorbei an Schwefelbergen, lieblich öffnet und den Blick auf das windige Wasser freigibt.

Da sind die Dummiburgir, fantastische Naturgebilde aus Lava, im Zusammenstoß der Glutmasse mit dem Eiswasser entstanden und zu einem kesselartigen Tal zusammengedrückt.

Da ist Husavik, ganz oben im Nordosten, von wo aus man zum Dettifoss, dem gewaltigen, meist vom Nebel umhüllten Wasserfall gelangt und wo man zur Asbyrgi kommt (Der Asenburg!), die, wie die Sage geht, Odins Pferd mit seinem Huf zu einem kreisrunden Talschacht ausgetreten hat, in dem Weidensträucher wachsen und wo sich ein kleiner Silberfall vom Rande in die Tiefe stürzt. — Doch sollen noch zwei weitere Eindrücke vermittelt werden, die alle bisherigen übertreffen und die Großartigkeit des Landes, seine unvergleichliche Eigenart und die Herbheit seines Charakters verdeutlichen können.

Im mittleren Südwesten der Insel liegt das zentrale Vulkangebiet des Askja mit dem Silbersee, der erst 1875 nach einem gewaltigen Ausbruch entstand (in 1000 m Höhe). In diesem Hochland ist es schaurig einsam und öde, nur Lava aller Farben und Formen begleitet den leicht besorgten Fahrgast, wenn der Bus auf Wegen, (die keine sind) an Tiefen und Abgründen vorbei, an Felsspalten entlang, aus deinen eisiger Wind bricht, endlich nach fast zehnstündiger Fahrt an den Vulkanen angelangt ist, die ihren Schwefel-Rauch giftig und unvermutet in die Höhe stoßen. Wir erklettern den Kegel des Askja und blicken in den schwarzen Abgrund, der mit Schlacke und Geröll gefüllt ist, tief unten den brodelnden Grund vermuten läßt, aus dem ungewarnt plötzlich in furchtbarem Ausbruch die glühheiße, glühweiße Lavaflut emporspringen kann, welche das Land weithin verwüstet und in neue Aschen- und Hrön-Halden verwandelt. Die Urkräfte der Natur aus dem Magma-Schoße der Erde liegen hier hauchdünn unter der Oberfläche und mahnen uns daran, daß Island ein Land mit einem Feuerboden ist, während die

Berge oben mit Eis bedeckt sind. — Und das letzte Beispiel, das wir zweimal erblickten und dem wir unsere herrlichsten und grausigsten Bilder verdanken, sind die Ausbrüche von Surtsey I und III, die wir vom Schiffe aus erlebt haben.

Eine Insel hob sich in monatelangen Ausbrüchen aus dem Meere, westlich von den Westmännerinseln, Sürtsey genannt. Surtr ist der Wüstengott aus dem Süden, der in der Götterdämmerung herbeieilt, um das Nordland mit seiner Glut zu verheeren und den Asen den Untergang zu bereiten. So nannte man die Insel Surtrs-Ey, und sie hat ihrem Namen Ehre gemacht. Fast ein Jahr lang warf der unterirdische Glühspalt Lava und Asche hoch und schuf ein Eiland, das heute zugänglich und schon wieder begrünt ist. Ein Jahr später lagen wir mit dem Schiff vor Surts-Ey III, nur wenige Seemeilen von der ersten Ausbruch-Insel entfernt. (Die zweite war inzwischen wieder im Meer versunken.) Es war Nacht, und der Glutschein des Dauer-Ausbruches lohte 500 m vor uns im Meere. Lästiger Staub rieselte vom Himmel herab und bedeckte bald Mütze und Kappe mit feinem Film.

Das Grollen und Donnern hörte nicht auf, und unser Schiff hielt sich in respektvollem Abstand, um nicht größere Brocken der ausgeworfenen Masse einzufangen. Wir verweilten etwa eine halbe Stunde und standen still in der trüben Nacht vor dem gebärenden Wunder der Erde, die aus sich Verderben und neues Leben zugleich schafft, unachtsam, wer davon betroffen oder beglückt wird, unachtsam wie die Natur, die nicht durch „Gottes Güte" auf den Menschen hin angelegt ist.

Wie heroisch der Isländer dieses Schicksal hinnimmt und besteht, zeigt der jüngste Ausbruch der Erde auf den Westmänner-Inseln, wo mitten in einer bisher verschont gebliebenen Stadt, dem größten Fischereihafen des ganzen Staates, eine kilometerlange Spalte aufbrach und in wenigen Tagen die halbe Stadt verwüstete, mit einer Aschenschicht bis zu acht Metern bedeckte, viele Häuser verbrannte, den Hafen zuzuschütten schien — er wurde im letzten Augenblick noch gerettet —, und die Einwohner zum größten Teil von der Insel vertrieb. Jetzt sind die meisten wieder heimgekehrt, haben ihre Häuser ausgegraben und sie wieder bezogen, als wäre nichts geschehen. Der Verfasser hat von solcher Familie Dank und Gruß und das Familienbild mit sechs Kindern erhalten. Island hat ein heroisches Volk, und doch ist es schlicht, nordisch einfach und menschlich bescheiden geblieben, Beispiel für alle Europäer!

## 329.

### L a x n e s s und sein Volk

Der Lebensweg des Dichters Laxness verrät vieles, nicht nur vom eigenen Charakter, sondern auch vom typischen Wesen des Nordmenschen. Daher wollen wir ihm hier nachgehen und klarstellen, worin er besonders „nordisch" ist, übrigens in großer Ähnlichkeit mit Knut Hamsun, mit dem er auch die Leidenschaft des Wanderns, des Schweifens und der sprunghaften Entwicklung bis hin zum reifen Menschen- und Umwelt-Darsteller teilt.

Wie schon im Bericht des Literaturhistorikers Lennartz ausgeführt, wurde Laxness in einem Luxemburgischen Kloster zum Angehörigen der Katholischen Kirche. Hier zog ihn das Mystische und die bannende, zwingende, autoritäre Lebensform des römischen Glaubens an. In ihr und an ihr glaubte er Halt und Sinn zu finden. Aber dieser Versuch mißlang, er m u ß t e mißlingen; denn der Mensch Unserer Art kann sich zwar für einige Zeit selbst mißverstehen; aber er kann nicht auf Dauer im Falschen und seinem Wesen Widersprechenden gefangen bleiben. Er wird sich auf der nächsten Stufe seiner Entwicklung, seiner Ich-Werdung befreien. Der weitere Schritt war der zum Sozialisten. Was man auch darunter sonst verstehen mag, der nordische Mensch versteht darunter Hilfe für den Bedrängten, soziale Gerechtigkeit für den hart arbeitenden Menschen, Rettung für Hunderttausende und Millionen in der ganzen Welt.

(Seid umschlungen, Millionen... hören wir aus dem Chor der Weltbeglücker erschallen.) — Selbst Schiller, der Verfasser dieses schönsten Illusionsgesanges der Welt, hat Sinn und Wahrheit, Gültigkeit und Anspruch seines eigenen Gedichtes abgeschworen und als Illusion erkannt.) Auch Laxness kam zu dieser Einsicht, daß Millionen einfach nicht zu helfen ist und daß jeder — nach Goethe — „sehe, wie er 's treibe, sehe jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle". Diese harte Erkenntnis bleibt keinem Realisten erspart. Und Laxness ist an seinem eignen Volk zum Realisten geworden; er hat die Wirklichkeit, Größe und Grenze seiner eigenen Landsleute erkannt.

So ist er auch ein Erkenner unseres eigenen Wesens geworden.

Dieser Vorgang der Selbsterkenntnis ist in dem Roman „Weltlicht" zu verspüren, in dem er — an dem Lebensschicksal eines Volksdichters — sein eigenes Wesen und das seines Volkes zugleich dichterisch verhüllend und zugleich offenbarend schildert. Denn alle Fremderkenntnis eines dichterischen Menschen geht ja aus von der eigenen Selbsterkenntnis, und man kann nur

soviel am anderen Menschen darstellen, wie man selber an Eigenschaften, Mängeln und Werten in sich hat —. So ist jede Anders-Darstellung zugleich auch eine Selbstdarstellung und jede Fremdkritik am andern Menschen zugleich auch eine Eigenkritik, ob man das wahrhaben will oder nicht.

Besonders deutlich wird diese Kritik des eigenen Volkswesens, an dem Roman „Fischkonzert", wie er im Deutschen heißt. (Brekkukotsanall) Das Traumleben jedes nordischen Isländers ist die Überhöhung seiner eigenen Wünsche und Hoffnungen, welche die Wirklichkeit nicht gewährt. So jagt der Musikkünstler dem Traum eines großen Konzerts nach, das er — in kümmerlichen Verhältnissen und nach vielen Fehlschlägen — schließlich auf einer dürftigen Stufe der Erfüllung verwirklichen kann. Hier steckt die ganze Illusionsgeladenheit und ideale Hoffnungsveranlagung des nordischen Menschen so unverhüllt in dem Fortgang der Erzählung, daß es nicht eines großen seelenkundlichen Aufwandes bedarf, um zu erkennen, daß der Dichter selbst diese Eigenschaft seines Volkes genau erkannt hat. Dasselbe gilt in vielleicht noch verstärkten Maße von dem späteren Werkchen: „Seelsorge am Gletscher", welches das Kirchlein auf Snaefellsnes umspielt, das halb verfallen und an Holz ausgebeutet — nur manchmal kirchlichen Verrichtungen dient, wobei der Gotteshaus-Hüter ebenso komisch hervortritt wie die ganze Schar der jeweiligen Besucher, die den Hauch der Weltluft hereinbringen, ohne etwas an dem kümmerlichsten Gegenwartszustand der Gemeinde und ihrer Kirche ändern zu können. Komik und Tragik zugleich sind die Teilhaber dieser Erzählung, und als durchgehender Charakter steht hinter beiden das Wesensbild des isländischen Volkes.

Halldor Laxness ist nicht das, was man „beliebt" nennt in seinem Volke. Dazu hat er diesem zu viele Wahrheiten gesagt, die der Dargestelte nicht leicht vergessen kann und die immer wie eine Mahnung oder gar ein Vorwurf vor dem Mitglied einer Menschenart stehen.

Aber er hat als einer der größten Darsteller des Volkswesens Islands einen überzeitlichen Ruhm auf sein Werk gesammelt, nämlich den, die Eigenart und die tiefere Bestimmung und Besinnung des Isländers erkannt und im dichterischen Werk verewigt zu haben.

Denn die zweite Stufe der Erkenntnis, die Selbsterkenntnis, führt mit Notwendigkeit zur Klärung der Verhältnisse der Umwelt, nachdem man selbst die Illusionen abgestreift hat, unter denen der junge Mensch mehr oder minder immer leidet. Und die Illusionen unserer Menschenart, und gerade in ihrem Jugend-

stadium, sind so offensichtlich, daß es einmal not täte, sie in einem selbstkritischen Zusammenhang als das darzustellen, was sie sind: selbstgefährdende, fast selbstmörderische Versuche, die Welt „der Anderen" unter Opferung des eigenen Wesens und Lebens zu retten. Auf der anderen Seite des nordischen Charakters steht der normannisch-englische Typ des rücksichtslosen Kaufmannes, Kolonisators und Eroberers, der sich jahrhundertelang noch mit der Maske des christlichen Bekehrers getarnt hat. Aber die ursprüngliche Veranlagung des jungen Norden ist noch vernichtender und zeigt sich heute in der aufopferungsvollen Arbeit für die „Unentwickelten" Länder und Völker, wobei beim Menschen unseres Typs noch das schlechte Gewissen mitspielt, diese so lange ausgebeutet zu haben, bis sie die Fesseln abwarfen und versuchten, selbständig zu werden. Jetzt aber ist die große Nüchternheit eingetreten. Die „Entwicklungsländer" und die anderen Rassen haben gelernt, wo die Schwäche des Weißen Mannes liegt, im schlechten Gewissen und zugleich in der noch immer vorhandenen Habsucht, den andern auszubeuten und industriell abhängig zu machen. (Hochkapitalismus und Verschuldungswirtschaft.) Halldor Laxness kann uns daher ein sehr guter Führer zur Selbsterkenntnis sein und zur Vermeidung derjenigen Fehler, an der Unsere Menschenart zugrunde zu gehen droht.

330.

## Nachwort zu Laxness

Dies hat mit dem ARTGLAUBEN sehr viel zu tun. Denn unser Glaube ist k e i n Illusionsglaube, sondern ein realistischer, der nackten Wirklichkeit zugewandter Glaube, der diejenigen sammelt, welche nicht mit schönen Hoffnungen des Diesseits oder mit himmlischen Hoffnungen des Jenseits getröstet sein wollen, sondern die das wirkliche Leben erkennen wollen, so wie es ist, und die daraus die Schlüsse ziehen wollen, welche zur Selbsterhaltung unserer Menschenart in l e t z t e r Stunde möglich und notwendig sind. Der menschliche Charakter ist im Einzelnen seinem Wesen nach nicht zu ändern, er bleibt — mit geringen Varianten — immer so, wie er vom Erbe her ist. Aber die Menschen, welche Einsicht gewonnen haben, Selbsterkenntnis und Skepsis gegenüber allen Verschönerungs-Ideen der Wirklichkeit, gegenüber allen Illusionsideen der Tragik in unserem menschlichen Leben, diese Menschen können ausgelesen, zur Führung erzogen und mit dem Gegengift der Selbsterkenntnis

ausgestattet werden, damit sie ihrer Verantwortung vor Vergangenheit und Zukunft gerecht werden können. Sie müssen alle die Stufen der Erkenntnis zu einem Urteil vereinen, das unserer Lage voll entspricht, und diese Lage bedeutet, daß wir kurz vor Toresschluß der Identität unserer Art stehen. Was das bedeutet, soll hier zum Schluß des Kapitels noch ausgesprochen werden. — Das isländische Volk ist noch „selbst-identisch", wie ich es doppelt ausdrückend nennen möchte. Es ist noch Eigenwesen und im Eigenwesen vielfach befangen. Dies ist gut, solange es nicht zur Torheit führt. Für Europa aber gilt das Gegenteil: Wir sind aufs äußerste gefährdet und bedroht, weil unsere Identität als Menschenart g e z i e l t aufgelöst werden soll. Die Weltkirche, die Freimaurerei und der Marxismus arbeiten daran, die Vermischung Europas soweit zu treiben, daß in absehbarer Zeit der Volkscharakter zerstört, die Eigenarten vernichtet, der Eigenwille ausgelöscht und die große graue Masse der zu Beherrschung durch Vermischung aller Arten geschaffen ist. Die Staatsbürger- und Ehegesetze werden zu diesem Zwecke entsprechend verändert.

Wenn ein Fremdarbeiter eine Deutsche heiratet, so werden ihre Kinder d e u t s c h; in Wirklichkeit sind sie Mischlinge. Da aber die Vitalrasse meist durchschlägt, werden die Kinder aus Mischehen stärker fremdartig sein als den deutschen Wesenseigenschaften entsprechend. (Dasselbe gilt für jedes nordentstammte Volk!) Damit würde in sechzig Jahren der Volkscharakter und die Wesensart der nordeuropäischen Völker zerstört und aufgelöst sein. Andere Reaktionen, ein unfestes Verhältnis zur deutsch-europäischen Kulturtradition, keine Spur von dem, was wir „Vaterlandsliebe und Heimattreue" nennen, würden mehr vorhanden sein, denn wo soll die Heimat von Menschen liegen, deren Eltern in Jugoslavien, Griechenland, der Türkei, in Spanien, Italien oder Frankreich zu Hause sind?

In Amerika und in der Schweiz ist das Völkergemisch schon erreicht. In Holland ist der malayische Einschlag bereits stark verbreitet, infolge der früheren indonesischen Kolonien. Schwarz und Braun und Gelb und alle Mischungen wären der Tagesanblick des Bewohners unserer alten Stammesheimaten. Wo würde Volkslied und landschaftsbedingter Volkstanz bleiben? Wie würde sich das Verhältnis der gemischten Bevölkerung politisch auswirken? Das alles ist dem Sehenden völlig klar. Die Vermischung dient nur dem roten Bolschewismus, der volkslosen Weltkirche und den geheimen — und doch so offenbar liegenden Zielen der Weltfreimaurerei. Es soll sein „ein Hirte und eine Herde"; wenn das aber nicht geht, dann werden die Funktionäre

der drei wirklichen Weltmächte die Erde beherrschen, und alles, was einmal Volkskultur und Stammeseigenart war, heimatgebunden und artverpflichtet, wird ausgelöscht sein im Völkerbrei. Dann ist Europas Kultur zu Ende, und die geheimen Herren lächeln auf ihren Bürothronen über die dumme „Menschheit". „Brüder, hört die Signale, auf zum letzten Gefecht, die Internationale erkämpft das „„Menschenrecht"", wird das alte und neue Volks-Lied der roten und schwarzen Weltbeglücker sein.

## XXIII. Kapitel

# Christentum oder nicht, aber was nun?

331.

### Gott schweigt

Die innereuropäische Literatur der Zeit von 1918—1933 bietet ein vielfältiges Bild der Stellungnahme zu der oben angedeuteten Frage. Überall ist ein Pochen bemerkbar, welches darauf hindeutet, daß kein Genüge, keine Zufriedenheit herrscht in den durch den großen Krieg aufgerüttelten Seelen. Die Frage nach „Gott", ob Gott wirkt und noch für den Menschen da ist, zittert durch viele Herzen und läßt sie nicht zur Ruhe kommen. Am bezeichnendsten dafür ist auf deutschem Gebiet das kleine Buch Edwin Dwingers „Und Gott schweigt". Gott schweigt zu den furchtbaren Greueln, die in russischen Gefangenenlagern an der Tagesordnung sind. Gott schweigt zu der Verletzung jeder Menschenwürde, zu dem Mord an Hunderttausenden, die als Soldaten nichts anderes taten als ihre Pflicht. Gott schweigt auch zu dem Unglück Europas, das sich in inneren Krämpfen verzehrt und Millionen im eigenen Lande an Krankheiten und Seuchen, an Hunger und Terror verkommen läßt. Gott ist nicht da für uns. Das Märchen, daß er uns prüfen will nach seinem unerforschlichen Ratschluß, hat keine Kraft mehr. Die Frage bleibt offen: Ist Gott noch da und — überhaupt, — war er jemals da für die Menschen und ihr Leid? Der Erlösungsmythus vom Sühnetode Jesu Christi erleuchtet, befreit, tröstet die Menschen nicht mehr. Zu groß ist die Leere im menschlichen Herzen geworden, wenn mehr als ein Jahrzehnt der Vermißte und Geliebte aus den russischen Lagern nicht zurückkam und wenn dennoch die einzelnen Zurückgekommenen von den Zuständen berichteten, die dort — im Angesicht dieses bisher geglaubten Gottes — tagtäglich geschahen und kein Ende nehmen. Das Christentum verlor in dieser Zeit einige Millionen seiner Gläubigen. Hatten sie denn jemals wirklich an die Erlösungs- und Sühnekraft ihres Gottes und Heilandes geglaubt? Hand aufs Herz! Waren sie nicht immer Heiden gewesen und geblieben?

## 331a.

### Norwegen — Olav Dunn: Ringen um den Weltsinn

Wir haben die beiden größeren Isländer Kristman Gudmundsson und Gunnar Gunnarsson ausgelassen, obwohl sie das gleiche Thema behandeln, welches der Abschnitt anzeigt. Auch die Auseinandersetzung mit dem Christentum in „heidnischer Zeit" spielt bei beiden eine Rolle, kommt doch kein Nordmann an der Problematik vorbei, welche die oft mit unchristlichen Mitteln siegende Kirche aufwarf. Aber wir wollen uns auf denjenigen beschränken, dessen Werk so stark von den Grundfragen nordischen Lebens geprägt ist, daß sie für Inner-Europa ebenso gelten wie für Island oder Norwegen. Olav Duunn (1876 — 13. IX. 1939) wird der „hervorragendste Epiker" Norwegens genannt (Fr. Lennartz), wohl hauptsächlich wegen seines größten Werkes „Die Juwikinger", welches eine Bauerngeschichte alten Stils ist, in der das Ringen mit der Natur außerhalb des Menschen und das Ringen um des Menschen Natur mit seinen Leidenschaften, Unvollkommenheiten und doch Größen und Erhabenheiten das bleibende Thema der Gestaltung ist.

Hören wir über ihn Franz Lennartz, der ihn unübertrefflich tief und wesensgemäß beurteilt:

> „Sein Erzählwerk ist keine leicht zugängliche „„Heimatdichtung"" sondern meist grüblerische Dichtung vom Range zeitlos gültiger Weltliteratur... Duun glaubt an die Erde. Seine Menschen „„erobern die Wirklichkeit"", das ist ihr Leben. Er zeigt sie so, „„ wie sie durch die alten Zeiten und durch Dunkelheit bisher gekommen sind, mit lauter bösen Mächten rings um sich. „Ich will den zeigen, der es mit dem Satan aufnahm — und siegte: denn er ist der Größte.""... Schließlich die Erzählung Auf Lyngsöya, ein Bekenntnis zum Diesseits. — Alle diese Prosastücke aus der bäuerlichen Welt zielen schon mehr oder weniger darauf ab, im Bilde der nordischen Gegenwart die noch lebendigen oder veränderten Charakterzüge aus der Wikingerzeit sichtbar werden zu lassen."

„Das Romanwerk (Die Juwikinger), ursprünglich als Geschichte von Duuns eigenen Vorfahren geplant, erwuchs zu einer Prosadichtung im Range der großen Bauernepen der Weltliteratur. Im strengen Chronikstil der alten Sagas schildert der 1. Band Werden, Sein und Vergehen mehrerer Generationen eines alten kraftstrotzend-gewalttätigen Geschlechts. Per Anders, der fast mythisch anmutende Begründer eines neuen Familienhofes um

1800, und sein Enkel ragen aus dem Strom der Geschehnisse und geschilderten Einzelgestalten heraus; hatte sich der Alte sein Weib mit halber Gewalt geholt, so kämpft der Enkel über den Hofbereich hinaus um die Macht in der Gemeinde, nachdem er seine landfremde finnische Frau fortjagt und seine frühere Geliebte geheiratet hat... In dem Urenkel vereinigen sich noch einmal die ursprünglichen Anlagen des Geschlechtes, nämlich das abenteuerlich Künstlerische und das gefestigt Kämpferische. Ein „„Abenteurer zwischen Land und Meer"" und eine gleich dem Fortschritt aufgeschlossene, erfolgreiche Führernatur, besiegt er sich schließlich selbst, als er im Meer beim Kentern eines Bootes sein eigenes Leben hingibt, um das seines Todfeindes zu retten."

Eine andere Erzählung, die Olsöyburschen, wird so geschildert: Lennartz, Ausländ. Dichter usw. S. 176.

„Dieser Roman von der Jugend vier ungebärdiger und wilder Fischerburschen und ihrer sie verwandelnden Liebe zu dem einzigen Mädchen auf der Schäreninsel schildert „„ganze Menschenleben, in denen nichts von irdischer Tat und Untat, irdischem Weg und Glück, auch nichts von dem Geheimnis übersinnlichen Auswirkens, göttlichen Waltens, nichts von der Mystik des Daseins fehlt.""

„Im letzten Werk, der Mensch und die Mächte „wiederum einem gläubigen Bekenntnis zur E r d e und der siegenden Kraft des Kämpferischen im Menschen, lebt noch einmal elementar das Skandinavische auf." Alles das, was hier Gott genannt wird, ist nicht der christliche Gott, sondern das heilige Gesetz, daß der Kampf ewig ist und daß nur der Sieger bleibt, der stark genug ist, das Böse (den Teufel in sich), zu bestehen und dadurch zu überwinden, daß man sich selber überwindet.

332.

## Norwegen—Schweden: Sigrid Undset

Als eine Übergangserscheinung zwischen den Ländern Norwegen und Schweden kann die bedeutende Schriftstellerin Sigrid Undset gewertet werden. Sie verläßt in mancher Beziehung die rein nordische Linie, was sich auch in ihrem Leben zeigt. Sie ist eine Darstellerin der nordischen Seele, von einer anderen Seite her, als wir es bisher gefunden haben. Wenn die bisher besprochenen Roman-Schriftsteller fest im germanisch-nordischen Sinne verwurzelt waren, so geht sie Sonderwege und zeigt uns

eine Seite des Wesens Unserer Art, die auch nicht übersehen werden darf, eine Neigung zur Vielfältigkeit von Seelenstimmungen und Haltungsweisen, die in dem großen Roman Kristin Lavranstochter gefährlich deutlich wird. Zuvor wollen wir jedoch das Urteil von Lennartz ergänzend einholen, welches unsere Betrachtung zu bestätigen scheint.

Lennartz: Ausländische Dichter und Schriftsteller unserer Zeit, S. 678/81

„Sigrid Undset (20. V. 1882 — 10. VI. 1949) erhielt 1928 den Nobel-Preis „„hauptsächlich in Hinblick auf ihre gewaltigen Schilderungen nordischen Lebens im Mittelalter"". Als Tochter eines norwegischen Archäologen in Kallundborg geboren, wuchs sie in Oslo auf, verzichtete nach dem frühen Tod des Vaters auf eine Ausbildung als Malerin, besuchte ein Handelsgymnasium und war von 1899 bis 1909 Kontoristin. Ein Staatsstipendium ermöglichte ihr eine Romreise. Nachdem ihre Ehe geschieden war, trat sie 1925 zur Katholischen Kirche über."" (Während des 2. Weltkrieges floh sie vor den einrückenden Deutschen nach Schweden und dann über Rußland und Japan nach Amerika. 1945 kehrte sie heim und wurde mit dem Groß-Kreuz vom Orden des Hl. Olav ausgezeichnet. Sie starb 1949 in Lillehammer.)

Offensichtlich zeigt sich an ihrem Lebensgang der Typ einer „modernen" Frau. Das Großkreuz des „Hl. Olav" ist ein Verdienstkreuz für positiv-christliche Gesinnung und Wirkung und daher auch für eine antigermanische Haltung, die sich bewußt vom Glauben Unserer Art abwendet. Gerade aus diesem Grunde besprechen wir sie, da die Kenntnis und Erkenntnis des weltanschaulichen Gegners uns nur festigen und klarer machen kann. Interessant ist in dieser Beziehung ihre erste Veröffentlichung Martha Oulie (1907), „die angesichts des nahenden Todes ihres Mannes, den sie mit ihrem Jugendfreund betrog, ihre Schuld erkennt". Das Schuldproblem hat die Dichterin vielfach beschäftigt. Dies zeigt sich auch in „Viga-Ljot und Vigdis", der im Mittelalter spielenden Geschichte vom Haß einer stolzen Häuptlingstochter gegen ihren Verführer..." Ebenso ist ihr größtes Werk, Kristin Lavranstochter, ganz der Problematik von Liebe, Ehe, Versagen, Schuld und Sünde gewidmet. Lennartz beschreibt dies so: „Im ersten Band, Der Kranz", wird „Kindheit und Jugend der Hauptgestalt" geschildert, der „Kampf um den geliebten Mann, dem sie sich, obwohl einem andern anverlobt, während eines Klosterjahres hingibt, und den sie dann heiratet. Der zweite Band, Die Frau, schildert ihr schweres Eheleben,

ihre Mutterschaft, die schließliche Entfremdung zwischen ihr und dem treulos gewordenen Mann. Der dritte Band, Das Kreuz, erzählt das Lebensende der vielgeprüften Kristin: nachdem ihre Ehe vollends zerstört, ihr Mann von einem Aufsässigen erschlagen ist, geht sie ins Kloster, um dort büßend und helfend ihren christlichen Glauben gegenüber dem immer wieder aufbrechenden Heidentum ihres Volkes zu bekennen."

Deutlicher kann die Hinneigung zum Fremdglauben, der dem Reuigen Vergebung verspricht, nicht ausgedrückt werden als in diesem Werke. Es zeigt eine angebrochene Seele, welche die Härte der Lebenswirklichkeit nicht aushält und daher in den weltabgewandten Zufluchtsort geht, der ihr weitere Konflikte und deren Bestehen und Überwindung im Tatleben erspart. Ein wahrhaft katholisches Werk des modernen Nordens!

Wir brauchen nur Franz Lennartz weiter zu zitieren, um — ohne wesentlichen eigenen Kommentar — das Bild gebrochener Seelen darzubieten, welches unsere Moderne so vielfach charakterisiert. Die „Lösung", bzw. „Erlösung" durch den christlichen Glauben ist dann die letzte Zuflucht des ehemals germanischen Charakters, der, gemischt und innerlich heimatlos geworden, das Dasein, wie es ist, nicht mehr „besteht", es nicht mehr erträgt und meistert. (Heute weicht die Jugend in solcher Lage in die Droge aus. Damals ging man statt dessen ins Kloster.)

> „Dieser Trilogie der Frau (das Dreiwerk Kristin Lavranstochter) steht das Epos des Mannes gegenüber: Olaf Audunssohn (4 Bände), ein Menschenalter v o r Kr. Lavr. spielend, ebenfalls ein ausgeprägtes Bekenntnis zum katholischen Glauben. Olaf, der mit der Tochter seines Pflegevaters ohne priesterlichen Segen zusammenlebt, später wegen Totschlags nach Dänemark entflieht, findet die Geliebte bei der Heimkehr schwanger, verzeiht ihr, tötet aber heimlich den Verführer. Seine Ehe bleibt aber belastet von beider Schuld, die sich auch nach dem schweren Tod der Frau bis zu seinem eigenen Tod auswirkt; erst durch seinen Stiefsohn, der ins Kloster geht, wird er „erlöst.""

Zum Schluß dieser Darstellung findet Lennartz noch einige sehr bezeichnende Worte für den „Doppelroman Gymnadenia, Der brennende Busch." Er „setzte sich gegen den Vorwurf tendenziöser Gesinnung durch: die konfliktreiche Entwicklungs- und Ehegeschichte eines Mannes unserer Zeit, der aus neuheidnisch-humanistischer Weltanschauung zum Katholizismus findet." (S. 680, unten)

Zu dieser Formel „neuheidnisch-humanistische Gesinung" muß noch etwas Verdeutlichendes gesagt werden. Fremdworte enthalten ja meist unklare Begriffe, mehrdeutige Inhalte und sind deshalb so gefährlich, weil sie Vorstellungen erzeugen, die den Tatsachen der Wirklichkeit nicht entsprechen und mehr: dem, was ausgedrückt werden soll, in keiner Weise gerecht werden. So ist auch die Wortzusammenstellung „neuheidnisch-humanistisch" durchaus irreführend. Es mag sein, daß diese Begriffsbildung zutrifft auf die unklaren Zwischenstufen eines erschütterten und halb-modernen wissenschaftlichen Freigeistertums; auf eine artgläubige Inhaltsgebung moderner Religion, wie es die unsere ist, trifft diese Wortgebung nicht zu. Denn man kann zwar — und das leicht — von einem humanistischen Atheismus wieder zum Christentum zurückkommen, weil man von der Freigeisterei enttäuscht ist, da diese keine wirklichen religiösen Grundlagen geben kann; aber man wird schwerlich vom echten neugewonnenen Artglauben zum Christentum zurückgehen, es sei denn, daß das Sündengefühl und die Unfähigkeit, das Dasein selbst kämpferisch-unverzagt, also echt heidnisch zu bestehen und zu erfüllen, einen als Schwachgewordenen zum mittelalterlichen Dogmenglauben zurückführt. Die Züge der religiösen Haltung bei Sigrid Undset sind so deutlich gekennzeichnet vom Nicht-Fertig-Werden mit der Wirklichkeit, mit eigener Schuld und nicht vollbrachter eigener Sühne, daß sich jedes Wort darüber erübrigt, dies sei reine Literatur; es ist vielmehr Propaganda für die sinkende Fremdreligion, welche in schwachen Seelen ihren Widerhall findet, weil sie „Erlösung" verspricht, wo nur eigene Tat, Selbstüberwindung und Selbsterfüllung unserem Dasein gerecht wird. Insofern ist Sigrid Undset eine wahrhaft moderne Seele, nämlich zerrissen vom übergroßen Anspruch an das Leben und zugleich überwältigt von der Unfähigkeit, eigene Schwäche durch Lebensleistung zu Sühne und Gottesfreundschaft zu machen.

333.

**Schweden: Röde O r m, ein Wikingerroman**

Der Verfasser ist Frans Bengtsson, sein Name wird nicht registriert im Lennartz, und ich finde ihn auch sonst nicht erwähnt in den Besprechungen der Literaturzeitungen. Das ist auffallend, denn sonst wird dort eine Menge von Büchern besprochen, die geringeren Wertes sind oder auch nur Tagesbedeutung haben.

Hier aber liegt ein lustiger Roman vor, der vieles ausspricht, was sonst verschwiegen wird. Er zeigt nämlich eine Seite des nordischen Menschen, die natürlicherweise zu kurz kommen muß, die humorvolle, spöttische und fast lächerlich-lachhaft anmutende Neigung unserer Menschenart, sich über eine tragische Angelegenheit zu erheben, indem man sie komisch nimmt. Die Wikinger sind in ihrem Wesen und Tun vielfach, man kann sagen: fast immer, — außer bei Gudmundur Kamban in: „Ich seh ein schönes großes Land", schief, einseitig-heroisierend oder tragisch-untergangs-bereit oder als Übermenschen dargestellt worden. Und so ist das „Image", das Scheinbild unserer Zeit, entweder völlig absprechend (— es waren ja Barbaren —) oder aber heroisierend-vorbildlich und sozusagen als „Leitbilder unserer Rasse" geschildert und bewertet worden. Sie waren beides nicht. Dieses Buch bemüht sich, in Wahrhaftigkeit und Nüchternheit, aber auch in Liebe und Verständnis andere Menschen und Handlungsweisen zu betrachten und zu beurteilen; vor allem aber soll ein Bild entstehen, das der geschichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit möglichst genau nahekommt, keine falsche Heldenverehrung treibt, aber auch keine ungerechte Abwertung und Verteufelung zuläßt. Und dies ist bei der Wesenserfassung des Wikingertums besonders nötig. Da die wahrheitsgemäße Berichterstattung auch zu einem tieferen Verständnis der religiösen Lage der Wikinger-Zeit beiträgt, ist ihr Platz auch hier, denn das Wikingertum war vielfach vom Altglauben geprägt und ist ohne diesen nicht zu begreifen.

Das Wikingertum hat drei verschiedene Seiten; eine „volksökonomische", die Suche nach neuem Land; eine „wirtschaftspolitische" (Handel, Gewinn und Erwerb), und eine religiöse, den Gegenschlag gegen Karls des Westfranken Kampf gegen die Sachsen und die Zerstörung des alten Artglaubens in Germanien. Letztere ist zugleich eine „politische" Seite.

1. Die Suche nach neuem Siedlungsland war notwendig, da der karge Nordraum der natürlichen Vermehrung Schranken setzte und das Volk sehr gesund war, zeuge- und gebärfreudig, wie es nur „junge" Völker sind. (In dieser Beziehung waren die Germanen ein junges und gesundes Volk). — (Alte Völker sind müde, träge, faul, modern, eigensüchtig und unfruchtbar oder abtreibend und „verhütend" gesinnt.)

   Das Wikingertum dieser Art liegt vor bei Eriks des Roten Zug nach Grönland und Leifs und seiner Nachfolger Fahrten nach Vinland-Amerika. Diese waren alle unbedenklich und ungebrochen-heidnisch gesinnt, bis Leif sich von Priestern

und Fürsten betören ließ. (Siehe Band I, Heimkehr, S. 180—184)

2. Die wirtschaftspolitische Seite liegt bei den großen Handelsfahrten durch Rußland bis Byzanz (Konstantinopel) und ins Mittelmeer vor. Hier wurde getauscht und gehandelt, mit allem, was dazu geeignet war. Auch Sklaven, Unterworfene und Gefangene, auch Nonnen aus Klöstern gehörten dazu. Hier verfuhr man nicht „human", hier herrschte der unbedenkliche Trieb des Naturmenschen, sich zu bereichern, oft in einer Hemmungslosigkeit, die nur noch heute übertroffen wird von dem Erpressungsgebot der großen Ölscheichs. Pelze, Waffen, Sklaven waren die beliebtesten und einträglichsten Handelsmittel. Lawinen von Gold flossen auf diese Weise nach Norwegen, Schweden und Dänemark. Diese Länder gelten heute — jene Zeit von 850 bis 1050 betrachtet — als die goldreichsten ganz Europas.

3. Die dritte Seite, die religiös-politische, ging freilich häufig mit der zweiten überein und durcheinander. Der Nonnenraub z.B. zeigt beide Seiten. Man verhandelte ziemlich rücksichtslos die christlichen jungen Frauen (oder auch Jungfrauen) an die Araberhäuptlinge Nordafrikas oder auch an Fürsten des christlichen Westeuropas, die ihre Nebenfrauen oft mehr schätzten als die ehelich (oft zwangsmäßig) angetrauten. Aber darüber schwieg man natürlich im ganzen christlichen Europa. Die Wikinger-Gegenzüge gegen die christlichen Eroberungen waren ebenso wenig human, wie es die christlichen Eroberungen selbst gewesen waren. Hier wurde keiner geschont. Der Volksfeind war zugleich der Glaubensfeind, und auf die frühchristlichen Iren z. B. hatte man es oft abgesehen, zumal das Land ziemlich nahe lag und die Frauen dort als besonders begehrenswert galten. Auch rothaarige „Teufelinnen" haben sich die Wikinger auf der Grünen Insel oft geraubt. Freilich hatten sie nicht immer viel Freude mit diesen dämonischen Vollweibern, die den nordischen Männern oft zeigten, wer zu Hause der eigentliche „Herr" war...

   Vom „heiligen Ansgar", der Holstein bekehren sollte, sind einige Geschichten bekannt, wie schlecht er beim Handel mit den Wikingern abschnitt, wenn diese ein Auge auf seine „wohl behüteten" Klostermädchen geworfen hatten.

Man muß, ohne moralinsaure Maßstäbe anzulegen, diese Raub- und Beutezüge auch einmal vom heidnischen Überlegenheitsgefühl aus betrachten, denn diesen jungen Leuten — unter Führung älterer Erfahrener — stand die Welt offen, und daß junge

Frauen eingesperrt wurden, um „heilig zu werden" und der „Welt" abgeschieden zu sein, war den Kriegern und Bauernsöhnen etwas derart Verkehrtes und Unvernünftiges, daß sie die tragische Seite der Entführung, Knechtschaft und des Verkaufs an andere Männer nur unter dem Gesichtspunkt sahen, daß diese Frauen sowieso nicht ganz normal waren, denn wie konnten sie sonst in ein Kloster gehen?

Diese Darstellung des Wikingertums ist der Hintergrund für das Buch von Bengtsson Röde Orm, und das bedeutet Der Rote Wurm gleich Lindwurm gleich Drachen. Da zieht eine Schiffsmannschaft von dreißig, vierzig jungen und älteren Männern aus, die sich aus allen Fjorden Norwegens, Schwedens und Dänemarks zu großer Beutefahrt gesammelt haben, und fährt ins Südland, hochgemut und fröhlich, gut mit Met und Proviant versorgt, und bereit, jeden Kampf zu bestehen, ihr „Seeheil" und ihr „Kriegsheil" zu versuchen. Unbekümmert, wie große Kinder sind, fahren sie mit Ruder und Segel zu den Küsten Frankreichs, woher der blutige Karl kam, und nehmen Rache an den Christ-gewordenen Einwohnern, ob diese nun dafür können oder nicht. Sie machen es genau so, wie es die christlichen Bekehrer gemacht haben, mit Feuer und Schwert, Tortur (wo stecken die Schätze), Entführung und Mord. Vergewaltigung soll weniger vorgekommen sein als bei ihren christgläubigen Vorgängern und Vorbildern, denn diese großen Jungen des Nordens waren nicht aus auf Frauen an sich, das Geschlechtliche war bei ihnen in größerer Zucht als bei den Söldnern der Südländer, und Ordnung mußte an Bord herrschen, sonst war kein Sieg möglich. — Sie waren heiter gesinnt, denn Meer und Küste und die große Freiheit der See, die herrlichen neuen Länder und die großen Städte waren das für sie, was für den modernen Touristen Ägypten oder Indien, Hawaii oder Mexiko ist. — So heerten sie im christlichen Frankreich und in Spanien, das zu jener Zeit schon in der Hand der Araber war. Dort verkauften sie ihre aus den Klöstern Frankreichs gewonnene Frauenbeute zu hohen Preisen, denn die Muslims hatten ja bedeutenden Bedarf an Harem-Nachwuchs, und den verschafften ihnen die Nordsöhne ungescheut und wenig gehemmt, denn sie mußten ihre Ware schnell wieder los werden, da sie Nahrung kostete und nur Unfrieden und Scherereien an Bord verursachte. (Natürlich waren nicht alle Wikinger schonsame Keuschheitshelden, und Konflikte in dieser Beziehung konnten eine „Große Fahrt" wohl gefährden).

Die Fahrt geht dann weiter durch die „Säulen des Herkules" — die Straße von Gibraltar — und in das herrliche Mittelmeer.

Stürme werden bestanden, auch ein Mann geht mal über Bord, es ist ein Sklave —, afrikanische Städte werden besucht, Stoßtrupps bringen Früchte und Vieh zurück, und bis nach Südgriechenland reicht Beutelust und Meerfreude, wo auf dem Kap Sunion ein Runenstein errichtet wird, — von dem noch bis in die heutige Zeit eine Sage geht.

Der unbekümmerte Zug dieser Schiffsmannschaft mit ihrem Führer und den jungen Nordleuten ist so anschaulich, natürlich und „frech" erzählt, daß der moderne Mensch einen gewollten Zynismus vermuten möchte. Aber es ist reine Lebensfreude, Unbekümmertheit um Politik und Gegner, das Gefühl, jedem gewachsen zu sein, dem Gegner wie dem Wetter, der See wie den Menschen, daß uns in diesem Buch einer der Hauptzüge des Wikingertums getroffen zu sein scheint, angemessen dargestellt und ein wenig allzu heiter verklärt, der doch im Ganzen diese Fahrten und Züge bestimmt haben muß, denn wie hätte man sonst in die unendliche Weite der Ozeane aufbrechen können. Und wieviele werden nicht wiedergekehrt sein, denn ihre letzten Spuren reichen bis tief nach Nordamerika hinein, wo ein Runenstein von Wikingergefährten erzählt, die auf diesem über 1000 km-Marsch dabei waren. Oder von den Resten von Wikingerzügen, die, von wo aus auch immer — Nordfrankreich oder Norwegen —? bis nach Südamerika gelangt sind und dort Spuren hinterlassen haben, an Steinen, Runen und hellen Einschlägen der Bevölkerung, die freilich auch an manchen Untergang und manche verlorene Fahrt in die Fremde gemahnen. Wikingerlos-Wikingercharakter ist immer ein Zeichen des nordischen Menschen geblieben, in Stolz und Hochgesinntheit, aber auch in zielloser Verlorenheit an die Fremde. Wer aber dort dem Christentum verfiel, der war endgültig herausgelöst aus Sippe und Volk, Stamm und Blut und verlor mit dem Glauben auch den letzten Halt an Pflicht und Erbe seines eigenen Wesens.

333a.

## Aus „Röde Orm" von Frans Bengtsson

Aus: Deutsche Buchgemeinschaft Berlin/Darmstadt/Wien 1960, S. 222 ff.

„Am gleichen Tag um die Mittagszeit kehrte Gudmund von einem Streifzug landeinwärts zurück. Er war hochgewachsen und von fröhlicher Gemütsart, und sein Gesicht trug längst vernarbte Spuren von den Klauen eines Bären; betrunken und red-

selig kam er angeritten mit einem kostbaren Scharlachmantel um die Schulter, zwei schwere Silbergürtel um den Leib, und dazu stand ihm mitten im gelben Bart ein breites Lächeln.

Dieses Land, rief er, sobald er Thorkel erblickte, sei nach seinem Sinn und habe Reichtümer, die über alle Begriffe gingen, und zeit seines Lebens werde er Thorkel dankbar sein, daß er ihn hierher gelockt habe.

Er hatte zwei Dörfer und einen Marktflecken geplündert und dabei vier Mann verloren; die Pferde knickten in den Gelenken unter ihren Lasten, sagte er, obschon man nur das Beste genommen habe, und Ochsenwagen mit Starkbier und anderem kämen hinterdrein. Man müsse sich durchaus beizeiten nach noch mehr Schiffen umsehen, die tief laden könnten, damit alles nach Hause gebracht werden könne, was sich in diesem Lande mit geringer Mühe aufsammeln lasse.

„Außerdem", fuhr er fort, „habe ich auf dem Wege eine Schar Leute gefunden: zwei Bischöfe mit ihrem Gefolge. Sie behaupten, Abgesandte König Ethelreds zu sein, und ich bot ihnen Bier an und nahm sie hierher mit. Die Bischöfe sind alt und reiten langsam, aber bald werden sie hier sein, und was sie von uns wollen, ist nicht leicht zu verstehen. Sie sagten, sie brächten uns den „Frieden ihres Herrn"; aber w i r sind es ja doch, und nicht sie, die zu bestimmen haben, wann Friede werden soll. Es mag sein, daß sie uns das Christentum lehren wollen; aber nun, da es ringsherum so viel zum Plündern gibt, bleibt uns zum Zuhören nicht viel Zeit." Thorkel freute sich und sagte, Priester brauche er jetzt am meisten, damit sie nach seinem Arm sähen; und auch Orm wollter gern seines kranken Kopfes wegen mit einem Priester reden. Aber ihr eigentliches Geschäft, meinte Thorkel, sei wohl das Loskaufen von Gefangenen und der Turm-Insassen. Nach einer Weile kamen die Bischöfe angeritten. Es waren ehrfurchtgebietende Männer mit Stäben in den Händen, mit hohen Kappen und mit großem Gefolge von Vorreitern, Priestern, Hofmeistern, Mundschenken und Spielleuten; und allen, denen sie begegneten, erteilten sie Gottes Segen. Thorkels Mannen, so viele ihrer in der Stadt waren, kamen, um sie anzugaffen, aber einige von ihnen scheuten zurück, als der Bischof segnend die Hand gegen sie ausstreckte. Die Leute auf dem Turm brachen beim Anblick der Bischöfe in lautes Geschrei aus und fingen von neuem an, die Glocken zu läuten.

Thorkel und Gudmund nahmen die Bischöfe gastfreundlich auf, und nachdem sie geruht und Gott für die glückliche Reise gedankt hatten, brachten sie ihre Angelegenheit vor. Der ältere von beiden, der der Bischof vom Grabe des heiligen Edmund

genannt wurde, ergriff das Wort vor Thorkel und Gudmund und anderen, die gekommen waren, um zuzuhören. Er sagte, die Zeiten seien böse, und Christus und seine Kirche betrübe es, daß die Menschen nicht verstünden, in Frieden, Liebe und Verträglichkeit miteinander zu leben. Doch glücklicherweise stehe es hier in England so, daß der König, ungeachtet seiner großen Macht und der Legionen von Kriegern, die er zusammenrufen könne, es vorziehe, die Zuneigung seiner Feinde zu erwerben, statt sie umzubringen mit dem Schwert. König Ethelred sehe in den Nordmännern eifrige junge Leute, die keinen Lehrer hätten, und die daher unwissend seien in Dingen. die zu ihrem eigenen Besten dienten. — Nachdem er weise Ratgeber angehört, habe er für richtig befunden, dieses Mal nicht mit Strenge vorzugehen, sondern sie mit milder Ermahnung zu leiten. Er habe nun seine Sendboten ausgeschickt, damit sie zusähen, wie die edlen Häuptlinge und ihre Männer aus den Nordlanden zufriedengestellt und dazu bewogen werden könnten, ihre gefährlichen Weg zu verlassen.

Was König Ethelred von ihnen wünsche, sei dies: daß sie wieder zu ihren Schiffen zurückkehren und seine Küsten verlassen sollten und in Glück und Frieden in ihrem eigenen Lande blieben; und um ihnen das leichter zu machen und für alle Zeit ihre Freundschaft zu gewinnen, wolle er ihnen solche Geschenke geben, daß sie alle von Glück und Dankbarkeit erfüllt würden. Vielleicht werde das ihre Herzen erweichen, so daß sie mit der Zeit lernten, Gottes Gebot und sein Evangelium zu lieben. Dann werde die Freude des guten Königs Ethelred in Wahrheit groß werden, und seine Liebe zu ihnen werde noch zunehmen.

Der Bischof war von Alter gebeugt und zahnlos, und wenige begriffen, was er sagte; aber seine Worte wurden von einem kundigen Priester seines Gefolges gedeutet, und alle, die lauschend dastanden, sahen einander bei dieser Botschaft an. Gudmund saß betrunken und zufrieden auf einem Bierfaß und rieb ein kleines goldenes Kreuz, damit es blank würde; als er verstanden hatte, was der Bischof gesagt, begann er vor lauter Zufriedenheit sich hin und her zu wiegen. Er rief Thorkel zu, er möge auf diese schöne Rede die Antwort geben.

Thorkel ergriff nun auf höfische Weise das Wort und sagte, was sie nun gehört, sei fürwahr der Überlegung wert. König Ethelred habe im Dänenreiche schon einen großen Ruf, aber es sehe doch so aus, als sei er noch besser, als man habe glauben können; und seine Absicht; ihnen Geschenke zu machen, stimme

gut mit dem überein, was sie sich selber von Anfang an gedacht hätten.

„Denn wir sagten schon dem Jarl Byrhtnoth, als wir über den Fluß hin miteinander redeten, daß ihr hier im Lande reich seid und wir arme Seefahrer gern eure Freunde wären, wenn ihr eure Schätze mit uns teilen wolltet. Nun ist es gut zu hören, daß König Ethelred ebenso denkt; und reich und mächtig und hoher Weisheit voll, wie er ist, wird er sich gewiß freigebig zeigen. Wieviel er uns zu geben gedenkt, haben wir bisher noch nicht zu hören bekommen; viel aber wird nötig sein, um uns mit Freude zu erfüllen; denn wir sind ein schwermütiger Stamm. Am besten wäre es, wenn man uns alles in Gold und geprägtem Silber gäbe; dann wäre das Rechnen am einfachsten und auch das Heimschaffen am leichtesten für uns. Aber bis alles fertig wird, wollen wir ungestört hier sitzen bleiben und aus der Umgegend nehmen, was wir zu unserem Lebensunterhalt und Wohlbefinden brauchen. Aber es ist noch einer da, der ebensoviel zu sagen hat wie Gudmund und ich, das ist Jostin. Er ist eben mit vielen Leuten auf Plünderung geritten, und wir müssen mit den Beschlüssen über die Größe des Geschenkes warten, bis er zurückkommt. Eines aber will ich gleich wissen, ob nämlich ein heilkundiger Priester in eurem Gefolge ist? Denn ich habe einen beschädigten Arm, der verbunden werden muß".

Der andere Bischof antwortete, daß er zwei Gelehrte der Heilkunst bei sich habe, die sich gern seines Armes annehmen würden; aber als Entgelt wolle er, daß die im Turm eingeschlossenen herausgelassen würden und ungekränkt gehen dürften, wohin sie wollten. Denn es sei schwer, sagte er, zu wissen, daß Hunger und Durst sie plage.

„Meinetwegen mögen sie herabkommen, sobald sie wollen", sagte Thorkel. „Das ist es ja gerade, wozu wir sie, seit wir hier in der Stadt sind, haben bewegen wollen, aber trotz unseren guten Ratschlägen sind sie störrisch gewesen. Sie sind es, die meinen Arm zerschlagen haben. Die Hälfte der Schätze, die sie im Turm haben, müssen sie uns lassen; das ist eine geringe Buße für meinen Arm und allen Ärger, den sie uns gemacht haben. Und nachher mögen sie gehen, wohin sie wollen."

Nun geht Orm zum Turm und trifft dort auf einen Priester, der Willibald heißt. „Er hatte eine lange Nase und quer über den Schädel eine rote Narbe." Dieser erzählt nun Orm, wie es ihm in Dänemark ergangen sei. (S. 227)

„Er war mit Bischof Poppo aus Dänemark entkommen, als der böse und unchristliche König Sven in die Nähe von Jellinge gelangt war, um alle Diener Gottes dort umzubringen; und der Bischof saß nun schwach und gebrechlich beim Abt von Westminster und trauerte über seine vergebliche Arbeit unter den Dänen. Darüber aber, meinte Bruder Willibald, sei nicht viel zu trauern, wenn man die Sache recht bedenke; denn gewiß war alles, was geschah, ein Zeichen von Gott, so auch, daß die Menschen in den Nordländern überhaupt nicht bekehrt, sondern lieber in Ruhe gelassen werden sollten, damit sie sich in ihrer Bosheit gegenseitig umbrächten; und diese ihre Bosheit sei in Wahrheit ohne Grenze. Er selber habe nicht die Absicht, es bei diesem Volk je wieder mit Bekehrungen zu versuchen; und beim Kreuz und bei den Wunden Christi sei er bereit, dies jedem, der es hören wolle, zu verkünden und wenn es der Erzbischof von Bremen selber sei."

Hiermit sei des Zitates aus Röde Orm genug getan. Die herrliche Ironie der Schilderung, die gänzliche Abwesenheit eines christlichen Urteils und Vorurteils, die unter der Decke der harmlosen Freundschaftserklärungen verborgene Bauernschlauheit der Wikinger, all das, gemischt mit scheinbarer Naivität und durchaus wissender Sicherheit der falschen und scheinheiligen christlichen Versprechen, macht Röde Orm zu einem köstlichen Unterhaltungswerk für heimliche und offene Heiden.

Außerdem ist das Buch ein Prachtbeispiel nordischen Witzes und Humors.

334.

## Rückschau: Versuch einer Deutung nordisch-religiöser Glaubenshaltung

Wir haben vier verschiedene Schichten nordisch-religiöser Glaubenshaltung vor uns, wenn wir die Engländer, Isländer, Norweger und Schweden darauf hin betrachten und untersuchen, wie ihre Antwort-Weise auf die letzten Fragen des Daseins, also das, was wir „Gott" und Religion nennen, ist. Ist diesen allen etwas gemeinsam oder zeigt sich in ihrer Verschiedenartigkeit nur die durch Geschichte und „Umwelt" gegebene Mannigfaltigkeit menschlicher Entwicklungsmöglichkeit ab?

Uns scheint vor allem eins festzustehen und deutlich aus dem Verhalten unserer Völker (der Artvölker) abzulesen zu sein: eine besonders große und empfindliche Reaktionsweise auf das

Religiöse schlechthin. Nietsche hat zwar gesagt, der Nordländer sei nicht für „Religion veranlagt", sie seien sozusagen von Natur aus „a-religiös"; aber dieses Wort, dem auch eine gewisse Wahrheit und Berechtigung innewohnt, kann nicht für einen erweiterten Begriffsinhalt der Religion, oder des „Religiösen" oder des „Weltanschaulichen" gelten.

Denn hierfür, besonders für die letzte Wortgebung, ist der Nordländer bestimmt tief und besonders veranlagt. Was Nietzsche mit seinem Worte also meinte, muß etwas anderes sein, das a u c h zutrifft, nämlich die Unlust, sich über Dinge, Begriffe und Anschauungen zu streiten, welche allein dem Gefühl zur Entscheidung überlassen sind. Denn dies eine steht auch unbedingt fest: keine andere Menschenart scheint so sehr die persönliche, einmalige, gewissensbedingte Entscheidung im Religiösen zu achten, vorauszusetzen und zu verteidigen wie unsere nordentstammte und vom Norden her geformte Menschenart.

Und trotzdem gibt es noch Gemeinsamkeiten in der Art der Auffassung und Verteidigung des religiös-Persönlichen, welche ich hier hervorheben und zu klären versuchen möchte.

Zunächst jedoch noch einen Blick auf die vier Völker, die vorher genannt wurden. Das englische Volk ist im Wesentlichen bestimmt durch die Mischung des nordisch-germanischen Erbteils mit dem normannisch-französisierten. Ich verwende das letzte Wort, um anzudeuten, daß auch französisch-westische Züge eingeflossen sind seit der normannischen Eroberung. Das bedeutet, daß eine gewisse schärfere Dialektik, also eine mehr verstandesmäßige Auseinandersetzung in der englischen Religionshaltung mitspielt als bei den festländischen Völkern, einschließlich der drei Nordstämme. Das zeigt sich in England schon früh bei Wiclif (siehe Bd. II. Heimkehr, S. 185/87) in der deutlichen Hervorhebung und Bekämpfung der nicht-germanischen Züge des Katholizismus. Auch die Zerstreitung der verschiedenen Gruppen und Sekten in England (Cromwell, die Dissenters usw.) weist darauf hin, daß Begriffs-Klaubereien im Bereich des angelsachsisch-normannischen Wesens liegen.

Der schließliche, freilich durch königliche Autorität gestützte Sieg der Staatskirche enthüllt zugleich den fast keltisch anmutenden Zug zu Prunk, Priestertum und Hierarchie (rang-gestufte Herrschaft).

Die Isländer nahmen nach der Reformation den protestantischen Glauben als den ihnen am nächstkommenden (statt des altheidnischen) an und erschlugen dabei einen der bekanntesten Priester

der katholischen Kirche, als ob es sich um eine heidnische Sippenfehde handelte. (Waren die Töter von Jon Arason und seinen Söhnen also überhaupt „Christen"? — das ist ernsthaft zu fragen. Seitdem der von den Dänen mitgebrachte Protestantismus die religiöse Herrschaft in Island antrat, haben sich die Wikinger-Sprossen damit abgefunden. Ein Christentum war schließlich ebenso gut oder schlecht wie das andere, und was sollte man dabei schon tun? Man verbarg seine wahren religiösen Gefühle, und die waren wohl noch immer mehr Odin zugekehrt und den vielfältigen Alt-Göttern als dem Weißen Christ und seiner Erlösungsbotschaft, zu der die dänische Herrschaft nicht gerade einen überzeugenden Beitrag darbrachte.

Für Norwegen und Schweden gilt — in leicht abgeschwächter Weise — im Grunde dasselbe: das schwelende Feuer des Altglaubens ist niemals ganz erstickt worden. Man sieht das an der harten Art der Lebensformen im Nordland, die vor Kindestötung — bei Abartigkeit — oder gar direktem Mord an artfremden Eindringlingen nicht Halt machten; an der Unerbittlichkeit des Lebensgesetzes, wie es befolgt wurde gegenüber Schwächlingen und Abgeirrten. Nein, der nordische Mensch ist und war von Natur aus kein moderner „Humanist"; nur bei Sonderfällen hat die christliche Forderung des „Liebet eure Feinde wie euch selbst" Anklang in gestörten Seelen gefunden, was auch bei Sigrid Undset vorzuliegen scheint. Im ganzen gesehen, wirkt Norwegen hier härter als Schweden, und Dänemark ist im besonderen Sinne aufgeweicht zu nennen gegenüber den alten Forderungen der Ehre und des Gewissens.

Und hiermit komme ich zu den gegenteiligen Eindrücken, die insgesamt für alle genannten Stämme gelten und zum Teil das Gesagte, das auch sein gewisses Recht hat — zu widerrufen scheinen. Tiefer gesehen aber, scheint sich zwischen der ursprünglichen Härte unserer religiösen Gesinnung (Ehebruch der Frau wird mit dem Tode bestraft, des Mannes Vergewaltigungstat freilich ebenso: siehe die Moorleichen als Beweis) und der Neigung, dem Gegner (oder Feind), wenn er ehrenhaft ist, Nachsicht, wenn nicht gar Hochachtung zu erweisen, stets darauf beruht, daß man demjenigen Achtung zollt, der in ähnlicher Weise zu kämpfen pflegt, wie man es für sich und andere fordert.

Und hierbei komme ich auf die Rolle, welche das GEWISSEN im nordischen Wesen spielt, und auf die damit verwandte seelische Lage der Hilfsbereitschaft gegenüber dem andern, der in Not ist; und ebenso — und das hat sich oft als tragischer Irrtum erwiesen — die Neigung, dem erklärten Feinde Verständnis

entgegenzubringen, wo höchstes Mißtrauen und genaueste Abwehrbereitschaft geboten und erforderlich wäre.

Hier ist die größte Kritik gegenüber dem eigenen Wesen von Nöten. Hier kommen wir nämlich an den Punkt, wo die besten Eigenschaften unserer Menschenart zur Gefahr für unsere eigene Existenz werden und schon geworden sind. Denn die unterschiedslose Hilfsbereitschaft gegenüber Völkern und Rassen, die uns entweder urfremd sind und uns niemals begreifen oder gar helfen werden, ist praktisch zur Selbstmord-Neigung unserer Art geworden. Dies trifft auch für den Deutschen zu; natürlich nicht für alle, aber in hohem Maße für die verträumten, lebensunkundigen, im tiefsten Grunde unpolitischen jungen und alten Menschen, die stets das fremde Unglück sehen und den eigenen Verfall, der sich vor ihren Augen in unseren Völkern abspielt, nicht wahrhaben wollen, nicht sehen, lächerlich machen oder für „übertrieben" und schwarzseherisch erklären. Das nordische „Gewissen" reagiert am meisten auf das Unrecht, das anderen angetan wird. Das eigene Unglück wird teils klaglos hingenommen, teils, da es nicht direkt augenfällig ist, verkannt oder, was für unsere Großzügigkeit spricht — verkleinert und „bagatellisiert".

Als einer der tiefsten Gründe für die nordische Haltung zu religiösen Grundfragen muß auch das Gewissen, in der Form der Selbstprüfung und Selbstunterschätzung, gesehen werden. Der Grund hierfür liegt in einer Vergangenheit unserer Rasse, wo sich diese als die Herren der Welt fühlte und wo ein eigenes Minderwertigkeitsgefühl überhaupt nicht in Frage kam, weil es keinen Anlaß in der Wirklichkeit dafür gab. Wer sich Jahrhunderte lang als Eroberer gefühlt hat (und der Eroberer w a r!), der hat wenig Verständnis für eine Lage, in der er nunmehr nicht mehr der Überlegene ist, sondern schon auf der Ungleichgewichtigkeit zwischen Sein und Nicht-mehr-sein-Können beruht. Daß unsere Art im tiefsten bedroht ist und schon im Zerfall begriffen zu sein scheint, dafür hat der eindeutig organisierte „Herrenmensch" gar kein Gefühl. Es ist hierbei nicht behauptet, daß wir „Herrenmenschen" s i n d, sondern daß wir uns — meist unbewußt — tatsächlich als solche gefühlt haben. Siehe den Normal-Engländer aus gutem Hause noch heute oder den hanseatischen Kaufmann der neueren Art — in Nachahmung des Engländers, der oft noch dieses Bild (sein Image) vorstellt, obwohl sein Recht zu solcher Großsprecherei längst vergangen ist.

## 335.

### Das nordische Gewissen als Prüfstein des Glaubens

Was wir hier „nordisch" nennen, soll für den gesamten Bereich unserer Menschenart gelten, soweit er dem ursprünglichen Nord- und Mittel-Europa entstammt ist, das heißt also, soweit er sich mit dem Wort „germanischer Herkunft" deckt. Er muß aber auch bei den sogenannten indo-europäischen Völkern Geltung besessen haben, denn conscientia = Gewissen gibt es im Lateinischen ebenfalls. Dieser Begriff hat zwei Wirkungsfelder, einmal das, welches sich auf den „andern Menschen" bezieht, und jenes, welches die eigene Seele und Haltung betrifft. Das Gewissen gegenüber dem anderen sagt uns (oder soll uns sagen), wie wir uns gegenüber einem anderen Menschen sittlich zu verhalten haben; und der andere Bereich ist die „innere Stimme", die uns sagen soll, wie wir selbst vor uns zu bestehen haben, was wir selbst von uns sittlich (und allgemein-menschlich) verlangen.

Sehr moderne Psychologen, die auch „Seelenkundler" sein wollen, behaupten zwar, dieses sogenannte „Gewissen" sei eine konventionelle Zusammensetzung von Meinungen und Forderungen, welche die „Gesellschaft" an uns stellt und die wir uns nun bemühen zu erfüllen. Und im Grunde gäbe es ein eigenes Gewissen gar nicht.

Dieses sind die gleichen Pseudo-Wissenschaftler, die unsere europäische Jugend jahrelang verunsichert haben, um sie schließlich im Anarchismus enden zu lassen. Aber selbst, wenn das Gewissen nicht „eine göttliche Stimme in uns" wäre, die uns sagt, was Gut und Böse (für uns und andere) ist; selbst wenn es nur die Zusammenfassung der Werte wäre, die für eine Volks- oder Art-Gesellschaft zu gelten hätten, selbst dann wäre das Gewissen eine sehr wichtige Leit-Funktion unseres Lebens, welche die Aufgabe hätte, uns in unserer Innen- und Außenwelt innerlich so zu festigen, daß wir gemäß den Gesetzen der Gesamt-Gemeinschaft handeln; und das wäre genug Rechtfertigung für seine Existenz.

Aber es darf wohl immer noch als eine Überzeugung, bzw. „Erfahrung" gelten, daß eine innere Stimme „in uns", eine Stimme des Herzens und der Selbstprüfung im rechtschaffenen Normalmenschen vorhanden ist, die zu ihm spricht und die er in kritischen Lagen befragt, ob er wohl so recht handelt oder ob er vom Wege des Guten und Anständigen abweicht. Diese „Stimme des Gewissens" ist im nordischen Menschen stets stark und

kräftig, wohlausgebildet und volltönend gewesen, wie eine Glocke, die anschlägt, wenn man sie berührt.

Der nordische Mensch, auch der „Heide", hat eine sehr empfindliche Gewissensstimme. Er ist überhaupt „selbstprüfend" veranlagt, selbstkritisch und reflexiv, was soviel bedeutet, daß er in überlegender Selbstbetrachtung sein eigenes Ich und Handeln, seine Pläne und Gedanken an sich vorüberziehen läßt, um festzustellen, ob sie den Anforderungen genügen, die er als aufrechter und „sittlicher" Mensch an sich selbst stellen muß. Damit ist wohl klar, was hier mit Gewissen gemeint ist. Natürlich spricht dieses auch (— und vielleicht am lautesten —), wenn man weiß, daß man nicht ganz korrekt, nicht ganz einwandfrei gehandelt oder sich „benommen" hat.

Ohne Zweifel gibt es in uns dieses Gewissen, und es ist die „Stimme des Guten" in uns. Man kann sie daher auch die „göttliche Stimme" nennen, wenn man den Begriff Gott für das Richtmaß des Guten erklärt.

Für den Artglauben gilt diese Gewissensstimme selbstverständlich in vollem Maße. Sie ist die Stimme des „Artgewissens". Dieser Begriff faßt alles das zusammen, was in unserem Inneren (in unserer „Seele"), als unumstößliches Leitbild rechten Handelns und sauberer Gesinnung vorhanden ist, was als sittliche Tat von uns gefordert wird und was Volk und Art von uns erwarten kann und muß. Das Artgewissen ist der Wächter über unsere Haltung und Tat im Leben; er ist i n uns, aber er ist zugleich erkannt und niedergelegt in der Tafel der Werte und im ARTGELÖBNIS, wenn diese auch vielleicht nur einen Teil dessen ausmachen, was als Gewissensforderung und Gewissenswirklichkeit in uns vorhanden ist.

Dieses „Artgewissen" ist von der christlichen Kirche zwar tausendfach angegriffen worden, um es unwirksam zu machen oder gar ganz auszulöschen; aber dies ist nie ganz gelungen. Oft ist es nur überdeckt worden von christlichen Wertungen und Forderungen; aber im Hintergrunde und Untergrunde unserer Seele ist es immer vorhanden gewesen, ganz- oder halbbewußt als Mahner und Hüter unserer eigenen Wertungen und sittlichen Vorbilder.

Es soll daher noch ein Wort zu unserer Fassung des Begriffes „Sittlichkeit" gesagt werden. Der Inhalt dieses Wortes geht weit über den heutigen Gebrauch hinaus. Wir sind gewohnt, unter „Sittlichkeit" vornehmlich oder gänzlich das Gebiet des Geschlechtlichen zu verstehen. Dies aber ist eine typisch durch das Christentum geprägte Verengung seiner Bedeutung. Zur Sittlich-

keit des Menschen gehört sein Verhältnis zum anderen Menschen, zur Gemeinschaft, zum Eigentum und Besitz, sein Verhalten in Krisenzeiten oder im Kriege. Auch das Handeln des Soldaten ist in hohem Maße an die Wachheit der Werte in ihm gebunden, also an die Vorstellungen seines Gewissens von vornehmer Haltung gegenüber dem besiegten Gegner und überhaupt gegenüber dem ihm unterlegenen Menschen. Zu diesem Begriff von Sittlichkeit gehört dann auch, in Erweiterung auf das Gesamtleben und -Schaffen einer Menschengemeinschaft angewandt, das deutsche Wort für „Kultur", nämlich Gesittung, wenn dieses Wort auch mehr die innere Haltung der Menschengruppe anzudeuten scheint als die äußere Gestaltung in Werken, Bauten und Organisationsformen der „Gesellschaft". Gesittung ist für den nordischen Menschen mehr als Kultur allein, weil dieses Wort den Anklang an die innere Verfassung der betreffenden Menschengruppe enthält statt der bloß äußeren, technischen oder sich in Werken ausdrückenden Lebensgemeinschaft einer Art oder eines Volkes. Artglaube und Artgesittung gehören also zusammen wie Artgemeinschaft und Artseele: es sind vielfache Teile der Gesamtheit unserer inneren und äußeren Menschen-Geschichts- und Schicksals-Gemeinschaft.

Das Artgewissen als Prüfstein des Glaubens wurde unbewußt oder bewußt im Nordland auch an den neuen Glauben als Maßstab angelegt. Er kam dabei schlecht weg. „Sündigkeit des Menschen", Weltflucht in Klöster, ein Priesterstand, der bezahlt wurde, Heilige, die nicht kämpfen wollten, eine Friedensvorstellung, die illusorisch war, — all das paßte nicht zu der inneren Stimme der Art, die untrüglich andere Werte gefordert hatte und noch fordert. So kam es auch, daß der christliche Glaube nur in ganz seltenen Fällen Mittelpunkt des Lebens unserer Gesellschaft war und noch heute kein wahrer und echter Mittelpunkt geworden ist. Es schien einmal, als ob der Protestantismus hier eine Wende bringen würde; das dauerte etwa zweihundert Jahre lang, wenn wir die Barockzeit noch einschließen wollen in betont christliche Wirkung auf den meisten Lebensgebieten. Aber bald verlor der neue Glaube seinen Glanz, und nur in den südlichen Gebieten, in Deutschland südlich der Mainlinie (in etwa), gelang es der Kirche, die Volksbräuche mit einzufügen in das kirchliche Jahr und in den Ablauf der christlichen Feste. Im Norden ging bald, wie auch in Norddeutschland, das Kirchtum- n e b e n dem Gesamt-Volksdasein her und verlor in den weiteren Jahrhunderten immer mehr seine gemeinschaftsbindende Kraft. Heute sollen die Kirchenbesucher nur etwa fünf bis sieben vom hundert der juristischen Bekenner der Confes-

sionen sein, ein Zeichen, in wie geringem Maße heute die Kirche eine Mehrheit der Anhänger im Volke für sich in Anspruch nehmen kann.

Aber für das Artgewissen sind statt des Christentums neue Feinde aufgetaucht, die ebenso schwer wiegen wie die ehemals kräftige und gefährliche Kirche. Es sind die Ideologien (Ersatz-Weltanschauungen) des Marxismus (als allgemeines Schlagwort hier gebraucht) und die geheimen und verhüllten Mächte des Halbchristentums unter der Maske der Humanitäts- und Freimaurer-Logen, ob sie nun Lions-Orden oder Rotarier oder unitarische Religionsformen heißen mögen. Sie alle bemühen sich, das ewige Artgewissen umzuwandeln in eine moderne, der Zivilisationsgesellschaft angepaßte technisch-wohlstandsgemäße Massen-Lebensform, unter der Parole der allgemeinen Menschheitsliebe und Gleichheits-Propaganda auf allen Gebieten.

336.

### Tastende Versuche zum Neuen Glauben

Die Zeit zwischen 1918 und 1933 bietet in vieler Hinsicht, geistig und religiös gesehen, in Deutschland — wie auch in den nordischen Ländern — ein Bild des Zögerns, halb-bewußt-Werdens und, zum Teil sogar des Rückschritts zu schon längst vorher gewonnenen seelischen Stellungen und Bekenntnissen. Wenn man an Felix Dahn und Herman Löns denkt und wieweit die Erkenntnis eines germanisch-bestimmten Glaubens schon bei diesen fortgeschritten und fast vollendet war, so wundert man sich, daß die Zeit nach dem ersten Weltkrieg so wenig neue Klarheit und gar keinen entscheidenden Fortschritt zum eigenen Artglauben brachte. Dies liegt wohl daran, daß die Schriftsteller (nicht die eigentlichen Dichter) es nicht wagten, problematische Fragen in entschiedener Weise ihren Lesern zu unterbreiten. Dies mag der eine Grund sein. Ein tieferer liegt aber darin, daß das eigene Bewußtsein unserer deutschen Romandarsteller noch zwischen einem zu erneuernden und zu reformierenden Christentum und einer ganz neuen (oder uralten) Glaubensidee hin und her schwankte. Für diese Haltung sprechen eine Reihe von Romanen und Fast-Dichtungen, die eine stärkere Aufnahme gefunden und tiefere Gemütsbewegungen erregt haben. Zu ihnen gehören die Schriftsteller Frenssen, Herman Burte und Albrecht Schaeffer, wobei der höhere dichterische Rang dem Letztgenannten zuzusprechen ist. Ein vierter, der etwas abseits steht,

darf aber in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden. Es ist Ludwig Tügel, dessen seltsame, oft an das Übersinnliche grenzende Erzählungen dem eigentlich-Religiösen sehr nahe kommen, und zwar auf einer Ebene, die heidnisch-altgläubig genannt werden kann.

336a.

## Hermann Burte und der Neue Krist

Lennartz schildert die Bedeutung von Burte in folgender Weise in „Deutsche Dichter und Schriftsteller unserer Zeit", Verlag Alfred Kröner 1959, S. 135/36: „Ersten Ruhm brachte ihm der Kleist-Preis-Roman WILTFEBER, der ewige Deutsche (1912), in dem ein „Heimatsucher", der soeben aus der Fremde zurückgekehrt ist, über Nietzsche hinaus den „Übergott" (den wahrhaftigen Menschen und wahrhaftigen Gott) fordert. An einem einzigen Tage erkennt er in den Begegnungen mit den Lebenskräften Deutschlands in seinem Dorf deren Verfall und hält, den „reinen Krist" verkündend, „Gerichtstag", an dessen Ende er vom Blitz erschlagen wird." Otto Flake sagte darüber 1912: „„ Der deutsche Hang, diese Gewaltätigkeit den Ideen gegenüber, dieser Radikalismus, gleich die ganze Welt zu umfassen, ist in seinem Willen etwas Großes. . ., aber er hat bis heute noch immer zur Verworrenheit oder zum Torso geführt."" Was soll hier „Torso" heißen? Das Wort bedeutet eigentlich Bruchstück eines künstlerischen Werkes, z. B. einer Steinskulptur. Was soll es hier bedeuten? Wahrscheinlich die innere Unvollendetheit des Werkes oder S i n n e s der Dichtung vom Wiltfeber. Und darin liegt wohl etwas Richtiges. Wir werden es nachher im Zusammenhang behandeln. Richard Dehmel, ein anderer, stärkerer Dichter als Flake, sagt über den Wiltfeber: „„Ich habe überall Ihre wundersame Dichtung als eine Heilstat verkündet, Ihnen kann man den Kranz nicht vorenthalten.""

So verschieden ist die Bewertung selbst im Kreise „fortschrittlicher", damals hochangesehener Fachmänner und Eigengestalter von Schrifttum. — Wir haben dem einiges hinzuzufügen. Rein sprachlich gesehen, ist das Werk sehr bedeutsam. Es hebt sich durch seine Kraft und Frische, durch seine Ursprünglichkeit und Lebensfülle weit hinaus über die damals zeitgenössische Literatur. Es läßt aufhorchen. Es ist ein neuer T o n darin, der die Hoffnung auf einen neuen G e i s t nahelegt. Aber Flake hat in anderer Beziehung auch Recht. Es ist etwas Gewaltsames in dem

Werk, das nicht voll ausgereift zu sein scheint, es wirkt wie ein Kraft-Stück von „Sturm und Drang", wie ein Jugendwerk eines sehr begabten jungen Menschen.

Der Weg zum Neuen Krist ist nämlich so alt wie das Christentum in Europa. Mit diesem schönen Wort sind schon unsere Vorfahren irregeführt worden. Denn der Weiße Christ, der ihnen versprochen wurde, war gar kein neuer Gott, sondern der Jehovah in weißem Mönchsgewande. Und unsere lieben Deutschen und viele der Nordmänner sind immerdar auf diese Täuschung hereingefallen, daß sie glaubten, der „reine Krist" bringe ein neues Leben und mache den Menschen „neu". Aber der Mensch bleibt immer derselbe, und keine Botschaft kann ihn anders machen, als er ist. Und so ist auch der geglaubte Idealismus von Hermann Burte in seinem Wiltfeber eine Täuschung, keine Lösung, keine gründliche Durchleuchtung dessen, was ein neuer Glaube leisten, aussagen und bestätigen muß, um das Ewige in unseren Herzen auszusprechen, zu befreien, zu erhärten und zu einer gewaltigen Lebenskraft zu machen, wie es einst der Altglaube unsere Vorfahren gewesen ist. — So endet auch der reine Tor Wiltfeber im Blitzstrahl des Donnergottes, ein tiefes Sinnbild, als ob der Dichter es gewußt hätte, daß solchem Glauben vom REINEN KRIST in diesem Leben der Wirklichkeit, in dieser Härte unseres Daseins und mit diesen Menschen unserer zwar gutgläubigen, aber tagesfremden Menschen keine Erfüllung werden kann, nicht in diesem Leben und auch nicht in einem anderen.

Ein hoffnungsvoller Fehlschlag eines religiösen Versuches, auf einem echten, aber unfertigen Gefühl eine Religion aufzubauen, die alle geistigen Quellen und alle klügsten und tiefsten menschlichen Kräfte braucht, um Gestalt und Verwirklichung zu werden. Die Dichtung bleibt hier Dichtung, und wie sehr sie uns junge Menschen jener Zeit auch angesprochen hat, sie konnte nicht über die Stufe eines „deutschen Glaubens" hinwegkommen, und dieser deutsche Glaube ist nicht religiös, sondern nur teilreligiös, und der Rest ist Politik.

Bezeichnend ist dieses Werk für die Halbfertigkeit der Zeit, die das Politische nicht vom Religiösen trennen konnte, weil sie das Religiöse nicht so tief und ernst nahm, wie es seinem Wesen nach ist.

## 337.

### Gustav Frenssen: Glaube der Nordmark und andere Halbheiden

Der vor 1933 sehr bekannte Romanschriftsteller (und Pfarrer) Gustav Frenssen (geb. 1863) soll hier gewürdigt werden, weil er sich aus einem echten religiösen Gefühl dem Volksmäßigen und Deutschen besonders zugewandt hat. Er ist durch seine Romane Jörn Uhl und Lütte Witt, Der Untergang der Anna Hollmann und „Peter Moors Fahrt nach Südwest" im deutschen Volke zu einer großen Wertschätzung gelangt. Heute gilt er als fast verschollen und überholt, aber sein Gespür für das Echte und Tragische im Leben hebt ihn über das Literatenhafte hinaus. Besonders eigenartig und in unserem Sinne bedeutsam hat sein Buch „Der Glaube der Nordmark" gewirkt, in dem er weltanschaulich und religiös die Linie Herman Burtes weiter verfolgt, aus dem Germanischen diejenigen Züge für einen neuen Glauben zu verwenden, die sich gerade noch mit dem Christentum vereinbaren lassen. Hier versucht er als evangelischer Pfarrer, eine vermittelnde Verbindung zwischen dem Nord-Heidnischen und dem Protestantisch-Deutschen zu finden, wie sie im späteren Nationalsozialismus — unglücklicherweise — zu einem sogenannten „Deutschen Christentum" führte, ein Versuch, der weder die eine Seite noch die andere befriedigen konnte. Und so ist es auch mit den Inhalten von „Glaube der Nordmark" bestellt. Die Lehre, die daraus zu ziehen ist, sollte heute tiefer beherzigt werden, als es damals möglich war: die Vermischung politisch-deutscher Gefühle mit religiöser Haltung und Bindung genügt nicht, um wirklichen ernsthaften Glaubensansprüchen gerecht zu werden: das wahrhaft-Religiöse muß dabei immer zu kurz kommen, und es bleibt bei einem Schwebeverhältnis zwischen letzter seelischer Bindung und volklich-gefühlten Notwendigkeiten. Denn der herbeizitierte „Deutsche Glaube" ist kein religiöser, sondern ein volks-politisch benutztes Schlagwort ohne letzte Seelenverpflichtung gegenüber Sittlichkeit und Allgefühl.

## 337a.

### Hans Leip

Zu denen, in welchen das urheidnische Gefühl unserer Art zu rumoren beginnt, ohne zu einem ganz vollen und eindeutigen Bekenntnis zu gelangen, gehört auch Gorck Fock, der eigentlich Johann Kienau heißt und in Finkenwärder zu Hause war. Er ist

1880 geboren und fiel in der Skagerrak-Schlacht, so mit seinem Soldatentode ein fast heidnisches Lebensbekenntnis besiegelnd, das wacher in ihm geworden war als in dem Pfarrer Frenssen. Von ihm stammen eine große Reihe anti-christlicher Sprüche, die dem Seemann leichter von der Zunge gingen als einem Pfarrer auf der Kanzel, — begreiflicherweise. So ist auch sein Roman „Seefahrt ist not“ zu einer Art von heidnisch-frohem, ungestümen und wikingerhaft unbekümmerten Lebensbekenntnis geworden, das tief in der Vorkriegsjugend des ersten Weltkrieges nachgewirkt hat. Paul Fechter sagt in seiner Geschichte der deutschen Literatur davon: „... ein ausgezeichnetes Beispiel lebendiger Dichtung ... Einfach, sicher umrissen stehen die Menschen da, groß und stark die Landschaft der Elbmündung von Finkenwärder und die Nordsee wiedergebend. . .; zwischen Hoch- und Niederdeutsch ist ein sehr taktvoller Ausgleich gefunden und das Ganze so mit Wärme und Leben erfüllt, daß es zugleich wahrhaft und weiterwirkendes Vorbild ist.“ (S. 699)

Erwähnen wir in diesem Zusammenhang noch einen Dichter größeren Ausmaßes und tieferen Eingehens auf innermenschliche Daseinsfragen, so möchten wir den etwas sonderartigen, aber gerade deshalb bedeutenderen Gestalter menschlichen Lebens nennen und würdigen, der es wert ist, noch heute beachtet und von jedem wahren Heiden gekannt zu sein. Es ist Hans Leip, dem Franz Lennartz fast vier Seiten seiner Literaturgeschichte widmet. Und das bedeutet, daß er es wirklich wert ist. Er ist geboren am 22. IX. 1893 und gehört so genau in die Zeit zwischen erstem Weltkrieg und 1933. Die Schilderung von Lennartz ist so treffend und das Wesentliche heraushebend, daß wir sie hier wiedergeben möchten, soweit sie zu unserem Thema im besonderen gehört. (Deutsche Lit. S. 444—448)

„Hans Leip, Lyriker, Epiker, Dramatiker, Graphiker und Maler, dem die See Sinnbild für alle Schönheit, Gewalt und Grausamkeit dieser Erde war, kam als Sohn eines Hafenarbeiters in Hamburg zur Welt und wuchs dort auf. Er wurde zunächst Lehrer, nahm am ersten Weltkrieg teil und betätigte sich danach als Kunstkritiker, Schriftleiter, Holzschneider und als Zeichner... 1927 fuhr er im Auftrag des Hamburger Senats nach Amerika; auch später unternahm er weite Reisen, auf denen er vor allem als Studierender der Kunstgeschichte „„seinen Blick schärfte““. Er richtete sich am Jungfernstieg ein „Atelier“ ein, stellte Graphik aus, war in dieser Sparte“ erfolgreich, begann dann aber zu schreiben, um sich „„über die Unheimlichkeit des Daseins Klarheit zu verschaffen, gewillt, Güte, Anständigkeit, Anmut und Heiterkeit zu preisen, das Offenherzige, Liebreiche und

Friedliche inmitten des anschwellenden zeitgenössischen Wustes der Beschränkheit, Brutalität, Betriebsgier, Diktatur, Militanz, Bespitzelung, Speichelleckerei, Mißgunst und Angst"". Diese eigenen Worte des Dichters zeigen ebenso seinen Freiheitssinn wie seine uns tief verwandte Lebensauffassung und Zeitkritik. Besonders als fast heidnisch zu vermerken ist seine bewußte Betonung der Tragik des Lebens und der Unvereinbarkeit romantisch-humanitärer Ideale mit der harten und unerbittlichen Wirklichkeit des Lebens. Dieses Zwiespiel zwischen Lust im höchsten Sinne und Verhängnis und Tragik in tiefster Erschütterung kommt besonders in einem seiner reizendsten Werke, — der ersten erfolgbringenden Anfangsdichtung, zum Ausdruck „Godekes Knecht", in der im Rahmen einer Freibeuterfahrt zu den Gran Canarios eine zarte Liebesgeschichte verborgen ist, die den Magister als Schreiber des Kapitäns und zugleich als seine Geliebte alles erleben läßt, was See und Liebesglück geben kann. Ein Werk, auch in der Sprache einzigartig bis zum tragischen Henkertode des Schiffsführers Godeke Micheel. Hier ist Hans Leip ein echter Heide, ein Vorklang der Bewußtwerdung unseres Lebensgefühls gegenüber dem armseligen Heiligkeits- und Weltentsagungs-Ideal des Christentums. — Das gesamte Werk Leips ist es schon aus diesem „religiösen" Grunde wert, von allen Mitheiden gekannt und geliebt zu werden.

338.

## Albrecht Schaeffer, ein Dichter zwischen Hellenischem und Germanischem

Die Göttin der Muse hat dem deutschen Volke- und ganz Europa — in der Zeit zwischen 1885 und 1950 einen Dichter geschenkt, der fast die höchsten Höhen der Wort- und Sinngestaltung des Menschlichen erreicht hat. Es ist der Dichter und Schriftsteller Albrecht Schaeffer, geboren in Elbing/Westpr. und aufgewachsen in Hannover, „wo er das Gymnasium absolvierte. Er betrachtete das Land Niedersachsen... als seine eigentliche Heimat. Dort lebte er auch wieder „„ohne die Bürde eines Berufes in eigenen Mühen"", nachdem er von 1905 an in München, Marburg und Berlin ohne Studienabschluß neuere und ältere Philologie studiert und dann einige Monate bei einer Zeitung in Eberswalde in der Mark volontiert hatte. 1913 reiste er nach England, Schottland und Frankreich und wurde sich dann... unabdingbar seiner dichterischen Berufung bewußt. „die auch Stefan George aufgrund einiger Gedichtveröffentlichungen in

der „Neuen Rundschau" erkannte und förderte." Später wohnte er mit Familie am Inn und am Chiemsee, — „wo er als Bauer und Bienenzüchter auf eigenem Grund ein tiefes wirkendes Glück gewann". Später ging er nach Amerika, kehrt aber 1950 zurück „und lebte bis zum Tod der Gefährtin (1947) völlig zurückgezogen „„frei und ungestört"" seinem dichterischen Werk... immer im „„europäischen Bewußtsein der unverbrüchlichen Zugehörigkeit zu Deutschland"".

Die Besonderheit dieses schöpferischen Menschen geht schon aus seinem Lebenslauf hervor. Ganz klar und bildhaft wird sie in seinem Werk, das mit Stefan George tief verbunden ist, weil es das Hellenisch-Griechische mit dem Germanisch-Nordischen sinnhaft und sprachgestaltend verbindet.

Er gehört damit auch zu den Mitwirkern am heidnischen Glaubens-Gefühl, das er rein dichterisch in seinem Werk mit verkörpert. Es ist bei ihm ein innerer Bestandteil seines Wesens und Ausdrucks, wie es besonders in den Werken DER GÖTTLICHE DULDER" und „PARZIVAL" Sprache und Gestalt wird. Daher werden wir diese besprechen. Sie gehören zu den bedeutendsten dichterischen Offenbarungen unserer Epoche, obwohl sie heute fast vergessen sind. Aber wirkliche Dichtung lebt ewig. Eine neue Generation wird sie wieder auffinden und entdecken, wenn überhaupt noch „Kultur" und wahre Dichtung in der kommenden Zeit „gefragt" sein würde.

Odysseus, der berühmte Verkörperer suchender Weite und schier unerfüllbaren Erlebnis-Reichtums, wird zur Symbolgestalt unserer Menschenart. Seine „Irrfahrten" sind der Versuch, zu sich selbst zu gelangen, und seine Erlebnisse mit fernen Ländern, Menschen und göttlichen Frauen sind die Prüfsteine seines Wesens und Charakters. Rein vom Künstlerischen her gesehen, stehen die Gestaltungen der Schaefferschen Sprache hoch über den meisten anderen Dichtwerken der Zeit; sie rühren an die Nähe zu Rilke und George, von denen er vieles aufnahm und verarbeitete. George war auch ihm der Meister; von Rilke hat er sich früher getrennt, weil dessen Mystizismus östlicher Art seinem klassisch-antiken Formgefühl widersprach. Wir sehen darin auch ein Urteil über beide größten Dichter des 20. Jahrhunderts, wenn der Dritte ihnen in Zugehörigkeit und Abstand zugleich verbunden war. Für das heidnisch-religiöse oder — was dasselbe ist — für das antik-hellenische Element, den Grundbestandteil seines Werkes, mögen hier die folgenden Proben

stehen, damit das Gesagte nicht nur Urteil und Theorie, sondern Wirklichkeit und Anschaulichkeit besitzt.

(Zitiert wurde oben nach Lennartz, Deutsche Dichter und Schriftsteller, S. 654—57.)

Aus: Der Göttliche Dulder, Insel Verlag 1920, Leipzig, S. 2 ff.

**Der Abend**

Einst, als noch Hellas war die Helle der Welt,
Durch Stille der Länder noch tönten die Straßen hin
Vom Fußtritt Himmlischer, und der Heilige Winterberg
Bedeckt mit göttlichen Wohnungen ferne aufstieg...
Feucht war und leuchtend Blume und Baum des Walds
Und Weihers Flut von Odem und Blick und Leib
Der Wandellosen, himmlicher Willkür froh...

Als schon geheimnisvoll die Herzen rührte
Der süße Sang von Leda und dem Schwan...
Als jahrelang dann verstohlen unsichtbar
Durch Hütten schritt und Palast der Geburtengott,
Nächtlich die Sprüche murmelnd, daß aus dem Schoß
Von tausend Müttern ein riesiges Sprossen anhub,
Ein neu Geschlecht sich rührte wie aus Kadmos' Saat,
Könige wurden, wie noch nie das Land gesehn,
Auch keines sonst, — es sah jedoch das Volk
Noch nicht die Wege in der Zukunft klirrend Schlachtenland,
Daß eines Tags die riesige Schicksalsfaust
Vom Himmel führe und packte die ganze,
der Goldnen Ruhmherzen gewaltige Traube,
sie hin zu schleifen übers Meer und auszupressen im
Jahrzehntgriff auf die zischende Stadt der Qual,
Daß sie erstickte in Strömen des Schlachtenweins:
Im Lande Hellas lebte da ein Königsmann.

(Anfang der Dichtung)

Als der Held der Dichtung, Odysseus von Ithaka, heimkehren will von Troja, der zehn Jahre lang belagerten und schließlich durch seine List eroberten Stadt, da verordnen die Götter (das Schicksal) ihm eine zwanzig Jahre währende Irrfahrt auf allen bekannten und unbekannten Meeren. Er fährt auch über die Säulen des Herkules (die Straße von Gibraltar) hinaus und gelangt zu den Phäaken, wahrscheinlach Nordleuten von „Atlantis", und wird von ihnen geleitet, schließlich nach Haus zurückgebracht, wo er in seinem Hause die Bewerber um seine schöne Frau Penelope prassend und geifernd, gierig und zuchtlos vor-

findet, die er auf Geheiß der Götter und mit Hilfe seines Sohnes Telemachos in einem furchtbaren Kampfe besiegt und so zu seiner Gattin siegreich zurückkehrt, wo er bei ihr, der immer Getreuen, endliche Heimkehr und Geborgenheit findet.
Die letzte Szene dieses Kampfes soll hier gebracht werden, an der man Wucht und Sprachgewalt des Dichters und das tiefe Rechts- und Rache-Gefühl des antik-heidnischen Menschen erkennt, das Sühne für Untat und Tod für den Sittenverderber verlangt.

**Das Gemetzel, Rache und Sühne**

...Götter! Jetzt auf diesem engen, waffenüberstreuten Platze
Stand der fürchterliche Bettler (Odysseus) aus der Tür mit einem Satze,
Riß vom Leibe mit den Fäusten seinen Ranzen und die Hadern,
An den Armen, glühende Stränge, Wurzelzweige, schwolln die Adern,
Nach den Panzerstücken bückt er sich und fing in wilder Eile
Sich zu wappnen an, — zusammen riß er da die Einzelteile,
Schnallen sprangen, Riemen rissen,
und er zerrte, stampfte, schnaubte,
Blutig rollend mit den Augen, schüttelnd mit dem Büffelhaupte;
Wieder von sich warf er alles, daß es rasselte zu Boden,
Und mit Nichts gewappnet rafft er,
splitternackt mit Haupt und Hoden,
Pfeile auf und sprang zur Türe, schwand, —
und horch! das gelle Pfeifen!
Pfeile pfiffen, Pfeile zischten, — und sie (Penelope, die stumme Zuschauerin) konnt es nicht begreifen,
Mußt es sehen, dieses sehen, tiefer steigen, tiefer steigen, —
Jetzt, was jetzt? — mit Zauberschlage losch der Lärm
und herrschte Schweigen.

Aber als sie an der Wand des Flures sich dahin geschoben,
Aus dem Saale rollte Röcheln, knallten Tische,
Schreie schnoben,
Und da war er in der Türe: grauenvoll der fasernackte,
Kupferbraune Mannesrücken, den die Fackel rot beflackte.
In der Rechten Finger spannte bis zur Achsel sich die Sehne,
Und umklammert lag die Linke zwischen den Hörnern:
Seine Zähne faßten sieben eingeklemmte Pfeile,
die zur Seite starrten,
Gellend pfiff das Schilf, die Sehne dröhnte,
sie vernahm den harten Aufschlag drinn,

Aufschrei jammernd, Aufprall der geworfnen Glieder,
Und ein andres Eisen lag schon auf der Sehne lauernd wieder,
Die so dick war wie ein Daumen, Widderdärme,
Hart geflochten. —
Da, vorbei am Schützen sah sie, —
Ihre Schläfen tosten, pochten, —
Leer den Mittelgang des Saales, mondgestreifte Säulenreihen,
Schatten, Lachen Licht am Estrich, - ach am Boden lagen Dreie!
Durcheinander, hingeworfen, aufeinander — fünfe! — mehre!
Und im Finstern noch ein ganzer Gliederhaufen
Kreuz und quere.
Süßlich qualmte Dunst vom Blute, —
Oh die Hand, die jetzt sich krampfte!
Schwarze Tümpel auf den Dielen, —
Und wie blau das Mondlicht dampfte!

Drüben aber unterm Tore, schattenwerfend, hell im Glanze,
Stand der eigne Sohn, gewappnet,
Groß, gelehnt auf lange Lanze.
Bei ihm, steinern, grau im Barte, zwischen zween ellenlangen
Speeren, hielt Eumaios... Hinter Säulen aber war von bangen
Weißgesichtern, bleich im Dunkel,
Voll der Raum, die sich bewegten,
Arme streckten sich, die Bänke, Tische aufeinander legten.
Rückwärts schwankend aus dem Grausen
durch die bleichen Mondesbanner,
Nahe vor sich wieder traf ihr Blick den nackten Bogenspanner,
Und mit Augen eifrig tastend an dem riesenhaften Rumpfe,
Jetzt ihr Herz ergoß wie Regen sich darüber im Triumpfe:
Er ist da, ist da! er ist es! dieser ist es! Hergeflogen
Adlerhaft, herunterstürmend, packt er seinen Hörnerbogen.
Über Hundert, er alleine kam er rasend, daß er richte...

Jetzt, sieh da! im leeren Saale
Stand ein Mensch im blauen Lichte,
Hoch die bloßen beiden Arme aufgehoben, eine bleiche
Angstgestalt, — Eupeithes, dieser bleiche Feigling,
Dieser Weiche!
Da vor ihr die Schulterblätter krampfig sich zusammenzogen,
Runde Wirbelknoten sprangen, Wirbelsäule krumm zum Bogen,
Breit gespreizt die Beine beide,
Und die Sohlen niederstemmend,
In der Pforte Rahmenwinkel fest die Sohlenränder klemmend,
Bis ans Ohr die daumesdicke Sehne mit zwei Krallen spannt er,
Und dann stürzte aus der Lauer sich der Pfeil

Gleich einem Panther,
Sprang und schnellte, durch die Lüfte heulend,
Und er hieb sich vorne
In die weiche Brust hinein mit solcher Wucht
Und solchem Zorne,
Daß den ganzen Menschen wie ein Bündel er an sieben Schritte
Klatschend hinwarf zu den Andern in die harte Saalesmitte.

Aber schon, aus Säulenschatten, brachs hervor
Mit Schrei und Schmettern,
Ein Gewirr von Füßen unten, Häuptern oben,
mittwärts Brettern:
Vorwärts stampfend, Schwerter zückend,
hielten da zusammen Sieben,
Vor sich eines Langtischs Platte,– tödlich in den Tod getrieben,
Warfen zu dem Tore drüben sie sich um, und mit Erschaudern
Sah die Mutter da den Sohn bei diesem Anblick
Staunend zaudern.

Doch Eumaios, an die Erde seine beiden Lanzen schmeißend,
Springt heran und packt die Platte,
und mit beiden Armen reißend,
Schmettert er sie auf den Estrich.
Schon der Sohn, am letzten Ende
Faßt er seinen ellenlangen Eschenspeer in beide Hände —,
Knie gebeugt, zurück sich biegend,
Stößt er ihn mit langem Schwunge
Dem Entgegenstürmer furchtbar durch die Brust
In seine Lunge.
Schon Eumaios rafft den Speer auf,
Einen Zweiten stemmt er nieder,
Dritter taumelt drüber: hoch am Rücken eines Pfeils Gefieder.
Doch den Speer aus dem Gestürzten zerrt Telemachos,
Er reißt ihn
Hoch im letzten Nu und trifft und schmeißt ihn
Gen den Fünften, der im Blute rutschst und wankt,
Auf seinem Rücken,
Hochausholend, schlägt der Knabe,
Knabe! seinen Speer zu Stücken!
In die Säulen hetzt der Sechste, und der Letzte, der noch eben
Des Eumaios Speer zerhauen, dreht sich um
Und rennt ums Leben,
Rennt im Rasen schon des Todes gen den Bogen —,
Zum Genicke, rückgeworfnen Hauptes,
Schreiend offnen Mundes, doch die Blicke

Schreien lauter, irr und rollend, —
Mittwärts aus dem vollen Jagen
Knallt er hin mit Haupt und Händen,
Fürchterlich dahingeschlagen,
Wirbelt um mit Beinen, Armen, rollt und schlottert,
Liegt und richtet auf — die eisern hochgewölbte Brust
Und stöhnt und sinkt vernichtet,
Während unten der vom Speere Hingeschlagne,
Blutend, irre äugend,
Mühsam auf die Knie aufsteht, —
Zischt ein Pfeilgeschwirre —?
Da! aus seiner linken Seite steht befiedert langes Eisen,
Und er faßt danach und dreht daran und lächelt, und mit leisem
Wimmern knickt er vorne über zu den lagernden Gestalten,
Schwarz ist seine Hand, aus seiner Seite fallen schwarze Falten,
Solche Falten, daß auf einmal in dem Weib, als sie's gesehen,
Sich die Eingeweide winden und empören und verdrehen,
Schwäche knickt die Knie, Schweiß tritt aus der Stirne,
In die Kehle
Quillt die Übelkeit, in Ohnmacht flattert die gequälte Seele,—
Und sie dreht sich weg, erblindend, wandabtastend,
Zu entrinnen,
Aber langsam schleppen ihre schweren Füße sie von hinnen,
Und ihr schien, sie brauchte Stunden,
Schleifend eine nasse Schleppe
Schlammigen Blutes an dem Boden, bis sie kam zu ihrer Treppe.

Und, gelangt nach oben schneller,
Zähneknirschend auf dem Bette
Lag sie kämpfend mit der Ohnmacht,
Während auf der Greuelstätte
Wieder lauter schwoll das Ächzen, Schwerterrasseln,
Körperdröhnen,
Und das schnelle, heiße Wimmern und das tiefe lange Stöhnen,
Und die Klagen langgezogen, und der Pfeile Pfiff und Tönen.
Durch die Wände, durch die Türe
scholl der Lärm der Sterbenswunden; —
Stunden währte das Gemetzel, das Gemorde,
Stunden, S t u n d e n...

\+ + +

Dieses Meisterwerk sprachlicher und dramatischer Gestaltung könnte aus der Odyssee selbst genommen sein. Es spricht mehr als hundert Zeilen für die Bedeutung und das Können dieses Dichters. Er hat uns damit die Odyssee auch zu einem deutschen

Dichtwerk gemacht, denn wieviele lesen sie noch im Original, und nicht mehr ein Zehntel unseres Volkes wird diese große indogermanische Dichtung überhaupt noch ganz lesen. So hat er sie uns inhaltlich und sinngemäß deutlich gemacht und bewahrt und erneuert. Dies gilt auch für das zweite Werk, das er für den deutschen Bildungsmenschen gerettet hat, nämlich den Parzival von Wolfram von Eschenbach aus dem Hochmittelalter. Freilich hat Schaeffer in seinem „Parzival" keine bloße Übertragung, sondern eine Neudichtung geschaffen, allerdings mit vertieftem Sinn, jedoch anschaulicher Darstellung des ritterlichen Lebens des Mittelalters.

Wenn man um jeden Preis Schaeffer kritisieren wollte, so könnte man höchstens sagen, daß er mehr ein Nachschöpfer als ein Urschöpfer ist. Das ist richtig und gilt jedenfalls für die beiden angeführten Werke, — aber welche Fülle von Sprachgewalt und Formgestalt hat er uns geschenkt, und wie heidnisch-griechisch ist diese unchristlichste Dichtung, die dennoch an unser Herz rührt, — oder aber vielleicht: gerade deshalb?

339.

## Ludwig Tügel — Dichter des Überwirklichen

In unserem Volke und in unserer Gesamtart hat es immer Menschen gegeben, die das „zweite Gesicht" hatten oder den „Dritten Blick"; man sagt auch volkstümlich den „sechsten Sinn". Dies ist eine Fähigkeit und eine Gabe, die dem Besitzer nicht nur tiefere Einsichten als dem Normal-Menschen verschafft, sondern ihn auch quälen und innerlich belasten kann. Im Nordland und an der See, aber auch im Inland (Annette von Droste-Hülshoff) und überall anderswo tritt diese Gabe in Menschen besonderer Prägung auf und verleiht ihnen einen Blick in innere, vielleicht auch „übersinnliche" Zusammenhänge, den gewöhnlich Sterbliche — zu ihrem Heile — nicht haben.

Solch ein Mensch ist auch Ludwig Tügel (geb. 16. IX. 1889 in Hamburg). Er gehört auch zu den Menschen, die erst lange suchen und forschen müssen, ehe sie sich selbst und ihren wahren Beruf, bzw. ihre Berufung, finden können. Was ihn aber aus diesen schweifenden Naturen heraushebt, ist einerseits die Tatsache, daß er trotzdem zehn Jahre lang Soldat und Offizier war. Auch diese Erfahrung brachte ihm innere Erlebnisse, die er in seinem dichterischen Werk verkörpert hat. (Pferdemusik: die Erzählung schildert einen Offizier, der, aus dem ersten

Weltkrieg heimgekehrt, nicht in die bürgerliche Welt zurückfindet und in Marsch und Heide ein wunderliches Kriegsspiel mit seinem alten „Burschen" entfaltet, in dem er die Rolle des Frontsoldaten zwischen selbstgebauten Schützengräben und Drahtverhauen weiterspielt. Diese komisch anmutende Situation ist aber für den Hauptmann zugleich ein Erlebnis des Übersinnlichen, denn er hört die Sphärenmusik (Pferdemusik, wie sein Bursche mißverstehend meint) in den singenden und summenden Tönen, welche die Granatsplitter verursachen, wenn sie durch die Atmosphäre wie eine himmlische Harfe rauschen. (Jeder Frontsoldat kennt diese seltsame und geisterhafte Musik.)

Die Feinfühligkeit, die der Dichter in dem Verständnis gegenüber dem Hauptmann zeigt, die Fähigkeit, das tiefere Erlebnis als richtunggebend anzuerkennen und darin Sinn und Deutung des seltsamen, anomal wirkenden Verhaltens des Offiziers zu finden, erweist zugleich den Innenblick Tügels, der die äußeren Tatsachen und Begebenheiten nur benutzt, um an ihnen die Urkräfte zu erfahren, die den wahren Menschen bewegen.

Man könnte sagen, daß solch ein Dichter nicht in „unsere Zeit paßt"; aber gerade das ist es, was ihn einmalig und, in unserem Sinne, tiefer wertvoll macht als die Realistik der Zeitungsreporter und die Sensationsschriftstellerei der durchschnittlichen Romanschreiber. Eine ähnliche Feinnervigkeit der Seele und des Verstehens finden wir in der neuzeitigen Literatur wohl nur noch bei Laurens van der Post, jenem südafrikanischen Darsteller des Eingeborenenlebens und der inneren Geheimnise des Schwarzen Erdteils.

Was uns im besonderen mit Ludwig Tügel verbindet, ist seine Beziehung zu nordischer Landschaft und niederdeutschem Charakter. Hinter solcher Vorliebe steckt meist eine tiefe Neigung und ein größeres Verständnis für die heimliche oder offene heidnische Art und Veranlagung des Menschen. Im Nordischen gibt es diesen Typ des gleichsam durch das Leben als einer Unwirklichkeit wandelnden Menschen, der die bewegenden Kräfte hinter den äußeren Dingen sieht und ganz in den Strahlungsverbindungen des letzten Menschlichen zu Hause ist, so daß er die reale Tageswirklichkeit fast nicht mehr sieht und beachtet.

Man nennt diese Angehörigen unseres Volkes auch „överspönig" und „Spökenkieker", und sie gehören doch so tief zu dem Wesen unserer Menschenart, daß wir ä r m e r wären ohne sie. Hier zeigt sich überhaupt erst das Problem des Tiefensinnes, ob die Realwelt nicht eine Scheinwelt ist und das eigentlich sich Ereignende und auf jeden Fall das wirklich Wesentliche sich nicht auf einer anderen Ebene abspielt — auch in unserem eige-

nen Leben, als in der sogenannten Realität des äußeren Daseins. Diese Frage, wieweit unser „hiesiges" Leben wirklich das „eigentliche Leben" ist oder nur ein Schein, hat die größten Philosophen aller Zeiten immer beschäftigt. Sie enthält einerseits die gefährliche Möglichkeit, daß Menschen, die das „hiesige Leben" zu führen haben, ganz aus der Tages-Realität heraussteigen und entweder zu komischen Käuzen oder weltabgewandten Schwärmern werden. Sie liegt aber im Grunde noch tiefer. Sie kann mit Recht zu der Frage werden: Liegt nicht zum mindesten der Sinn jeder menschlichen Begegnung (und auch jedes menschlichen Verhaltens überhaupt) in einer Beziehung, die hinter und über uns wirkt und uns zusammenführt oder schicksalhaft trennt. Vielleicht liegt eine Lösungsmöglichkeit in der häufigen Beobachtung zutage, daß uns — jedem — nur diejenigen Dinge „zustoßen", die ihm gemäß sind, beziehungsweise aus seinem eigenen Charakter und Wesen stammen, also „erbbedingt" sind. Damit wäre das äußere Schicksal, das wir erfahren, zugleich auch „innere Notwendigkeit", und unsere Lebensaufgabe bestände allein darin, aus dieser unbedingten Herkunftsbedigtheit soviel bewußte Leistung zu machen, wie sie in den Grenzen des eigenen Wesens möglich ist. Dies ist die Verbindung, welche Tügels Werk und Wesen zu unserer Auffassung von einem wesensgemäßen Glauben hat, denn die Linie des von den letzten Kräften (in ihm und außer ihm) bewegten Menschen zu den Schicksalsdingen der äußeren Welt ist dieselbe, welche „Zufall und Schicksal" vereint. (Wilhelm von Scholz, sein gleichnamiges Buch.) Wir sind also bei Tügel nicht nur im Bereich eines abstrusen weltfremden Dichters und Träumers, sondern durchaus im Mittelpunkte entscheidender Deutungsfragen des menschlichen Lebens, also auch des Lebens von Volk und Art, denn diese Form und Weise des Denkens und Fühlens ist im besonderen Sinne auch die nordische. Der Mensch des Nordens hat in Jahrtausenden Zeit gehabt, in den dunklen und nicht endenwollenden Wintern nachzudenken über das Wesen der Welt, die Beziehung der Menschen zueinander und den Sinn alles dessen, das im Tage allein nicht zu finden ist.

## XXIV. Kapitel

# Neuheidnische Klänge vor dem 2. Weltkrieg

340.

### Einführung

Wie die Zeit nach 1918 eine Zeit des Aufbruchs genannt wurde,— mit Recht — so erhielt sie auch den Namen eines „Umbruchs". Aber was sollte das bedeuten? Umbruch wozu? ist die Frage, die hier klar gestellt werden muß. Wenn es sich um eine Epoche handelte, die neue Formen und neue Werte setzte, so konnte nur eine Wendung zu neuen weltanschaulichen Inhalten gesetzt werden. Welche aber konnten das sein?

Wir haben schon festgestellt, daß im Hintergrund und Untergrund - dieser Begriff nicht politisch gefaßt - eine geistige und seelische Bewegung vor sich ging, die den alten Gefühls- und Glaubensformen entsagte und sich ganz „neuen Ideen" zuwandte, die ihrem Sinn und ihrer tieferen Bedeutung nach uralt waren, ja, ewig in unserem Volke gelebt hatten und nun mit einer Art von ungestümem Drange ans Tageslicht drängten und sich vornehmlich in der reinen Dichtung der Lyrik niederschlugen. Denn Lyrik, versgeformte und gültig gemachte Sprachform, verspricht immer eine kaum abzumessende innere und längere Wirkung im Herzen und in der Seele als der flüchtige Roman, der vorwiegend bloßen Zeitinteressen gewidmet ist. Lyrik erhebt auch den Anspruch, länger zu gelten oder gar— im höchsten Sinne — zum ewigen Gut des Volkes und der Kultur gerechnet zu werden. Ob sie in Wahrheit diesen Anspruch erfüllen kann, hängt von ihrer seelischen und geistigen Tiefe und außerdem von der gültigen Form ab, die sie gefunden hat. — Wir betrachten zuerst die Vorläufer, gleichsam Vorbereiter des neuerschlossenen Seelenbereiches; dann werden wir die großen Namen nennen, welche dieser Epoche unserer dichterischen und sprachlichen Kultur ihren Rang und Klang gegeben haben.

340a.

### Lulu von Strauß und Torney

Unter den echten lyrischen Dichtern ragt in dieser Zeit Lulu von Strauß und Torney hervor. (geb. 20. IX. 1873, gest. 19. VI. 1956) Sie wurde in Bückeburg „als Tochter eines Generalmajors und Kammerherrn geboren... wo ihre Familie seit Generationen ansässig war". Zitat nach Lennartz, S. 740) „Seit 1916 war sie mit dem Verleger Eugen Diedrichs verheiratet und hatte bis zu ihrem Tode ihren festen Wohnsitz in Jena. (Lenn. S. 740) Aus allen ihren Werken „spricht die Liebe zur Heimat, zur See und zu den Menschen ihres Landes in Gegenwart und Vergangenheit." (Lenn. ebenda). Wenn man solche Kennzeichnungen liest wie Heimatliebe, Land und See, unsere Menschen in Gegenwart und Vergangenheit, dann weiß man, daß man nicht mehr sehr fern ist von volklichem und heidnischem Erlebnis und Gefühl.

Und so ist Lulu von Strauß und Torney auch eine Sprecherin für das ungebrochene Erlebnis unseres Landes, geprägt durch Wald und Berg, Tal und Wiese, Fluß und See, Acker, Bauerntum und einfaches Leben. Diese Dinge alle gehören zusammen, sind Urgrund und Sinntiefe unserer Seele und führen uns von allein zum heidnischen Lebensgefühl und gar, wenn Überlegen und Denken dazukommt, zu einem heidnischen Glauben hin.

Die Stärke der natürlichen weiblichen Empfindung, die Kraft des Ausdrucks in Liebe und Leid, die Erfahrung der ewigen Schicksalsdinge des Daseins, wird hier Wort und Stimme. Zwei Beispiele mögen dafür stehen, die jedem Artgefährten lieb und teuer sein sollten, weil sie ein ganzes heiles Herz verraten, das der Anfang und das Ende all unseres Wesens ist.

**Geusenbotschaft**

Über dem stummen Alkazar brütet die Sonne heiß;
Der Höfe steinerne Platten brennen und blenden weiß.
Drei Schuh dick feste Mauer schützt wohl vor Sonnenglut,
Wo trauert im Turm Guy Montigny, das edle flandrische Blut?
Verdurstet die heißen Lippen, in Fetzen das Pilgerkleid, —
Von der Schelde bis zum Ebro sind die Wege weit,
Unsere Sohlen bluten, unser Herz noch mehr:
Die Botschaft, die wir tragen, wiegt drei Mühlstein schwer.

Zu Sankt Jagos Gnaden wallfahrten wir.
Schickt die armen Pilger nicht hungrig von der Tür!
Ein feines Wallfahrtliedel singen wir euch vor:

Die Psalmen, die wir singen, versteht kein spanisch Ohr.
Erbarme dich, Gott vom Himmel, über unsre Not!
Alle Wasser der Niederlande fließen heute rot,
Alle Bäume sind Galgen und tragen den Tod als Frucht,
Da ist kein Haupt so heilig, das nicht der Henker sucht.

Über unser Elend erbarme dich, Herre Gott;
auf dem Markte zu Brüssel stand ein Schafott,
auf dem Markte zu Brüssel, vor des spanischen Bluthundes Zorn,
starben zwei edle Grafen, Egmont und Horn.

Graf Egmont kehrte mit Weinen sich ab vom Licht.
Der andre kniete in Schweigen, steinern sein Gesicht,
da eines Bruders Nacken sich beugte dem Henkerschwert, —
Herr, habt Ihr im spanischen Kerker
nicht dumpf den Fall gehört?
Sie steckten ihre Häupter am Markte auf den Pfahl.
Drei Tage und drei Nächte hingen sie starr und fahl —;
von dem besten Blute in Flandern
Trägt noch der Stein die Spur, —
Wir tauchten darein die Finger und taten einen Schwur —:

Bis keine spanischen Pfaffen mehr schänden das reine Wort,
Bis keine spanischen Henker mehr fronen dem roten Mord,
Bis Ströme spanischen Blutes rein wuschen diesen Stein,
Wollen wir in der Heimat Heimatlose sein!
Sie stehlen uns Hof und Acker,
Sie schlachten uns Sohn und Weib,
Wir tragen von ihrer Folter die Narben noch am Leib,
Wir tragen in unsern Herzen einen Haß, der brennt und frißt:
Lieber tot als spanisch! Lieber Türk als Papist!

Kein Schiffsmast schwankt im Hafen,
Zu Markt kein Krämer fährt,
Aber die Hand, die feiert, zuckt heimlich nach dem Schwert!
Auf allen betenden Lippen liegt schweren Schweigens Bann,
Aber ihr Schweigen wartet und fragt: Herr! — w a n n?

Herr Gott, zerreiße im Zorne die Himmel wie ein Tuch,
Zerschlage mit heiliger Rechten deines Volkes Fluch,
In Fackeln des Sieges wandle der Scheiterhaufen Qualm,
Herr Gott, erbarme dich unser: das ist der Geusen Psalm.

Nach Sankt Jagos Gnaden wallfahrten wir,
Wer hört die armen Pilger singen vor der Tür?

Ein Fenster klirrt im Turme, — ein Tuch weht weiß im Wind...
Tröst Gott alle tapferen Herzen, die einsam in Ketten sind!

Diese kraftvolle Ballade spricht für der Dichterin heidnisches Herz. Werden auch die christlichen Symbole hier verwandt, der Herrgott, der niemals dem Tapferen hilft, und Sankt Jagos Gnade, die dem Flamen nicht Recht geben kann, — so ist doch der unbändige Freiheitssinn zu spüren und das drängende völkische Herz einer echten Adelsfrau unserer Art. Heidnisches aber zeigt sich klar in der Ballade „Das Wiegenlied", welches wir wegen seines Umfangs hier nicht bringen können, und Hertje von Horsbüll; und auch Okko ten Broke und der Seefahrer; alle diese heidnischen Geistes voll, Schritte zum Artglauben hin, der langsam reifen wollte...

341.

## Heidin auch in der Lyrik

**Mutter Erde**

Heilige Mutter, die uns alle trägt!
Die der wechselnden Geschlechter Reigen
Blühend sah ans Licht des Morgens steigen
Und die müden Kinder dann im Schweigen,
Lächelnd ihrer flüchtgen Lust und Klage,
Still zum Schlafe legt.

Heilge Mutter, die uns alle trägt,
Neue Jugend strömt durch deine Glieder,
Braut des starken Lebens heißt du wieder,
Die die Stirn sich kränzt mit blauem Flieder,
Die des Schleiers grüne Ährenseide
Um die Schulter schlägt.
Heilge Mutter, die die Müden hegt,
Über meiner Qual und Wonne Streiten
Magst du morgen deine Schollen breiten,
Laß mich heut durch deinen Sommer schreiten
Und soviel des süßen Rausches trinken,
Als das Herz erträgt.

Dies ist ein wahrhaft heidnisches Gedicht der Lebensbejahung und Freude. Keine oberflächliche Glückshudelei, sondern zugleich das Wissen um Ende und Tragik, die allem Glück inne-

wohnt. Ein ganz starkes, glühendes Bekenntnis zum herrlichen Dasein in seinen Höhepunkten und ein Bewußtsein um die Aufgabe, die wir haben, alles Leid wie alle Lust zu „bestehen". Lulu von Straußs Lyrik ist unerschöpflich wie ein Quell, frisch und naturentsprungen, einer starken und doch feinsinnigen Natur, der alles zum Lebensgleichnis wird. So ist auch das dritte Gedicht, das ich hier anführen möchte, eine Schöpfung, die unvergessen bleiben soll, weil sie den Höhepunkt des Frühling-Sommers zum Gleichnis macht.

**Grüne Zeit**

Oben am Berge sangen alle Buchen heut.
Grüne Zeit! sang die eine: grüne, grüne Zeit!
Schwestern! rauschte die zweite und wiegt den Wipfel hoch —
Wißt ihr die weißen Nächte, die Nächte des Todes noch?
Wir streckten die nackten Äste in Frost und bebten sehr,
Die Sonne war längst gestorben
und lebte kein Quellchen mehr —.
Wir wissen, sangen die andern, doch die weißen Nächte sind weit —
Grüne Zeit, Schwester Buche, grüne, grüne Zeit!

Und wißt ihr die schwarzen Vögel, die knarrten böse und rauh
Über den bleichen Feldern ins frühe Abendgrau?
Ihre schreienden Schwärme machten dunkler
den dunkelsten Tag.
Es krachte in unseren Ästen ihr streitender Flügelschlag:
Wir kennen die schwarzen Vögel, aber sie flogen weit!
Grüne Zeit, Schwester Buche, grüne, grüne Zeit!

Sonne, hohe Sonne! eine Schlanke sang in den Wind,
Deiner grünen rauschenden Kinder, siehe, wie viele es sind!
Wipfel wiegt sich an Wipfel hinauf die wogende Wand,
Unser sind alle Berge, die blauen über dem Land!
Grell über unsern Kronen jauchzt der wilde Weih,
Hoch schwimmen die weißen Wolken zu Häupten uns vorbei,
Höher als Weih und Wolke, Flammende, schreitest du
Aus roten Toren der Frühe rotem Abend zu.
Wir brennen in grünen Feuern entgegen deinem Brand,
Wir winken mit tausend Blättern dir nach ins Abendland,
Wir neigen singende Kronen deinem Angesicht:
Gelobt sei die hohe Sonne! Gelobt das heilige Licht!

Tausend Buchen am Berge hielten den Atem an —;
Auf silbernem Stamm die höchste

Wie träumend — halb begann —:
Auf einmal sangen sie alle und rauschten wälderweit:
Gelobt sei die hohe Sonne! Grüne, grüne Zeit!

Dies ist ein Sonnwend-Gedicht ohne alle Beziehung zu den politischen, wirtschaftlichen, „aktuellen" Begebenheiten des Tages; ein Gedicht aus dem ewigen Born Heimat-Wald- und naturverbundener Gefühlsinnigkeit. Es ist eines der schönsten Gedichte einer Frau, die ganz unserm Volke und unserer Art gehört.

(Die Gedichte sind ausgewählt aus: Neue Balladen und Lieder, Eugen Diedrichs, Jena 1925.)

342.

## Börries von Münchhausen, ein Dichter des Heldischen und Heidnischen

Der Verfasser kann den Lebenslauf des Freiherrn Börries von Münchhausen nicht besser schildern, als es der Literaturhistoriker Franz Lennartz tut. Daher gebe ich hier die Darstellung aus „Deutsche Dichter und Schriftsteller unserer Zeit" wieder, die wir auf S. 533 ff finden:

„Börries Frhr. von M. (20. III. 1874 — 16. III. 1945) aus dem berühmten Han. Geschlecht, zu dem auch der „Lügenbaron" gehört, war einer der meistgelesenen und vertonten Versdichter seiner Zeit. Als Sohn eines Kammerherrn in Hildesheim geboren, verbrachte er seine Jugend auf den väterlichen Gütern bei Göttingen, Hannover und Altenburg (S. 534). Von 1895 bis 1901 studierte er in Heidelberg, Berlin, München und Göttingen Rechts- und Staatswissenschaften; (Dr. jur.), betrieb daneben philosophische, naturwissenschaftliche und medizinische Studien, besuchte Italien und Dänemark und wanderte eine Zeitlang mit Zigeunern und Zirkusleuten durch Deutschland. Im ersten Weltkrieg war er Rittmeister des sächsischen Garde-Reiterregiments in Polen, Ostpreußen und Kurland, bis er 1916 zum Auswärtigen Amt kommandiert wurde. Seit 1920 lebte er auf seinem Rittergut Windischleuba bei Altenburg, wo er nach dem Heimgang der Frau und des jäh verunglückten Sohnes, dem seine letzten Gedichte galten, kurz vor dem 71. Geburtstag den Freitod durch Gift starb."

Dieses reiche und tragische Leben eines wahren Edelmannes hat uns eine Fülle schönster Dichtungen geschenkt, wie z. B. in den

„„Balladen und ritterlichen Liedern"" — (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin) zum Ausdruck kommen. Seine Gedichte sind eine wahre Fundgrube echter nationaler Gesinnung, volklicher Verbundenheit und naturhafter, gesunder Lebensauffassung. Alle Erlebnisse seines reichen und doch tragischen Lebens spiegeln sich in seiner Dichtung. Er vereint den Frohsinn und die kaum zu erschütternde Lebenskraft mit hoher Bildung und volkhafter Gesinnung, ein Beweis dafür, daß beides sich nicht widerspricht, sondern sich in einem dafür angelegten Geiste ergänzt und steigert. Sein eigenwilliger Lebensgang und sein selbstgewählter Tod vollenden das Bild eines Adligen vom alten Schlage, denen Deutschland und Preußen so viel verdankt, soldatisch wie auch der inneren und äußeren Haltung nach. Unvoreingenommen, stets auf eigenem Urteil stehend, hat er alle Zeitenläufe als Wissender beobachtet. Zu seinem Freitod mag auch das Bewußtsein der verlorenen Schicksalsmöglichkeit beigetragen haben, die der Wissende am Ende des Krieges als unser nationales Los erkannt hat.

Börries von Münchhausen hat zu allen Bildungswelten Zugang und für alle Verständnis gehabt. Besonders aber zog ihn jede soldatische und heldische Gesinnung an, die das Leben liebte, Feigheit verachtete und der aufrechten Tapferkeit eines hohen und glühenden Herzens verpflichtet war. Dies drückt sich in allen seinen Dichtungen aus. Jedoch auch der großen Liebe des Menschen widmete er seine Verse, da sie nach seiner Meinung zum größten Glück und zum tiefsten Leid des Erlebens gehören. Germanischem Denken und Fühlen war er tief zugewandt, und seine Eddalieder rechnen in ihrem Verstehen und Bejahen des Nordisch-Ursprünglichen zu den besten Deutern unseres heidnischen Wesens und Erinnnerns.

## 1.

## Wodans Ritt

„Aus den Eutern der Wala trank ich die warme Milch,
Wegzehrung zu sein auf dem langen Ritte
vom Asenheime zu Helas Reich.
Neun Tagrasten flog ich in einer Nacht,
Des Nordlichts Schwerter zuckten am Himmel auf
Und wiesen mir lodernd den Pfad, —
Windkalte Wege weiß ich in Weiten der Welt!
Eisströme wälzten die Schollen im Nordmeer,
Eisberge stürzten zusammen, es stauten die Zacken,
Aus Tiefen des Walmeers tauchten die Wunder auf,
Und brausend wehten die Winde von Mitternacht.

Meine Donner rollten vom Romsdalhorne zum Yth,
Da ich über Norge ritt,
Harsthörner hallten den tiefen Todesschrei,
Die dunkele Mähne der Berge wallte
Unter den Hufen des Rosses;
Grauhunde heulten hinter den Hufen des Rosses,
Weißlicher Nebel näßte die Wipfel,
Und der Schweiß des Pferdes
Floß meine Schenkel herab.
Aus seinen Nüstern der Rauch hing mir im Bart,
Glitzernder Reif.

Tief drunten röhrten die Elche im Winterwald,
Und heulten die Wölfe, —
In Eierschalen kochte der Köhler Bier
Zur Zehr meinen Hunden,
Im Nebel-Lichte winkten sich reifkalte Felsen zu,
Da ich darüber ritt den nassen Weg.
So kam ich zum Ende der Welt.
Wild heulte der Hund in der Hela-Klamm,
Am Hals meines Pferdes herauf,
Wie Säulen bäumten sich Schlangen,
Und vom Gewölbe herab
Hingen die Wurzeln der Weltenesche.
Da sang Wodan der Wala den Weckgesang
Und klopfte mit dem Knaufe des Zauberzweiges
Und murmelte mächtige Worte.

## 2.

## Weissagung der Wala

(In der besten Übertragung der Edda ins Deutsche, von Felix Genzmer, (Eugen Diedrichs, Jena 1920) wird das große Gedicht der Wala Weissagung „Der Seherin Gesicht" genannt. Genzmer hat diesen größten Gesang der Edda ebenfalls dichterisch übertragen. Münchhausen hat versucht, eine ähnliche Leistung zu vollbringen, indem er die Wechselrede zwischen der Riesin — am Ende der Welt — in gereimte Verse brachte. Auch dieses Werk Münchhausens zeugt von seinem tiefen, heidnischen Verständnis für die germanische Schicksalsdichtung.

„Wer kam, der Unbekannte, und klopft mit dem Knauf?
Wer schickt den beschwerlichen Pfad, mich schreckend, hinauf?

Der Regen schlug den Rasen mit Rauschegesange
Tausendmal tausend Tage, — tot war ich lange."

Wodan:
„Von droben komm ich, aus Korn und Klee zu Dir!
Wem blüht auf deinen Tischen gebraut das Bier?
Wem ist der Platz bereitet und Ringe gespreitet,
Wer ist es, — rede —, der bald zum Bühle reitet?"

Wala:
„Die bleiche Blume des Schaumes auf Helas Bier,
Sie blüht dem BALDUR und lauert lange schier,
Und Runenranken leuchten in Blütenzweigen
Auf Baldurs Platze. Nun laß mich schlafen und schweigen."

Wodan:
„Schweige nicht, Wala, ich will Dich fragen noch dies:
Wer schleudert wissend dem Wodansohne den Spieß?
Und wann wird von den Toten zum Tau der Ähren,
Wann wird zum Saal der Sonne BALDUR kehren?"

„Es bringt der Bruder dem Bruder den Tränentod,
Und Hödur heißt der Name, der Unheil droht,
Zum Saal der Sonne wird Baldur wieder steigen,
Wenn alle Wesen weinen, — nun laß mich schweigen!"

„Schweige nicht, Wala, ich will dich fragen noch eins:
Darf gehen der Mörder im Glanze des Mittagscheins?
Satzung setzte Forseti des blutigen Lohnes,
Nun rede, wer rüstet die Rache des Wodan-Sohnes?"

„Es sprießt ein Sproß deines Schenkels im fernen Land,
Der wird das Haar nicht strählen, noch waschen die Hand,
Bis daß aus Hödurs Herzen die Quellen steigen, —
Ich lehrte dich lange, nun laß mich schlafen und schweigen."

Wodan:
„Siegvater stand ich im Pfeilgewölk der Schlacht
Und hab des Donners und des Todes gelacht,
Vom Breithut tropft der nasse Nebel im Wind,
Ich reite heim und weiß, was Tränen sind."

So vollzieht sich schicksalhaft der Tod Baldurs, des lichtesten Gottes der Asen. Von Hödurs Geschoß gefällt, dem Ahnungslosen und Blinden, stirbt der Sonnengott, weil das Schöne meist dem Gemeinen erliegt. Nur die Wala kann ihn loskaufen von

Hel, dem Totenreich. Aber er, Baldur, hatte sie verschmäht, und so rächt sich die Riesin, indem sie ihn dem Tode überläßt —. Auch diese Weibessprache aus verschmähter Liebe hat Münchhausen als Sinnbild dichterisch gestaltet:

3.

### Der Riesin Rache

„Baldur ist tot, und Tränen tauen,
Trauer tragen die Tale der Welt,
Schauer schüttern über die Schößlinge
Wiegender Weiden, und alles weint.
Baldur gesunken! Nun säumt die Sonne,
Nicht mehr den Maiweg kennt der Mond,
Hin zur Herberg der finsteren Hela
Stieg der Starke, den still ich geliebt.
WELCHE LAST TRÄGT JEDES DER WEIBER,
WELCHE LAST WIRD JEDER ZUR LUST?
LAST DES GELIEBTEN LOCKENHAUPTES
TRÄGT AUCH DIE MÜDESTE GERN AUF DER BRUST.
Liebte der lichte Lenzgott mich wieder?
Hat der Harte je einen Hauch,
Je einen billigen Blick mir gegeben?
Ließ er mich lächelnd nicht Lokis Gelüst?
Soll ich d e m gönnen, was er nicht gegeben?
Rauh ist der Riesen rachsüchtig Geschlecht.
Ob auch die Augen mir brennen und bluten ,—
Keine Träne! — Halte Hel, was sie hat!"

So rächt sich Wala für die Verschmähung. Sie läßt den Haßgeliebten der Hel, der Todesgöttin, bis er in der Unterwelt der Götterdämmerung wartet. So hat Münchhausen das Wesen germanischer Weisheit erfaßt und gestaltet. Ob er auch das Wesen des Weibes richtig gedeutet hat?

343.

### Agnes Miegel, Christin und Heidin

Wir wählen hier als vorletzten dichterischen Künder verborgenen Heidentums und „bekannten Christentums" die große ostpreußische Dichterin Agnes Miegel, obwohl sie selbst von sich bekannte 1931: „So wenig ich mir vorstellen kann in dieser Welt,

in dieser Existenz etwas anderes zu sein als Deutscher und Ostpreuße, so wenig könnte ich mir denken, daß ich etwas anderes wäre als Christ." Wir achten natürlich dieses Bekenntnis, wie wir die Selbsttäuschungen unserer Volksgenossen achten, die meinen, sie seien Christen, und in Wahrheit sind sie es nicht, denn was hier jeder noch für „Christentum" hält, ist es dem Inhalt seines Tuns und Lassens, seines Denkens und Handelns nach, längst nicht mehr. Die Selbsttäuschungen sogar „ehrlicher" Christen gehen so weit, daß sie das, was diese Religion nach ihrer eigenen Aussage ist, manchmal weder kennen noch wahrhaben wollen. „Nein", hört man dann vielfältig erklingen, — „das verstehe i c h nicht unter Christentum, sondern ich verstehe Güte, Bruderliebe und anständige Gesinnung (nach der Bergpredigt) unter Christentum". Aber diese teuren und teils schönen und guten, teils illusorischen Inhalte machen nicht das wirkliche, historische, niedergelegte und kodifizierte Christentum aus, sondern nur das, was als geschichtliche Macht mit dem Hintergrund des Richters nach eigenem Ermessen, des überweltlichen Gottes und des alleinigen Herrschers über Tod und Leben „ohn alle menschliche Vernunft" „Gott" ist, bzw. sein soll, das ist das einzige Christentum, das als Maßstab an unser eigenes Bekenntnis angelegt werden muß. Und mit diesem Maßstab gemessen, würden sehr wenige Bekenner des christlichen Glaubens noch echte und richtige (Orthodoxe gleich „„rechtgläubige"" Christen sein. So sehen wir Agnes Miegel — trotz ihres Bekenntnisses —, als verborgene Heidin an, die vieles offenbar gemacht hat, was nur ein heidnisches Herz so fühlen, empfinden und darstellen kann. Dieser großen Dichterin gilt unsere Bewunderung und selbstverständliche Anerkennung als eine der innigsten und heimatverwurzeltsten Künstlerinnen unseres deutsch-germanischen Wesens.

Lennartz hat in seinem Werk (DDuSch; S. 513—517) ihr eine Würdigung gewidmet, die wir voll bejahen können, weil sie in ihrer sachlichen Gerechtigkeit ein Vorbild positiver Wertung und zutreffender Darstellung ist. Wir geben die für uns wesentlichen Teile hier wieder:

> S. 513: „Agnes Miegel (9. III. 1879), die große Dichterin Ostpreußens und die größte unter den lebenden (?) Balladendichtern, wurde als Tochter eines Kaufmanns in Königsberg geboren. Ihre Vorfahren väterlicherseits weisen nach Friesland, dem Elsaß und dem Schwarzwald, ihre Mutter stammte von Salzburger Protestanten ab, die unter Friedrich Wilhelm I. in Ostpreußen angesiedelt worden waren. Von 1894 bis 1896

wurde sie in einem Pensionat in Weimar erzogen, von 1902 an in einem englischen Internat in Bristol. Auf Studienreisen kam sie nach Frankreich und Italien. Abgesehen von ihrer Tätigkeit als Schriftleiter bei der „Ostpreußischen Zeitung" (1920–1926) war sie von 1917 an freie Schriftstellerin in Königsberg, der „„weisen Maklerin der baltischen Küsten."" Nach dem zweiten Weltkrieg lebte sie bis 1946 in einem dänischen Flüchtlingslager, dann in Schleswig-Holstein, von 1948 an in Bad Nenndorf, seit 1956 mit einem Ehrensold auf Lebzeit der Stadt Hameln bedacht, wie er ihr schon 1926 in der Heimat zugesprochen worden war."

So weit Lennartz. Ihr Lebensgang zeigt Bewegtheit, Tragik, Vielverständnis, Weltweite trotz stärkster Heimattreue, Kraft, Entschlossenheit, Unverzagtheit und deutschen Stolz bester Art, welcher das Edle rühmt und das Gemeine verabscheut, das Niedrige belächelt und verzeiht und das Erhabene und Tiefe, das Tragische und Widersprüchliche als Daseinstatsache bejaht. Hierin sind viele urheidnische Charakterzüge verborgen und zugleich offenbar. Sie ist Christin ihrem guten Willen nach, aber Heidin in Wahrheit mit allen ihren Gefühlen und Instinkten. „Eine große Frau unseres Volkes", — diesen Ehrentitel kann ihr die Artgemeinschaft noch nach ihrem Tode geben.

Sie hatte das Glück, noch zu Lebzeiten voll erkannt und anerkannt zu werden. In dieser Beziehung ist sie eine glückliche Frau. Das Heil unserer Götter war in ihr und über ihr, und so konnte sie ein großes dichterisches und schriftstellerisches Werk schaffen und vollenden, das in der Ausgabe des Eugen Diederichs-Verlages 1952 vorliegt. Wir beschäftigen uns vornehmlich mit den Gedichten und Balladen (Ges.-Werke I und II.) Die Dichterin erhielt viele ehrende Preise wie den Kleistpreis, den Ehrendoktor-Titel der Universität Königsberg, den Herderpreis, den Goethepreis der Stadt Frankfurt, den Literaturpreis der Bayrischen Akademie der Schönen Künste und viele andere.

Lenn. S. 513 unten: „Ihr Gesamtwerk, das einschließlich ihrer Prosadichtungen, die den lyrischen kongenial sind, Jahrtausende umfaßt von der mythischen Vorzeit bis in die unmittelbare Gegenwart, heimatliche Schau ins Allgemeingültige gehoben, weltweite historische Rückschau in Sinnbildern des Ewig-Menschlichen und Schicksalhaften, ist vor allem eine Huldigung an Ostpreußen: „„Wie mir dieses Land Leben und Atem gab. . ., so gab es mir seine Sprache, sein uraltes weiches Platt, sein breites singendes, an alten Formen noch überrei-

ches Hochdeutsch, gab mir Lieder, Sagen und Schwänke, Schnurren und Witze..., gab mir, schon ehe ich jenes verstehen konnte, die Bilderbuchbuntheit seines Lebens.""

1.

Die Mischung zwischen christlichem Beschwörungswort und heidnisch-weltlichem Tun zeigt reizend und unbewußt das Gedicht MÄDCHENGEBET:

Ich bitte Dich, Herrgott, durch Christi Blut,
Bewahr mir meinen lieben Liebsten gut!
Ich bitte Dich, Herrgott, aus Herzensgrund,
Daß mich mein Liebster küßt auf meinen Mund.
Kniefällig bitt ich Dich, bei meiner Seligkeit,
Gib, daß er stirbt, wenn er ein' andre freit!

Wenn das nicht — unbewußtes —(?) Heidentum ist, dann haben wir keine Worte mehr für klare oder verhüllte Begriffsinhalte...

2.

**Aufschrei**

Für dies verzettelte Leben, das wie Wasser
durch meine Hände rann,
wenn ich es endlich lassen kann,
was wirst Du mir, Gott, dafür geben?
O, nicht dein Paradies!
Was sind mir Engel und weiße Märtyrerkronen?
Laß die Heil'gen und Büßer bei Dir wohnen,
Mir gib die Erde wieder, die ich verließ!
Wo sind die tauigen Felder, drin Leben
Leben empfing?
Wo sind die rauschenden Wälder,
aus deren dunklen Tiefen Vögel,
schluchzend wie Kinder,
aus unschuldigem Schlummer riefen,
über denen sprühend und weiß
das Sternbild des Wagens hing?
O, was taten wir, Vater, der uns verstieß,
daß Du dein heiliges Erbe uns so entzogen,
Bis wir nicht wußten mehr, um was wir alles betrogen,
Bis wir die Hand nicht suchten, die unsre Kindeshand hieß.

Und diese Dichterin nennt sich „Christin"—? die nicht das Paradies von Gott annehmen will? Die den „himmlischen Vater" ein Wesen nennt, das „uns verstieß" — das soll doch wohl „alle

Deutschen" bedeuten. Und das soll Christentum sein, ein Vater, der die Deutschen verstößt, weil er vielleicht der Meinung ist, daß wir alle als Volk falsch gehandelt hätten? Nein, große Dichterin, das ist kein Christentum, was Sie da zeigen. Das ist das „deutsch-gefärbte Scheinchristentum". Das bleibt immer orientalisch mit seinem Rächer- und Vergeber-Gott. Da sind unsere Heiden-Götter gerechter und ehrlicher.

Agnes Miegel ist mehr Heidin, als sie es selbst weiß und zugibt. Wieviele ihrer Gedichte sind — dem Gefühl nach — reines Heidentum, echtes heidnisches, lebensbejahendes Empfinden, Heimatliebe — was ging den Gott der Wüste je unsere Heimat an, unser Vaterland, unsere verlorene Ostmark und Ostpreußen. Deutsche Christin, — so etwas gibt es nicht, es sei denn Selbsttäuschung, frommer Eigenbetrug, Selbstverkennung oder aber die Scham, etwas Tieferes zu glauben, als man wagt zu bekennen...

Auch das Gedicht SCHÜTZE, welches das Sternbild und seine irdische Entsprechung im Menschenleben deutet, ist heidnisch und nicht christlich, denn Gott richtet sich nicht nach den Sternen, sondern — nach christlicher Lehre: allein nach seinem unerforschlichen Willen. Auch hier hat die Dichterin einen unchristlichen Fehltritt begangen. Und auch das folgende, wunderbare Gedicht, eines der schönsten, die sie geschaffen hat, ist unchristlich, da es das Bluts-Erbe anstatt Gottes alleinigem Willen setzt und bejaht:

3.

O IHR, AUS DEREN BLUT ICH KAM,
Ihr, deren Staub im Winde schwebt
Und deren Lust und deren Gram
In meinen Adern pocht und lebt, —
Mein eigen Herz hab ich belauscht,
Und summend klang es, wie ans Ohr
Des Kindes eine Muschel rauscht.
Es ward zum Lied, es ward zum Chor.

Zersplittert fühlte ich mein Ich
In Euer Wesen tausendfach,
Im Dunkeln trieb und irrte ich
Hundert verkreuzten Wegen nach —:
Dann kam der Wille, der Euch zwang
Und mich empor zum Lichte hob,
Und es war meines Namens Klang,
Der Euch zu eins in mir verwob.

344.

## Hans Carossa — Dichter menschlichen Seins

Hier begegnet uns ein Dichter reinsten Geblüts, dem das Sein die Verwandlung des Menschen in ein bewußtes Wesen des Alls ist. Er führt uns an die Grenze, wo der Erkennende und Fühlende die Endlichkeit des eigenen Wesens einordnen möchte in den Rhythmus des Alls. Vielleicht meint mancher, dieser so beschaffene Dichter habe uns nichts zu sagen, denn wo bleibt Volk und Heimat, Geschichte und Vaterland? Jedoch, es wäre falsch, wenn wir uns nur den Tagesforderungen und Programmen Einzelner oder von Gruppen zuwenden würden, obwohl unser Weg eindeutig und unbeirrbar der Weg der Nation und der Artvölker ist. Carossas Familie stammt aus „einer aus Ober-Italien eingewanderten Familie und wurde als Sohn eines Arztes zu Tölz in Bayern geboren" (15. XII. 1878 — 12. IX. 1956). „Nachdem er die Volksschule in Pilsting und das Gymnasium in Tölz besucht hatte, studierte er in München, Würzburg und Leipzig, ließ sich mit 24 Jahren als Arzt in Passau nieder, übersiedelte aber später nach Nürnberg und 1914 nach München." Bis hierher wollen wir Lennartz folgen (Deutsche D. u. Schr. S. 140) und nur hinzufügen, daß er im 1. Weltkrieg Arzt an der Front war, verwundet wurde, woher sein „Rumänisches Tagebuch" stammt. Er erhielt viele Ehrungen, lehnte „1933 eine Berufung an die Deutsche Akademie der Dichtung ab (ähnlich wie Stefan George) und bekannte sich 1938 „in einer Rede über die Wirkungen Goethes in der Gegenwart „„zum Orden derer, denen alle Länder und Meere der Welt nicht genügen würden, wenn das Reich des Geistes und des Herzens unerobert bliebe".

Hierin stimmen wir mit ihm überein. „Sein Schaffen war, mit seinem eigenen Wort gesagt, „„für die gutgewillten Seelen jener Jahre reine Bestärkung, ein unersetzlicher Trost."" Er wohnte in Rittsteig bei Passau am Ende des 2. Weltkrieges, an welchem Orte der Verfasser dieses Buches auf dem Marsche von der Front in die Heimat an ihm fast mit persönlicher Berührung vorüberging.

Das Rein-Menschliche in Carossas Werk rührt und bewegt uns tief, weil auch dies gut deutsch ist und unseren besten Gefühlen nahe ist und entspricht. Man ist nicht ein schlechterer Deutscher weil man andere v e r s t e h e n kann, sondern man ist ein seelisch-weiterer Mensch, wenn man den andern Menschen auch achtet, sofern er achtenswert ist. Echtes Nationalgefühl kann nicht ausschließen, daß man Sinn und Verständnis für andere

Menschen und Völker hat. Nein, da unser Nationalgefühl eine unabdingbare Forderung an jeden von uns darstellt, muß man dieses Nationalgefühl auch jedem anderen Volke zubilligen, zusprechen und bejahen. Die Grenze ist freilich da, wo unbillige Forderungen an uns gestellt werden und wo unsere eigenen wohlerwogenen Interessen und inneren wie äußeren Ansprüche von andern mißachtet oder mißbraucht werden. Da heißt es Halt, denn das Hemd ist auch uns näher als der Rock, und das bedeutet, da wir unsere berechtigten Lebenswünsche in vernünftigem Maße an erster, zumindest aber an gleicher Wertstelle berücksichtigt sehen müssen wie die anderer Völker. Diese Erörterung scheint uns angesichts einer zu engen Fassung des Nationalbegriffes und nationaler Forderungen überhaupt am Platze zu sein. Wir können für uns nur soviel fordern, wie wir gerechterweise dem anderen zuzubilligen bereit sind.

Religiöse Gesinnung ist dort nur echt, wo sie gleiches Recht anderen zuspricht, das sie für sich selbst fordert.

Egoismus und Macchiavellismus werden uns nur in Verstrikkungen führen, die sittlich (moralisch) unvertretbar sind; auch die Politik hat sich danach zu richten.

Wenn also Hans Carossa die rein menschliche Seite eines Dichtertums vertritt, so bedeutet das keine Minderung unseres volklichen Seins, sondern eher eine Vertiefung unserer Beweisgründe und Forderungen an die Welt, uns ebenso u n s e r Recht zu geben, wie es die andern Völker für sich verlangen.

Die Dichtung Carossas berührt an vielen Stellen jenen Bereich, den wir den „religiösen" nennen, weil sein Daseinsgefühl allumfassend ist und in die letzte menschliche Tiefe geht. So sind seine Gedichte als ein Bekenntnis der Allverbundenheit des Menschen mit Pflanze und Tier, mit allem Wesenhaften zu deuten. Wir dürfen daran erinnern, daß im ARTGELÖBNIS ein Gleiches zu finden ist! „WIR GELOBEN, ZU LIEBEN ERDE UND ALL, HIMMEL UND HEIMAT, PFLANZE UND TIER, WASSER UND WIND ALS WESENSKINDER DES GÖTTLICHEN." Dies ist die gleiche Haltung, welche Carossa in seinem dichterischen Werk verkörpert. Sie ist nicht urgermanisch, da unsere Vorfahren dieser Gesinnung tief verbunden waren: Die lebendige Natur war ihnen ein Heiligtum. Diese Gesinnung trennt notwendigerweise den Menschen Nord- und Mitteleuropas von der Süd-Menschheit im allgemeinen, weil bei dieser die Natur als Schrecken, als Drohung, nur als Gefahr und Verhängnis empfunden wird. Dies gilt besonders für die Wüstenvölker, bei denen die endlose gefährliche Öde lebenvernichtend erscheint und ihr Gottes- und Daseinsbild demgemäß entsprechend geformt ist.

Carossa aber erweist sich hierin ganz als Europäer, denn seine Liebe zur Natur, seine Allverbundenheit ruht auf dem immer gefühlten Bewußtsein der Harmonie des Göttlichen, und also auch der göttlichen Natur mit dem Menschen. — Freilich liegt hierin ein möglicher Denkfehler. Denn nicht alles in der Natur kann „göttlich" genannt werden, es sei denn, man verändere den Inhalt des Begriffes „GOTT" völlig und dehne ihn aus auf das Gebiet jedes Lebens, auch wenn es vernichtet und zerstört. Soweit aber gingen unsere Vorfahren in ihrer Weltanschauung nicht. Sie unterschieden die helfenden, aufbauenden Kräfte von den zerstörenden, und dies ist ein Grundbestandteil auch des ARTGLAUBENS. Daher ist der Pantheismus für uns nur eine Teilwahrheit. Die ganze Wahrheit liegt beschlossen in der Anerkennung der Tatsächlichkeit, daß das Leben in Mensch und All zweiheitlich ist, zwiespältig zwischen Gut und Böse, Gestaltend und Vernichtend gespannt, und daß es die Aufgabe des Menschen ist und bleibt, hier das Maß zu setzen, was für ihn, seine Kultur und sein Volk, sein Zusammenleben mit anderen gut und richtig, aufbauend und gestaltend oder bös und falsch, vernichtend und zerstörend ist.
Es seien einige Beispiele von Carossas gestaltender Dichterkraft gegeben, die seine liebenswerte All- und Naturbejahung erweisen. Auch diese sind Pfade zu einer wesensgemäßen Auffassung des Göttlichen im Gesamtleben des Alls und der Menschen.

1.

**Gruß**

Erschreckt dich doch die Flammen-Einsamkeit?
Versucht dich manchmal noch die alte Zeit
Mit ihren spröden Taten, losen Spielen,
Unzähligen Masken, drin wir uns gefielen?
Es frommt nicht mehr. Der Kreis ist überschritten,
Rückweg und Flucht freiwillig abgeschnitten.
Im tief Erkannten können wir nicht wohnen.
Ich sandte meine mächtigen Dämonen,
Dir nah zu gehn mit Winken und mit Stimmen;
Stark wirst du sein zum Guten wie zum Schlimmen,

2.

Indessen ich im untern Leben weile,
Mein schwankes Los mit vielen Brüdern teile,
Die mir den Gott der Schmerzen offenbaren,

Bis endlich, nach bestandnen Prüfungsjahren,
Die frei Gesonderten sich neu verbünden.
Einst werden wir im höchsten EROS münden
Und jedes andern Dämons leicht entraten.
Die letzte Tat prägt alle frühern Taten.

An Goethe erinnert der geheime Sinn dieses Spruches. Er erinnert auch an die Tätigkeit des Arztes im Kriege, die vielfach dämonisch und grausam war. Der EROS, der uns alle prägen kann, ist die Liebe zu einer Ich-überwindenden Idee, die bei uns unserem Volke und unserer Gesamt-Menschenart gilt.

**Von Lust zu Lust**

Liebe fordert letzte Beugung, und ich trau dem dunklen Rufe.
Noch im tiefen Graun der Zeugung fühl ich Schenhsucht,
ahn ich Stufe.
Einmal muß ich Welle werden,
muß im Rausch des Tiers zerfließen.
Erst aus ganz gelösten Erden
kann der Stern zusammenschießen.
Seele rast hinab zum Schoße.
Dort wird sie von Lust verschlungen.
Auf den Geistern liegen große glühende Verfinsterungen.
Dann verebben unsre Schauer, und ich darf zur Welt genesen.
Wer gezeugt hat, fällt in Trauer.
Aus der Trauer steigt das Wesen.

Diesem stehn die Sphären offen.
Es zieht Leuchtkraft aus dem Trüben.
Mit Pleromas reinsten Stoffen wird es neue Zeugung üben.
Goldne Schlange, schnell vermodert
An der Wollust nacktem Strande,
Fliegt als Vogel, hell umlodert, über morgendlichem Lande.
Liebend lös ich mich vom Weibe,
Laß die Freudenflut verrinnen.
Den kristallnen Leib im Leibe
Laß ich langsam Glanz gewinnen.

**Leidenschaft**

Das Blau begrüßend, werden wir Azur.
Frei gehen wir durch die Dämonenflur,
Als ob die Welt noch schuldlos offen stünde;
Die Sonne schiebt sich durch Gewittergründe
Hinab zu ferner Forste Splittersaum.

Von Flügelschlägen blinkt es tief im Raum.
Und immer streift am Korn die Schwalbe dicht,
Sie meidet unsre wache Nähe nicht.
Kaum fortgeblitzt, jäh wieder hergeführt.
Und manchmal, wenn ihr Flug uns fast berührt,
Daß wir der Augen schwarzes Licht gewahren,
Befremdet uns ihr ungestüm Gebaren.

Es ist, als ob sie uns den Weg verstelle,
Uns zornig scheuche von der Ackerschwelle.
Sie spürt Gewalt, sie wittert grausige Wunden,
Sie sieht uns noch ans blinde Sein gebunden,
An böse Träume, süßen Tiefentrug,
Wir sind ihr noch nicht leicht, nicht kühn genug.
Ihr will vor Schnellkraft fast die Brust zerspringen.
Sie möchte uns zum Vogelsein beschwingen,
Uns aufwärts ziehn aus Gärungen und Nöten,
Und wen sie nicht befrein kann, will sie töten —.

Wir aber schaun ihr nach wie einem Schemen.
Des Vogels Gabe dürfen wir nicht nehmen.
Uns führt ein Gott in strengen Lebensschranken.
Wir dürfen nichts der Kreatur verdanken.
Uns lösen keine Geister, keine Flammen,
Als die aus unserm eignen Blute stammen.

Dies ist ein tiefsinniges Gedicht. Wir bewahren die letzten Worte davon.

**Geheimnisse**

Stern muß verbrennen schlaflos im Äther,
Damit um Erden das Leben grünt.
Blut muß versinken, viel Blut, viel Tränen,
Damit uns Erde zur Heimat wird.
Wo Kräfte rasen in wundem Hasse,
Quillt lautre Heilkraft aus gutem Tod.

Solang wir irren, wachen die Mächte.
In bittrer Eintracht suchen wir Licht.
Und alle Wunder geschehn an Ufern.
Wir drängen alle zum freien Strand.
Wir sind beladen mit Stoff der Sonne,
Wir müssen schwinden, so stark wir sind.

E s g i b t k e i n E n d e,
N u r g l ü h e n d e s D i e n e n.
Z e r f a l l e n d s e n d e n w i r
STRAHLEN AUS.

Das All-Leben ist unendlich. Das Erdleben ist mit Ende gesetzt. Volks- und Artleben bleibt unsere heilige Aufgabe, nach den immer geltenden Lebensgesetzen.
Die Gedichte sind entnommen dem Bändchen Hans Carossa, Gedichte, Insel-Bücherei 500 Leipzig 1940 — Vom Dichter ausgewählt.

345.

**Ernst Bertram, Künder nordischen Wesens**

Am Schluß dieses Kapitels stehe ein Mann, der, wie keiner bisher in der Reihe deutscher Wesenskünder den nordischen Anteil unseres geistigen und seelischen Erbes betont und in tiefer Sorge um die Gefahren solcher inneren Bestimmung Wege aufzeigt, die das Schöpferische freimachen sollen gegenüber Weltfremdheit, naiver Parzival-Torheit unserer Rasse und der Neigung, aus dem Gefühl verpflichtender sittlicher Gesinnung dem Falschen, ja, dem Feind zu helfen und ihm die Mittel in die Hand zu geben, uns zu vernichten.

Es ist kein Zufall, daß dieser Mann seine geistige Herkunft aus dem Stefan George-Kreis herleitet, weil dort der Genius unseres Volkes zugleich mit seinen Schwächen gegenüber der Wirklichkeits-Welt gesehen wurde. Es ist nicht Kritik um jeden Preis, die den großen Dichter und seine Freunde und Gefährten veranlaßt haben, vor Abenteuern auf Wikinger-Art zu warnen und die zivilisatorische Endlage Europas klar zu durchschauen, sondern es ist die tiefste Verantwortung, welche gegenüber dem deutschen Schicksal zu denken ist: und wie sehr Recht haben die Warner gehabt und wie tragisch ist trotzdem der Turm unserer Hoffnungen zusammengebrochen!

So müssen wir Bertram als einen der befugten Warner ansehen, weil er — wie sein Meister Stefan George, unseren Charakter in seinen Schwächen und Mängeln klar erkannte, ebenso aber müssen wir ihn bewundern und lieben, weil er vom deutschen Genius — nach wie vor — allein die innere Rettung des Abendlandes erhoffte und erwartete. Dies in einer Zeit offensichtlichen Niederganges zu tun und nicht zu lassen, macht die Bedeutung und Größe auch Bertrams aus. Es hebt aber zugleich den Kreis

des Lehrers und Meisters in eine Höhe, die dem Zeiturteil nicht zugänglich ist.

Nicht zu Sternen sollt ihr beten,
Tief in euch ruht euer Los.
Könnt ihr aus euch selber treten,
sind auch eure Sterne groß.

Wir sollen nicht überirdische Gestalten und Gewalten anrufen, uns zu helfen; sondern wir müssen, uns selbst überwindend, den Weg unseres Erbes gehen, und das ist der wohlverstandene und wohlerwogene Weg der Selbsterkenntnis und des Schöpfens aus unserem besten und tiefsten Wesen. Dieser Gedanke ist es, welcher der Kritik und Mahnung Bertrams zugrunde liegt. Ein uns und unser Erbwesen bejahender Gedanke ohne den Frevelmut allerdings zu glauben, daß wir die Allerbesten und Allereinzigen wären, welche in der Welt begabt und begnadet sind. Begabung und wesenhafte Begnadung vom Schicksal bedeutet aber stets höchste Verantwortlichkeit und strengste Prüfung, ob man dem Geforderten genügt und ob der Weg, den man zu gehen bereit ist, allen sittlichen Maßstäben unserer eigenen Art angemessen und voll entsprechend ist. Verantwortung vor uns selber, unserem inneren Gesetz, kann allein die Dinge unseres Volkes ordnen und der Welt ein Beispiel zeigen, wie Gesittung (das ist ja „Kultur") wachsen kann und muß, wie ein geteiltes Volk, eine im tiefsten führungslose Menge wieder richtig gegliedert und lebensgemäß aufgebaut werden kann, damit es die Pflichten erfüllt, welche die Zukunft als Erfüllung erwartet, wenn wir nicht im Chaos der modernen Zivilisation und im Irrweg einer sinn- und wesenslosen Technisierung untergehen und unsere eigenste Schöpferkraft für immer verlieren sollen. Ich nehme die Probleme vorweg, die Bertram dichterisch gestaltet und deutungshaft behandelt.

1.

Zeit ist zu reden von der Toren Wahn:
„Gleich sind die Völker, so an Wert und Amt."
Unwertere Weisheit rann aus Narren nie,
Unwürdiger ward nie ein Pfand vertan.

Zeit ist zu fragen: Wollt ihr Toren wohl
Die Leiter Gottes brechen? Tausend Stufen
schuf er zu sich hinauf in jedem Reich,
ein jedes Volk trägt Siegel nach dem Rang.

Zu oberst aber welches Volk der Gott
Gesetzt zum Herrn der Völker innen, frag
das schwerste Schicksal, frag das hellste Aug',
frag das reine W o r t, den tiefsten Klang.

Der hier angesprochene „Gott" ist nicht der christliche. Denn dieser Gott, der hier gemeint ist, ist das Leben selbst, das Lebens-Gesetz. Es setzt Stufen und Ränge jedem Menschen und jedem Volk. Stufen und Ränge nach Begabung und Wesen, Berufungs-Fähigkeit und „Charakter", dieser im Sinne wertvollster stetiger Eigenschaften gefaßt. Der Gleichheitswahn wird hinsichtlich jedes Menschen, aber auch hinsichtlich jedes Volkes abgelehnt. Dies bedeutet nicht, daß andere Völker keine Begabung, kein Schicksal, keine Berufung hätten; es bedeutet nur, daß jeder Mensch und jedes Volk eine eigene vom andern wesensverschiedene Berufung und Aufgabe, „Sendung" sagen wir, hat. Wer aber das schwerste Schicksal hat, ist zum Höchsten berufen. Nicht Wohlstand und Ausleben führt dorthin, sondern Zucht, Verantwortung, Arbeit, Genügsamkeit und schließlich die Gnade wahrer Berufung.

2.

Hört aber mit Ernst, jüngste Söhne des Nords,
Hört, die Warnerin warnt:
Wahret, wahrt das Blut!
Keinem gab alles der Gott,
Eures nur euch.
Eure Gesänge verhalln
Fremd in fremderem Kind,
Euer Horchen, es stirbt.

Jede Stimme will Gott hören in seinem Chor,
Eure von euch.
Wahret, wahrt das Blut!
Denkt an das Kind.
Lied, das immer nur euch träumte,
rettet, rettet das Lied!
Traum, den ewig nur ihr singt,
rettet den Traum!

Diese Gedichte und ihre Warnung und Mahnung, ihre Weisheit und Sorge, sind schon 1913 bis 1927 dem deutschen Volke gesagt worden. Heute hören wir Negergesänge aus allen Radiosendern. Quäkende, kreischende, alberne und gemeine Worte und Melo-

dien. Heute kennt eine Jugendgeneration kaum noch die Volkslieder, die ihre Eltern und Großeltern gesungen haben. Heute ist der Verfall amtlich geworden. Wer seine Tradition, seine kulturelle und volkliche Überlieferung vergißt und aufgibt, der ist als Volk verloren. Wir erheben unsere Stimme gegen den Mißbrauch der öffentlichen Sender. Wir sind mit Bertram und den Edelsten unseres Volkes einig in der Verwerfung der international sein sollenden Reizmusik und ihrer gewöhnlichen oder gemeinen Texte. Aber noch wacht eine Jugend über dem Erbe unseres Volksliedes. Dieser Jugend gehört unsere Stimme. Sie ist Hoffnung und Lichtblick im Chaos der Zeit.

3.

Süden aber ist Tod. Vergeßt nicht:
Ihr seid Kinder des Eises.
Sonne tötet euch schön
auf Klippe seidigen Meers —
Denn Schönheit ist beginnliche Gefahr
und Lauerung des Tods.
Ihr sollt nicht atmen wollen
als in Fahr.
Ihr sollt nicht wandern wollen
als zum Tod.
Zieht hin, zieht hin!
Dich holt der Nord zurück,
den du geschmäht,
Und flöhst du übers Meer
ins große Blau.
Du selbst bist Nebel und Nord,
Und noch im Glanz sehnst du die Wolke her,
die dich verhüllt.
Du selbst bist Nordens Ton.
stirbst du im Süd, doch holt,
den du entbehrt,
Dein Nord dich heimlich heim
im Klang, als Hauch.

Süden aber ist Tod. Dorthin gingen alle unsere Völker und vergingen dort am Süden. Mischung und Klima, Wein und Herrenleben verdarben Reinheit und Keuschheit, Klarheit und schließlich das Wesen selbst. Zuletzt kam die Demokratie, angeblich Volksherrschaft, in Wahrheit der Terror der Menge und Masse. geleitet von hintersinnigen „Führern" eigener Interessen. Und

alles versank im Gleichheitswahn, und es wurde dunkel über den Völkern des Nords.

4.

**Die letzte Weissagung**

Der kalte Baum, der Baum, den niemand kennt,
In meiner Heide brennen wird um ihn
Die wildeste der Schlachten um den Sieg.
Der dürre Baum, der Baum, den niemand kennt,
In meiner Heide: blühen wird um ihn
Der überholde Mai, der nie verwelkt.
Der hohe Baum, der Baum, den niemand kennt,
In meiner Heide: ragen wird sein Stamm:
Weltsäule eines Saals für unsern Gott.

Bertram wußte nicht, daß schon eine Generation später Träger seines Volks den Baum erwählten zum höchsten Sinnbild. Es ist der Weltenbaum als Zeichen des sittlichen Gesetzes, welches das Weltall allein trägt. Denn ohne sittlichen Sinn der Welt kann unsere Art nicht leben. Und so schuf sie ihr höchstes Symbol: Das Lebensgsetz muß seinem tiefsten Wesen nach zugleich sittliche Richte sein, sonst wäre Leben und Welt ohne Sinn.
Die Gedichte sind entnommen aus: Ernst Bertram, Von deutschem Schicksal, Im Insel Verlag Leipzig 1913—1925.

345a.

**Ernst Bertrams Lebensgang**

Ernst Bertram (27. VII. 1884 — 2. V. 1957) ging aus dem Stefan George-Kreis hervor, als Wissenschaftler und Dichter, der sich bei allem Bewahren klassisch-antiken, südlichen Erbes zum nordisch-germanischen Vermächtnis bekannte. 1940 erhielt er den J. von Görres-Preis der Universität Bonn (als „„einer der seltenen deutschen Dichter, dem unser Land und Volk in beglückender Weise zum edelsten geistigen Haupterlebnis ward““). 1944 den Rheinischen Literaturpreis (als Wächter und Künder aus rheinischem Erbe) und sonst noch weitere hohe Preise, „als schöpferische Persönlichkeit, deren ethische Haltung und strenge Zucht der Sprache als Vorbild Achtung und Ehrfurcht verdienen“.

„Nach langem Aufenthalt in München habilitierte er sich 1919 in Bonn mit der genialen Habilitationsschrift NIETZSCHE, VERSUCH EINER MYTHOLOGIE, die ihm europäischen Ruf einbrachte."

Nach dem Ende der nat.-soz. Herrschaft wurde er von offiziellen Stellen gerade dort verkannt, wo er inneren Widerstand geleistet hatte:

„. . .als Verfechter des Georgeschen Elitegedankens" wurde er als Minderbelasteter des Amtes enthoben. 1950 wurde B. emiritiert."

Spätere wissenschaftliche Werke „werfen die Grundfrage nach dem Wesen nordischen und südlichen Menschentums auf."

„Das Nornenbuch. . . ist ein zeitloses, weder an Raum noch Geschichte gebundenes Bekenntnis zum Germanentum, zu den Ahnen, Meistern und Befreiern des Nordens."

„In dem Stefan George gewidmeten Verswerk Griecheneiland feiert er in vier Sinnkreisen urzeitlicher Frühe, königlicher Führung, Ahnung des Vergehens und „„Entsendung"" in die Zukunft, heilige Hochzeit des innigsten Deutschen mit dem höchsten „„Hellenischen"".

Bertram war eine Persönlichkeit, die sich in den schwierigen Zeitläuften vermöge seiner Objektivität und seiner nicht fehlzudeutenden Vaterlands- und Heimatliebe aufrecht und ehrlich gehalten haben. In der Folgezeit des 2. Weltkrieges wurde er fälschlicherweise zu den geistigen Mitvertretern des nat.-soz. Staates gerechnet und bekämpft, von amtlichen Stellen benachteiligt und geschmäht, wie es vielen eigenständigen nationalgesinnten Menschen erging, die nichts weiter sein wollten als Deutsche und sich keiner Partei angeschlossen hatten.

Diese Verfahren waren kein Ruhmesblatt der neuen Demokratie und haben ihr im Nachgewissen vieler bester Deutscher geschadet. Heute ist Bertrams Wirkung nicht abzusehen. Sein Meister Stefan George wird, wie er selbst, eines Tages als das erkannt werden, was wir „ewige Deutsche" nennen. Der werdende ARTGLAUBE hat ihnen Unendliches zu verdanken. Sie waren und sind die Sprecher einer neuen artbestimmten Zukunft. (Die in Anführungszeichen gesetzten Stellen sind entnommen Lennartz, S. 63—66.)

## XXV. Kapitel

# Letzte Versuche und Vorläufe zu einem Glauben unserer Art

1. Teil

346.

### Guido Kolbenheyer, Metaphysik und Lyrik

Guido Kolbenheyer (30. XII. 1878 geb.) ist eine, vom Volklichen und Artlichen her gesehen, sehr vielfältige und problematische Persönlichkeit. Die Urteile über ihn lauten äußerst verschieden. Er hat nach dem 2. Weltkriege ebenso sehr Ehrungen erhalten wie Ablehnung und Gefährdung erfahren und reiht sich damit in die Kette der Bertram und George ein. Schon aus diesem Grunde haben wie Anlaß, uns mit ihm zu beschäftigen, obwohl sein philosophisches Werk schwer beurteilbar und auch schwierig zu deuten ist. Der Verfasser dieses Buches ist bemüht, ein seiner Bedeutung und seiner geistigen Tiefe entsprechendes Bild dieses bedeutenden Geistes zu geben, obwohl er glaubt, daß hinsichtlich des Weges zu einem im Bewußtsein klarer werdenden Artglaubens kein entscheidender und lösender Standpunkt gefunden wurde. Wie bei Rilke, — dem er so ganz und gar unverwandt ist, — zeigt sich doch eine Übereinstimmung, die aus dem östlich geformten Erbe des Dichters stammt, ein Schweifen in Gefühlsbahnen, die klare Entscheidungen und die Anerkenntnis harter Wirklichkeiten ausschließen und dafür das „Metaphysische als eine Geisteseinstellung" heranziehen, welche geprägte Aussagen über Unsere Artentscheidung im Glauben nicht zulassen, vermeiden — könnte man auch sagen. Dies alles hängt wesentlich damit zusammen, daß der Ausgangs- und auch Endpunkt des Sinnens und Grübelns des Dichters der Einzelmensch ist, sein Verhältnis zu Welt und „Gott", und nicht die absolute Gebundenheit an Art und Volk als den Voraussetzungen und Vorbedingungen für das Leben den Einzelnen, auch als Kulturmensch und auch als Seelensucher.

Hierfür möge zunächst sein äußerer Lebensgang Anhaltspunkte und Deutungstatsachen geben. Wie bei Rudolf Steiner und Rilke ist die südöstliche Herkunft ein Signal, welches Richtung und

Weise des Denkens und Fühlens anzeigt und uns manches erklären kann, was dem westlichen Europäer fremd und dem nordischen Europäer fremdartig erscheinen muß, neben anderem Inhaltlichen auch die Länge und Breite sowohl seiner dichterischen wie auch seiner philosophischen Ausführungen und Darstellungen.

Der Literaturhistoriker Lennartz gibt seinem Ruhme genügenden Raum, und so folgen wir ihm insoweit gern.

„G. K. ein Dichter und Philosoph sudeten- und karpatendeutscher Herkunft, wurde als Sohn eines Ministerialarchitekten in Budapest geboren. Er besuchte das Gymnasium Eger, studierte in Wien Philosophie und Naturwissenschaften und promovierte...1905. Ursprünglich wollte er Universitätslehrer werden, entschied sich aber früh zur freien Schriftstellerei. Nach dem ersten Weltkrieg verließ er Wien, lebte 13 Jahre lang in Tübingen, zog 1932 nach Solln bei München... Die Stadt Frankfurt verlieh K. als einem „Meister gleichermaßen des geistesgeschichtlichen Entwicklungsromans wie des Schauspiels“ und „Gestalter deutscher Volkwerdung, der in seinem großen epischen und dramatischen Schöpfungen stets verantwortungsbewußt und sich selber treu für die Reinheit und Wiedergeburt des deutschen Wesens eingetreten“ sei, den Goethepreis 1937, 1938 erhielt er den Adlerschild des Reichs und andere Literaturpreise und Ehrungen. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde K. zunächst unter fünfjähriges Berufsverbot gestellt und später in die „Minderbelasteten“ eingestuft. Seine Gegner verurteilten nicht allein seine frühere politische Haltung, sondern sprachen auch seinen Werken jeden literarischen Wert ab. Seine Freunde, die eine K.-Gesellschaft gründeten, verwahrten sich dagegen im Namen derer „„die noch Achtung empfinden vor einem Lebenswerk höchsten sittlichen Ernstes, denkerischer Zucht, Weite und Fülle und längst gesicherten künstlerischen Ranges“.“

Dieser Verwahrung eines abträglichen Urteils über Kolbenheyer und sein Werk schließen wir uns im vollen Umfange an. Über die menschliche, sittliche und volkliche Haltung des Dichters gibt es unter den wahrhaft verantwortlichen Menschen der gesamten europäischen Artgemeinschaft kein anderes Urteil. Wie immer im einzelnen Kritik geübt werden mag und muß, die persönliche Lauterkeit und das geistig-seelische Maß, der menschliche und künstlerische Rang steht außerhalb jeder Frage. — Wenn wir als Vertreter einer einheitlichen und auf das Wesentliche unseres Arterbes gerichteten Weltanschauung Kritik an einzelnen Punkten seiner philosophischen Beweisführung üben, so hat das

nichts zu tun mit der Anerkenntnis des bedeutenden Menschen und Schöpfers. Wie wir es auch im Falle Rilkes betont haben, muß das östliche Element unseres Volkstums und unserer Gesamt-Art einbezogen werden und einbezogen bleiben in die große Gemeinschaft der Gesittung und Glaubensentscheidung der Gegenwart und Zukunft. Auch Kolbenheyer ist ein Baustein des ewigen Nordreiches, und wir sind weit entfernt davon, eine Abweichung von unserem eigenen philosophischen und religiösen Standpunkt für eine endgültige Trennungslinie unter Deutschen oder Mitteleuropäern zu halten; Glaube und Weltanschuung, bzw. Philosophie und Metaphysik sind letzte Entscheidungsquellen unserer Menschenart und können nur dem eigenen Gewissen des einzelnen Volksgefährten anvertraut sein. Glaube wächst nur in Freiheit. Daß Kolbenheyer artverbunden und volkhaft gerichtet ist und war, daran gibt es keinen Zweifel. Wenn wir einige andere Wege zur Bindung jedes Volksgefährten gehen und diese als die festesten und unlösbarsten empfehlen, so hat die Entscheidung darüber, welcher Weg zum neuen Volksstaat zu wählen ist, nur das einzelne Gewissen. Sicher ist, daß der Dichter und Mensch Kolbenheyer darin mit uns stets überein gestimmt hätte. — Wir betrachten nun zunächst seine Form der philosophischen Gedankenführung und dann die Aussage seiner Lyrik, soweit diese von besonderem weltanschaulichen Belang ist.

## 347.

## Was ist Metaphysik — bei Kolbenheyer?

Unter Metaphysik versteht man gemeinhin einen philosophischen Ordnungsversuch (System), der die großen Fragen nach dem Sinn des Lebens, der All-Bezogenheit des Menschen und den Zusammenhang aller über die physis, d. h. die körperlich-tatsächliche Erscheinung der Dinge hinausgehenden betrifft. Hierzu gehört sinngemäß auch die Frage nach „Gott", einem „göttlichen Wesen", dem man leitende Funktionen im kosmischen Zusammenhang zuspricht, oder nach den „Kräften", die im Dasein wirksam oder auch nicht wirksam genannt werden können.

Eine solche Meta (= über — hinaus) — Physik (= stoffliche Beschaffenheit) gibt zum Beispiel Plato in seiner Ideenlehre, in der er ausführt, daß alle physischen Erscheinungen nur der irdische Abglanz, bzw. die irdische Entsprechung einer überirdischen-unirdischen Idee sind. Die Idee (idea = das Geschaute) ist der

Ursprung aller Erscheinung. Und Erscheinung bedeutet im philosophischen Sprachgebrauch das von unseren Sinnen Wahrgenommene. (Zu den „verlängerten Sinnen" gehören natürlich auch alle Apparate und Instrumente, mit denen man Gegenstände im All oder auf der Erde feststellen kann, die das menschliche Auge nicht wahrnimmt.) Von der Metaphysik eines Philosophen erwartet man also ein System (Ordnungsversuch mit logischen Mitteln), welches einem Aufschluß gibt über die Ansicht des Verfassers oder Begründers, wie er die Dinge des Alls, des Göttlichen und der Daseinszusammenhänge betrachtet und ordnet.

Unter diesem Gesichtspunkt sind folgende Äußerungen Kolbenheyers bemerkenswert: (Bauhütte, S. 28 ff bei Albert Langen, Georg Müller Mü 1925/43)

„Es steht zur Frage: Weshalb der Angriff eines Neubaues, wenn andere Metaphysiken genügen können? Die Antwort: Es gibt heute keine Metaphysik, die der naturwissenschaftlichen Entwicklung in den letzten Jahrhunderten entspräche, und jede Metaphysik ist wirkungslos, d. h. auf die Dauer unbefriedigend, die dem Entwicklungsstande der Naturwissenschaft nicht entspricht. — Darum sind auch die letzten hundert Jahre zu keiner Metaphysik gelangt, die unserer Gegenwart genügen könnte. . ." (S. 28/39) „Hier wir demnach der Standpunkt vertreten, daß eine metaphysische Ordnungseinsicht dem Fortschritte jener Erkenntnisse genügen müsse, die ihren Antrieb aus der Anpassungsnötigung der Kulturmenschheit an die inneren und äußeren Veränderungen der Lebensverhältnisse erhalten haben und darum lebensgestaltend geworden sind: „Metaphysik also in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu den Erkenntnissen wissenschaftlicher Erfahrung."

Soweit Kolbenheyers Meinung zum Sinn und Wandel der Metaphysik. Diese Ansicht von der Abhängigkeit der höchsten Denker- und Philosophenergebnisse von dem jeweiligen Stand der Naturwissenschaft darf nicht unwidersprochen bleiben. Wir erinnern uns dabei zunächst an die Abhängigkeit Kolbenheyers von einer naturwissenschaftlichen Ausbildung und Doktor-Arbeit und an sein völliges Beeinflußtsein von biologischen Abwandlungsbedingungen des Menschen im Laufe seiner sogenannten Entwicklung. Wir denken an Platos Weltbild, das für viele tiefste Denker noch heute sinnbildliche Bedeutung und Geltung hat. Wir denken an das Weltbild unserer Vorfahren, das in den Grundzügen und wesentlichen Urteilsbezügen uns heute noch richtig erscheint und auch der Meinung Kolbenheyers von

der Anpassungsnotwendigkeit an die wechselnden biologischen Lebensverhältnisse genügen müßte. Und hier kommt etwas zum Tragen, was niemand vergessen darf: Metaphysik als Weltbild-Gestaltung schlechthin ist überhaupt nicht auf den Stand der Wissenschaft angewiesen. Nur soweit Metaphysik eine materielle, physikalisch und allgemein-wissenschaftlich nachweisbare Behauptungs-Autorität sein will, mag die Ansicht K.s von der Abhängigkeit vom naturwissenschaftlichen Entwicklungszustand zutreffen. Für jede weitere Bedeutung einer Metaphysik aber gilt sie nicht. Denn eine Aussage über die letzten Zusammenhänge schließt nicht notwendigerweise konkrete, tatsächlich-physische und physikalische Behauptungen ein, sondern kann sich in ganz anderen Begriffen und Formen bewegen als in denen der logischen Abhandlung und Zuordnung von tatsächlich Gewußtem und Erkanntem.

Ich meine damit ein metaphysisches Weltbild, wie es jede Religion entwirft oder zur Grundlage — (auch unausgesprochen —) hat. Die christliche Religion hat ein solches metaphysisches Weltbild im Hintergrund, mit Gott, dem Allmächtigen an der (unbewiesenen) Spitze; und jede Religion baut hinsichtlich ihres Geltungsanspruches auf andere Kräfte als auf die logisch-beweisbaren und rational erfaßbaren.

Kolbenheyer versucht hier also, den Begriff und Wortinhalt des Kennwortes Metaphysik einzuschränken, bzw. zu verändern. Dies muß zu Anfang einer Erörterung über K.s Philosophie gesagt werden.

Wenn nämlich eine Metaphysik abhängig wäre von dem jeweiligen Stand der Naturwissenschaft oder irgend einer anderen Disziplin logisch-rationalen Denkens, dann könnten wir alle paar Jahr eine neue Metaphysik gebrauchen und ihr Geltungsbereich wäre äußerst kümmerlich und unzureichend, K. würde sagen: unbefriedigend.

Wir halten demnach fest: Metaphysik ist eine Aussage (wissenschaftlicher oder anderer geistig-religiöser Art), die dem menschlichen Bedürfnis seelischer und gläubiger Art genügen soll, um ihm einen Daseinssinn zu vermitteln, den er z. B. allein in der Wissenschaft nicht finden kann, den aber fast jeder Mensch braucht, um sein persönliches Sein innerlich einzuordnen in den Lebensbezug und seine persönliche Stellung gegenüber Mensch, Volk, Art und dem „Göttlichen".

Was gibt nun Kolbenheyer an Stelle einer echten Metaphysik?

## 348.

**„Metaphysische Geisteseinstellung"**

Die seltsamen Wege der Kolbenheyerschen „Metaphyisik" (– die keine ist –) werden im folgenden Abschnitt deutlich gemacht: Bauhütte, S. 34 ff:

„Das Wesen der Bewußtseinsinhalte kann nur dann erfaßt werden, wenn das Inhaltserlebnis unter eine Ordnungseinstellung gesetzt wird, die das Zufällige der Erscheinungsform vermeidet, indem sie den Gegenstand, auf den der Wesensinhalt hindeutet, einer allgemeinen, also alle Bewußtseinserlebnisse umfassenden Grundanschauung unterzieht. Metaphysik durchleuchtet, Weltanschauung bewegt. Beide Ordnungsformen sind dem Lebensbestande der heutigen Kulturmenschheit unentbehrliche Hilfen geworden. Eine dauernde Vernachlässigung der einen oder anderen müßte jedes Volk in diesen Zeiten eines anpassenden Entwicklungssturmes weit zurückwerfen.

Was hier Metaphysik genannt wird, kann daher auf das System verzichten, und darin liegt auch die Hauptunterscheidung von den früheren Metaphysiken, die darauf ausgegangen sind, den metaphysischen Trieb der Menschheit dadurch zu stillen, daß sie einem System zustrebten, das dem Wesen der Welt entsprechen sollte."

Der Philosoph setzt nun ferner auseinander, daß der Einzelmensch nicht mehr ohne den andern leben kann, und das einzelne Volk auch nicht mehr ohne das andere. Daraus ergeben sich Spannungsverhältnisse des Unbefriedigt-Seins, die das Bedürfnis nach Metaphysik von neuem hervorrufen.

(S. 36/37)

„Es ist der Grund tiefster Gemütsbewegung und Gefühlserlebnisse, daß der Kulturmensch sich in weltweiten Zusammenhängen des Belebten und Unbelebten eingesponnen weiß, ohne sie zu durchblicken. Aus dieser Spannungslage erfließen aber nicht nur Gemüts- und Gefühlserlebnisse und deren Ordnungen, sondern auch Bewußtseinserlebnisse, die sich an die Vernunft, an das logische Vermögen mit Ordnungsforderungen wenden:

Der metaphysische Trieb ist die logische Anforderung solchen Spannungszuständen des Bewußtseins gegenüber. Die Metaphysik ist Antwort darauf. Und eben deshalb, weil ein Spannungsverhältnis solch stetig wachsender Weite keine

logische Lösung in einem endbefriedigten System finden kann, kann Metaphysik kein Ordnungsergebnis werden und muß in einer BEREITSCHAFT oder Einstellung des Geistes eine zureichende Befriedigung des metaphysischen Triebes suchen, allerdings in einer Geisteseinstellung, die aus der Erfahrungsweite der menschlichen Erkenntnisse und Gefühle... die Grundverhältnisse aller Bewußtseinserlebnisse in Einklang zu bringen vermag...
Metaphysik als eine Geisteseinstellung allgemein umfassender **Ordnungsrichtung** tritt dabei an die Seite der Weltanschauung, die als **Geisteshaltung** wirksam wird." (S. 37, Bauhütte)

Diese Ausagen des Philosophen werden wir einer grundsätzlichen Kritik unterziehen. Das ist notwendig, weil mit den neuen Begriffen, bzw. neugefüllten Begriffsinhalten die allgemein anerkannte Aufgabe und der inhaltliche Wert der bisherigen Metaphysiken verändert, bzw. verschoben wird. Das darf nicht ohne Widerspruch vor sich gehen. Zunächst beschäftigen wir uns mit dem Begriff „Entwicklungssturm". Das Werk „„Bauhütte"" trägt die Jahreszahlen 1925 und 1943. Diese Periode hat zwar in Deutschland eine besondere Geschichte, besondere geistige und seelische Voraussetzungen und Folgerungen aufzuweisen, aber sie ist nicht als Entwicklungssturm zu bezeichnen, wenn man nicht die gesamte Zeit zwischen 1900 und 1945 hiermit bezeichnen will. Man könnte dann sogar sagen, daß eine solche Periode unvorhergesehener Entwicklungen auf wissenschaftlichem, geistigem und politischem Gebiet sogar bis heute reicht. Und das wäre ebenso richtig, als wenn man sie auf die angegebene Zeit 25—43 einschränken würde. W a s hat sich denn in dieser Zeit so besonders entwickelt, daß man von einem „Sturm" sprechen müßte?

Ich versuche, die wesentlichen „Entwicklungszüge" dieser Zeit in wenigen Sätzen zusammenzufassen. Wissenschaftlich fällt in diese Zeit die Entwicklung und Nutzung der Atom-Energie, und zwar deren Anfänge, die zur atomaren Waffe führten und deren Gebrauch durch die Amerikaner gegen Japan. Zweitens: die Entwicklung der Flug-Industrie vom Zeppelin bis zum Düsenflugzeug ist ein riesiger Schritt zur allgemeinen Verkehrsmöglichkeit zwischen Völkern und Erdteilen (Kommunikation) geworden. Drittens: Die Radio- und Fernsehtechnik hat ungeheure Fortschritte gemacht. Dies ermöglicht eine Beeinflussung der Bevölkerungen in einem Maße, wie es vorher unmöglich war. Eine der Folgen ist die Gefahr, daß einige wenige eine Meinungsbildung in der Hand haben, mit der sie die Massen

beeinflussen können und tatsächlich auch lenken. Viertens: Die kommerziellen Austauschmöglichkeiten von Verbrauchsgütern, Lebensmitteln an erster Stelle, aber auch fast allen anderen Produkten der Wirtschaft ist weltweit und fast ohne Grenzen geworden. Dies hat zur Folge eine weitgehende Chemisierung unseres Lebens, die bedrohlich ist. Im Zusammenhang mit dieser maßlos erweiterten „Kommunikation" steht die Gefahr der Seuchen- und Krankheitsübertragung, welche ebenfalls „weltweit" geworden ist. Fünftens: Der Zuwachs an lebenvernichtenden Kampfmitteln der Groß- und Mittelmächte ist so ungeheuer geworden, daß selbst kleinste Nationen schon die Atombombe besitzen, bzw. deren Verwendung in kurzer Zeit sicherstellen können. Sechstens: Die Rote, marxistisch-leninistische Weltpropaganda ist ein Gefahrenmoment für die freie Welt geworden, wie nie zuvor. Sie droht, die gesamte Erde in den Sog des Diktaturstaates zu ziehen, womit das Ende der Europaentstammenden Kulturen und der unabhängigen Geistes-Meinung und-Bildung gekommen wäre. Schließlich und siebentens: Die Seelen des so beeinflußten Menschen (fast alller Weltteile und Staaten) sind so labil geworden, daß einerseits die Gefahr der „Indoktrinierung" (weltanschaulichen Beeinflussung) unüberschaubar geworden ist, andererseits aber die Sehnsucht einiger Elitezugehörigen nach Bindung im Absoluten und Wirkung dafür, bis zum Gefahrenpunkt gewachsen ist.

Wenn wir die hier kurz geschilderte „Entwicklung" mit dem Ausdruck „Entwicklungssturm" bezeichnen, wie Kolbenheyer es tut, so hat der Lebensphilosoph recht. In der Tat hat sich in diesen rund fünfzig Jahren die Welt äußerlich stark gewandelt und ist weiterhin in einen S t r o m geraten, dessen Richtung und Ende noch nicht abzusehen ist.

Aber es ist eine Gegenfrage erlaubt, die uns wesentlich scheint und den Urgrund der Dinge echter bezeichnet, als es alle diese Veränderungen der „Umwelt" können. Hat sich die Seele derjenigen Menschen geändert, gewandelt, ist sie eine andere, wesensmäßig verschiedene gegenüber früher geworden? Und hier sagen wir: Nein!

Der Mensch ist derselbe, der er immer war. Er bleibt auch derselbe, der er immer gewesen ist. Sein „Wesen" ist von äußerster Stabilität, Identität, Gleichartigkeit und seelenhafter Einheit geblieben. ((Hierbei rechnen nicht die immer Beeinflußbaren, die immer Schwankenden, die immer Labilen, auch wenn sie 90 vom Hundert der Bevölkerung ausmachen würden. Es zählen immer nur diejenigen, die sich einen eigenen Blick, ein eigenes Urteil, die eigene schöpferische Kraft bewahrt haben. Diese

machen Welt- und Kulturgeschichte, die anderen folgen immer, wenn sie entsprechend psychologisch angesprochen werden.) Die Führung der Völker und Rassen, der Staaten und großen Gemeinschaften, die übernational sind, sind immer noch die wesentlichen Träger alles Geschehens. Und diese sind anzusprechen. Die übrigen sind nur Mittel zum Zweck, so sehr und vollständig man auch ihr Leben schätzt und schützt und ihnen i h r Recht, das Recht des Hörenden und Folgenden gibt und läßt.

Von diesen Einsichten ist bei Kolbenheyer nichts zu finden. Seine Metaphysik ist eine „Geistes-Einstellung", die zu nichts Konkretem verpflichtet, weil sie ja nichts Konkretes vorschreibt, empfiehlt und gibt.

Welchem „Entwicklungssturm" sollen wir uns also anpassen? Und wo sind die Werte, die wir verteidigen und die, welche wir zu verwerfen haben? Dies ist u n s e r e Frage. Die Metaphysik muß auch darauf eine Antwort geben!

## 349.

## Ergebnise?

Die fortlaufende „Anpassungsveränderung", welche Kolbenheyer als biologisch-naturwissenschaftlich gerichteter Philosoph für das Hauptmerkmal aller menschlichen (und Lebens-) Entwicklung überhaupt hält, ist kein ausreichender Grund, um eine Metaphysik danach auszurichten. Denn die Zeiträume, welche eine fortlaufende Lebensanpassung an veränderte Daseinsbedingungen stellt, sind viel länger, als daß sie geschichtlich — also auch kulturell — zum Tragen kommen könnten. Hier sind die Mischungsgefahren unter nicht zusammengehörigen Arten (der Menschen) viel belangvoller und viel gefährlicher als die sehr lange Zeiträume beanspruchende und brauchende „Anpassungsveränderung". Das metaphysische Bedürfnis zumal wird in verschiedener Weise von „Rassen" getragen und herausgefordert, und dieses Bedürfnis ist so verschieden wie Haut- und Augenfarbe, Konstitution und Gehirnmasse und all die Verschiedenheiten, welche die Menschenarten aufweisen. Die inneren Verschiedenheiten, die nicht mit dem Zollstock und Meßapparat festzustellen sind, haben aber eine weit tiefere Wirkung auf den Einzelnen und auf die Artgemeinschaften, als es die äußeren Merkmalverschiedenheiten erkennen lassen.

Auch hierin fehlt bei Kolbenheyer eine genaue Analyse der Wesenszüge der einzelnen Gruppen, welche das menschliche So-Sein in Jahrhunterttausenden geschaffen hat. Dies ist unsere Wirklichkeit, und nicht die der Anpassungs-Notwendigkeit, die erst bei gänzlich veränderten Lebensbedingungen in Erscheinung tritt, wie sie etwa das Tertiär gegenüber dem Quartär (Eiszeit und Nacheiszeit) geschaffen haben.

Unsere Sorge um Volk und Menschenart — die nordisch und mittel-europäisch bestimmte — ist viel näher und dringender als die Sorge des Biologen, der in Zeiträumen von Jahrhunderttausenden oder mehr denkt. Unsere Völker haben einen Lebenszeitraum von etwa 2—5 000 Jahren geschichtlichen Daseins und Wirkens. Wir Nordentstammten haben diesen Zeitraum noch nicht aaugeschöpft. Wenn man das frühe Indo-Europäertum (2 000 vor) hinzurechnet unserem abendländischen Lebenszeitraum, so haben wir noch 1 000 Jahre vor uns, und diese gilt es zu nutzen und zu gestalten.

So entfällt für uns die Beweisführung nach den Gesichtspunkten der „Lebensanpassung" und auch die für eine inhaltlose Metaphysik, welche nur eine metaphysische „Geisteseinstellung" sein soll. Wir werden aber anhand der Lyrik des Meisters untersuchen, welche geistigen, seelischen und religiösen Inhalte diese Haltung zur Folge hat und ob sie dem sich wandelnden Zeitgefühl vom Christlichen zum Neugläubigen hin Rechnung trägt. Dies ist das reale Feld, auf dem wir stehen und zu ackern haben, denn das Christentum hat nur einige unserer Anlagen und Fähigkeiten zur Wirkung — und auch zu einer gewissen Blüte — gebracht. Wer wollte das leugnen? Aber die Weltzeit des Christentums ist vorbei: sie ist als strahlende und gestaltende Kraft in den Herzen der Gläubigen erloschen, und hier hätte Kolbenheyer ebenfalls ein klares Wort sprechen müssen; auch dieses vermissen wir. Seine metaphysische Geisteseinstellung bietet keine Anhaltspunkte für einen neuen konkreten Glauben, bei dem man weiß, was man glauben soll und kann und was nicht. Das Eingott-Problem ist bei ihm nicht bewältigt worden. Wir werden sehen, was seine Lyrik darüber aussagt. Daß K. auf gutem nationalen Boden steht, ist außer Zweifel, und eines seiner Gedichte wird uns und sein Werk lange überdauern. Seine Metaphysik aber nicht.

Die Abhängigkeit vom biologisch-wissenschaftlichen Denken erweist sich bei K. als Hemmnis für eine unbefangene philosophische Betrachtung und Entscheidung. Zum Schluß dieses Abschnittes sei deshalb noch einmal das deutlichste Gegen-

argument gegen des Philosophen Not-Annahme von einer inhaltlosen Metaphysik gesagt: Jede Religion, auch und an erster Stelle die christliche, aber auch jede andersartige wie etwa die Heidnisch-Göttergläubige unserer Vorfahren, enthält und macht notwendig ein inhaltlich volles Weltbild, das für die besondere Menschenart gilt, aus der es entstanden ist und das so lange gilt, wie diese Menschenart im wesentlichen dieselbe ist, wie die, die es geschaffen hat: dieses Bild einer Kräftewelt, in der die aufbauenden Mächte ewig kämpfen gegen die zerstörenden, wie es die Lebenswirklichkeit uns jeden Tag und jede Stunde zeigt. Das ist unsere Weltanschauung und auch unsere „Metaphysik".

350.

## Religiöse Lyrik Guido Kolbenheyers

In dem Büchlein „Lyrisches Brevier" ist eine Reihe für Kolbenheyer bezeichnender Gedichte gegeben, die uns das Wesen dieses Lyrikers veranschaulichen und auch seine religiöse Einstellung deutlich machen können. Sie sind nicht leicht erschließbar, diese Gedichte, weil K. kein „naiver" Lyriker ist, sondern gedankenbeladen und problemgetränkt seinen dichterischen Weg geht, wie es die vorausgehenden Abschnitte philosophisch gezeigt haben. So finden wir auch in seiner Lyrik eine Ergänzung und Erläuterung seiner denkerischen Ansichten und müssen, ohne diese zu pressen, auf jedes Wort achten, das uns auch hier seine metaphysische Einstellung deutlich macht. Es ist viel Schönes, auch allgemein-menschlich-Verbindliches in diesen Gedichten, und es ist kein Zweifel, daß sie Kolbenheyers Wesen reiner widerspiegeln als seine gedanklich-philosophischen Ausführungen. Wir können hier nur einige Proben geben; diese sollen aber die Quint-Essenz, den wahren Sinn seiner dichterischen Schau, enthalten. So wird uns der Dichter hierin vielleicht näher kommen, als er es in der Bauhütte erreichen konnte.

Ich wähle als Eingangsspruch einen Teil des Gedichtes „Auferstehung", weil es das lebensmäßig-gebundene Religiöse des Schöpfers ausspricht:

**Auferstehung**

Der weiten Auferftehungswelt
War ich vereint in Lebensmythe,
Vom eignen Lenze überhellt,

Erblühtes Blut in all der Blüte:
Nun wird die Auferstehungswelt
Weltoffenbarendes Erheben,
Und jedes bunterwachte Feld
singt mit ein Lied vom ewigen L e b e n.
Werden und Vergehen sind des Traumes Kleid,
Sterben, Auferstehen nur ein Spiel der Zeit,
Aller Seelen Glutverschwenden
Kaum ein Hauch im Allvollenden.

Schon hier klingt die Spannung der dichterischen Seele zwischen dem vergänglichen Leben und dem „Allvollenden" an. Sie ist ein wesentlicher Zug seiner Dichtung — und auch seiner Philosophie, denn auch diese verweilt nicht in der Gegenwart und in dem nahen Umkreis des Menschlichen, sondern fügt das Gesamtbild des Lebens in die notwendie All-Anpassung aller Kreatur ein, wobei verständlicherweise das Gefühl des glühend-Gegenwärtigen hinter der Ahnung und Gewißheit der Endlichkeit zurücktritt.

Auch aus dem Gedicht HOFFNUNG (S. 12) klingt die gleiche Weise:

**Hoffnung**
Aus der weiten Menscheneinsamkeit
War mir Teil an jenem Schmerz verliehen:
Unstet und bereit, zeitlos in der Zeit,
Fern der Heimat einen Weg zu ziehen.

Wer „den Tod der Zeit" gestorben ist, dem naht sich erst das wahre Leben, das „ferne Heil". Das ist richtig, auch im germanischen Sinne. Man möchte sagen: in jedem menschlichen Sinne. Aber der Tat-Gläubige findet in diesem kurzen, und vorbestimmten Leben doch sein Heil. Denn ein anderes Leben gibt es für ihn nicht. Selbst wenn er an Neuverwandlung im All glauben würde, sein „erfülltes Leben" findet er nur hier: und dies ist seine einzige Aufgabe.

Auch in dem Gedicht **„Verschwiegene Tiefe"** ist der gleiche Ton zu spüren:

Vom Bild des eignen Seins bestrahlt,
indes dein Leben steigt und fällt,
Wähnst du das Bild von Gott gemalt,
Umfängst es kühn für Gott und Welt.
Du hast die Nacht noch nicht erlauscht,

Verschwiegnen Lichts, verschloßnen Tons,
Tief von des Blutes Drang durchrauscht,
Unwegsam dir, du Sohn des Sohns.

Und wegsam nur, so weit du dich,
Dich und die Welt, nicht mehr gebierst
Nach deinem Bild, dein Tages-Ich
Nicht mehr an Aug und Ohr verlierst.

Auch hier scheint das „wahre Sein" woanders zu liegen als in dieser Welt. Ist dies die „metaphysische Geisteseinstellung" K.s, daß dieses Dasein nur ein vorläufiges, vielleicht gar ein Schein-Dasein ist, wie es Christentum und Buddhismus im Grunde lehren: die wahre Weltwandlung und Überwindung dieses „Scheindaseins". — Viele Züge weisen bei Kolbenheyer auf eine solche Einstellung hin. Auch ein christlicher Ton ist bei all der modernen Wortgebung nicht zu übersehen. Ein Artglaube als das uns bindende und ewig-erfüllende Seinsbild unseres Göttlichen weicht hier Schritt um Schritt zurück.

Auch das Gedicht **ERKENNE DICH** (S. 17) hat einen ähnlichen Tiefensinn:

Suchst du die Wahrheit in dir — du wirst nur Wege finden,
Die deinen Lebenstag in dunkle Fernen weiten,
Deines Wesens selbsteigne Binden:
Kindlich erschauernd erahnt du
Unlängst verklungne Zeiten,
Zeugend fühlst du beglückt dich an alle Zukunft entgleiten —.
Strahlenbündel, gewoben
aus fernverglühtem Triebe,
Sehnsuchtsvoll erhoben
in selbstvergessender Liebe,
und zum Quell erschlossen Ihnen,
die je entwallen,
ein- und ausgegossen
in göttlichem Steigen und Fallen!

Dies ist bereits reine Mystik. Mystik bedeutet hier das sich „Eingewoben-Fühlen" in einen kosmisch-göttlichen Zusammenhang, der „das wahre Leben" ist, neben und außerhalb unseres vergänglichen. Hier ist Gelegenheit, an Goethe zu erinnern... „schlägst Du erst diese Welt in Trümmern, die andre mag danach entstehn. Aus dieser Erde quellen meine Freuden; und diese

Sonne scheinet meinen Leiden, kann ich mich erst von ihnen scheiden, dann kann und mag, was will, geschehn." Aber das ist nicht Kolbenheyer; er ist ein „Gott- und Ewigkeits-Sucher", gewiß nichts Verwerfliches und vielleicht auch ein Teil vom nordischen Menschen; aber doch nur, wie bei Goethe, aus letzter Lebens- und Daseinsbejahung; aus der Bejahung des So-Seins unseres Lebens, ohne Fern- und Himmelssucht. Kolbenheyer erklärt sich hier als östlicher Mensch, der die Stillung seines unerschöpften und unerlösten Daseins im Anders-Sein sucht und — f i n d e t?

Das Leben flutet zwar — auch nach Kolbenheyer — durch uns hindurch, groß und mächtig, aber nur als vorläufige Form, die der Sprengung und Erlösung bedarf, und so kehrt dieses christliche Wort oft wieder und offenbart uns eine Seele, die ihre ganze Seinserfüllung nicht im Diesseitigen findet. Auch dies ist seine „metaphysische Geistes- und Seelen-Einstellung."

351.

**Selbsterfüllung—?**

„Nur ein Gott kann sich erfüllen!
Dir wird ein verhangenes Leben,
Fielen auch die letzten Hüllen,
Wie ein Spiegelbild gegeben."

Aus „Spiegel", S. 24 — Lyrisches Brevier, hier haben wir dieselbe Stimme: Wir können uns nicht im So-Sein erfüllen. — Oder doch? Ist nicht germanisches Wesen im tiefsten auf Selbsterfüllung angelegt? Ist nicht der unser „Glücklicher", unser „Gottgesegneter", ganz unser letztes Vorbild und Inbild, der sich im Dienste am Göttlichen bejaht, erkennt und im tiefsten befriedigt-erfüllt? Daher steht in den TAFELN DER WERTE als letztes SELBSTGESTALTUNG, SELBSTERFÜLLUNG, SEINSBEJAHUNG, SCHICKSALSEINKLANG, GOTTESFREUNDSCHAFT. Die Selbsterfüllung im Leben ist jedem möglich, der sein Dasein als Dienst am Göttlichen auffaßt und der es erfüllt in diesem Dienste, lebensbejahend, schicksalstrotzig, wenn nötig—, volks- und artgebunden, im Geiste unserer Ahnen, uns und unserem Auftrag dienend. — Nur ein Gott kann sich erfüllen, — nein! Wir alle können es, wenn wir schicksalsgläubig sind —" IN FAHR UND FRON, WENN WIR NUR ÜBERDAUERN, — HAT JEDER TAG MIT EINEM SIEG SEIN ENDE. Dies ist germanisch-

europäische Lebensbejahung ohne Hinschauen auf eine Ewigkeit, die uns verschlossen ist; es sei denn die Ewigkeit in eigener Leistung und in den Kindern Unserer Art. Hiervon ist also nur ganz selten bei Kolbenheyer die Sprache. Ist es ihm verschlossen geblieben? Hat er zuviel Leid erfahren? Ist er diesem nicht gewachsen gewesen, daß er in Himmel und Allvergessenheit flüchten mußte? Daß er immer seinem Volke verbunden blieb, wissen wir. Aber daß er im Metaphysischen nicht die Fortsetzung seines volklich-nationalen Bekenntnisses fand, ist uns ein Gegenstand der Trauer. Denn erst wenn wir — nach Nietzsche — nicht mehr von überirdischen Hoffnungen, Verwandlungen und Erfüllungen träumen, werden wir frei für die Tat des Tages und die Ewigkeit unseres Volkes und Unserer Art. Wir würden diese kritische Deutung der metaphysischen Haltung K.s hier nicht aussprechen, wenn er nicht selber in dem Vorwort zur Bauhütte folgendes gesagt hätte: „Die Kräfte dieses Umschwunges (von 1933) können nur als revolutionäre Gewalten einer Entwicklung verstanden werden, die jenseits menschlicher Willkür aus hochgesteigerten Spannungszuständen des biologischen Artbestandes hervorgegangen sind. Sie bahnen den Umbau des Artlebens an, um das Artleben der weißen Rasse den Veränderungen und dem Wachstum seiner inneren und äußeren Welt naturgemäß anzupassen." (Bauhütte, S. 7 — Ausgabe 1939.

Wir wünschten, daß es so gewesen wäre und geblieben wäre, wie es Kolbenheyer hier als einen schicksalhaften Vorgang darstellt. Aber die Geschichte hat gezeigt, daß der „Anpassungsvorgang" unserer Art nicht gelungen ist. Daher weisen wir hier auf die tieferen Gründe hin, die eine artliche, volkliche und sittlich-religiöse Besinnung notwendig machen, weil nämlch die weltanschauliche Frage unseres christlichen Verhängnisses nicht geklärt war. Solange die sittliche und moralische Bindung unserer Gesamtart an christlich-humanitäre Vorstellungen, wie sie heute von den Kirchen und vom Freimaurertum vertreten werden, besteht, ist keine Volkserneuerung auf die Dauer möglich. Weil uns die beiden genannten Kräfte im letzten Seelischen abziehen von der Erhaltungspflicht unserer Art als einer selbstgewachsenen und (im wesentlichen) noch unvermischten Menschengruppe. Die Kräfte der Gegnerschaft von Freimaurertum, Christentum und Kommunismus treffen sich in diesem Punkte zur Zusammenarbeit und haben den Ansatz zu einem Volksstaat unserer Art — von innen und außen her — erst gestört und dann, als sich die Gelegeheit bot, in bewußter Gemeinsamkeit zerstört. Unser Volk und die verwandten Artvölker waren noch

nicht so weit durchdrungen vom Geiste einer neuen Religionsgesinnung, welche jede geheime oder offene Gegenarbeit im eigenen Volke unmöglich gemacht hätte. Mit Kolbenheyers eigenen Gedankengängen ausgedrückt: Die Artanpassung konnte in 12 Jahren nicht erfolgen. Dazu gehören längere Zeiträume und tiefere Vorbereitungen.

Mit Trauer und Leid haben wir dies kommen sehen. Die tieferen Gründe dafür wollen wir nur durch den EWIGEN GLAUBEN UNSERER ART ausmerzen. Ein Vorgang, der mindestens zwei Generationen in Anspruch nehmen wird, wenn uns das Schicksal gnädig ist und die Götter in der eigenen Brust uns die Kraft dazu geben.

Wer die Richtigkeit unserer Beweisführung hinsichtlich der metaphysisch-christlich getönten Einstellung Kolbenheyers nachprüfen möchte, soll sich genau die Gedichte der Teile Passio, Alb-Sonate, Fons Carolinus und Paracosmos ansehen, und innerhalb dieser die Gedichte auf S. 36 Theodizee, 44 Impetus mysticus, 66/67 Gott und sein Seher, 72 Golgatha, 73 Die Saat, 75 St. Jörg, 76 Christophorus, 77/78 Rembrandt. Hier beginnt bereits leiser Zweifel an Gottes Allmacht und Güte; und dieser verstärkt sich im Gedicht — Ohnmächtig zu vollenden, — und nur ein Anbeginn: so fühlt sich selbst der Dichter am Anfang einer Entwicklung stehen, die er nicht mehr voll austragen konnte.

Wir weisen jedoch auch auf die Gedichte hin, welche wie Perlen in einem großen Schmuck hervorglänzen und uns den Schöpfer, ganz abgesehen von seiner ungenügenden metaphysischen Einstellung, lieb und wertvoll machen, ihn als Deutschen kennzeichnen, der an der Grenze der vollen Erkenntnis des Heidnisch-Notwendigen steht, der Abkehr vom Christentum.

Es sind besonders die Gedichte auf Seite 47 Glück, 48 Über ein kleines, 54 Verleugnet Ewigkeit, 57 Heimat, 83 Unruhe, in dem der Zweifel an der Gott-Ausgerichtetheit der Welt sehr deutlich wird; 59 Einklang, 107: hier ist der Dichter noch einen Schritt weiter gegangen und fast in die Spuren der Artreligiösität eingetreten... „daß ich der eigenen Art im Geben und Empfangen werkbewußt inneward." Freilich ist die ART, die er hier meint, erst die persönlich-biologische und noch nicht die absolute Richte unseres ganzen Volks- und Glaubenslebens.

Kolbenheyer ist zweifellos einer der ersten aus dem österreichischen Raum, den die Ahnung eines Neuen und Gewaltigen, das

sich erhob und zum Innengesetz unseres Lebens wurde, bewegte und tief erschütterte. Denn all die lateinischen Überschriften und christlichen Symbole, die er noch verwendet, sind wie Hilfeschreie in einer Seelenflut, die zum Lichte drängt. Auch seine Verteidigung des Fremdwortes ist wie ein Rettungsversuch am falschen Objekt, denn das fremde Wort gibt n i c h t den klaren und eindeutigeren Begriffsinhalt an, sondern allein das deutsche Wort aus deutscher Sprache. Obwohl wir einer vorsichtigen Verwendung von geprägten Fachwörtern aus dem Lateinischen und Griechischen nicht absolut absagen wollen, verwerfen wir deutlich die Schaffung neuer und völlig unnötiger Fremdwörter, auch in der philosophischen Sprache.

Wir haben geglaubt, Kolbenheyers Fehlgang in der Metaphysik sachlich nachprüfen zu sollen, auch in seiner halb-christlichen Dichtung. Er ist ein Mensch, der noch deutlich z w i s c h e n den Zeiten steht. Die religiöse Klarheit von Dahn, Löns, Nietzsche, Bertram und George hat er noch nicht gewonnen. Aber sein Deutschtum, und seine echt nationale-volkliche Gesinnung steht statt dessen unerschüttert in unseren Herzen. Und dafür zeugt das letzte hier gebotene Gedicht, das ihn lange überleben wird:

S. 155.

IV.

**Unser Leben**

Wer kann unsre Seele töten? Wer das junge Blut verderben?
Ringt der Baum in Sturmesnöten,
Rinnt der Stamm aus offnen Kerben:
Tief im Boden — tausend Streben, eng geschlungen,
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen —
Hält die Wurzel und saugt Leben.

Wer kann unsre Herzen zwingen,
Wer die hellen Augen blenden?
Not lehrt deine Pulse singen, Not wird deine Blicke wenden
Tief in dich, wo — tausend Streben, eng geschlungen,
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen —
Deines Blutes Wurzeln leben.

Wer kann unsre Hände binden?

Wer den Flammengeist vernichten?

Unser Werk wird Freiheit finden,
Wird die bange Nacht durchlichten:

Bodentreu, durch tausend Streben,
Enggeschlungen,
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen,
Quillt uns Leben, UNSER LEBEN.

Und so ist der Dichter auch ein Wegbereiter zu einem neuen Volksglauben.

**XXV. Kapitel**

2. Teil

352.

# Joseph Weinheber
# Tragik und Berufung

Bevor wir uns den beiden letzten großen Dichtern unseres Volkes im 20. Jahrhundert, Rainer Maria Rilke und Stefan George zuwenden, wollen wir an der Grenze zum „Dritten Reich" einen Dichter würdigen, der in tragischer Weise mit Hoffnung und Sturz unseres Volkes verbunden ist und der damit den Zoll des Genies gezahlt hat, den die „Götter" oft ihren unglücklichen Geliebten auferlegen. Es ist Josef Weinheber, einer der fähigsten Meister unserer Sprache, und einer der wenigen jener Zeit, — unter den Dichtern —, die an Rang und Wesensstufe bis fast an die höchsten heranragen. Leben und Schicksal, Berufung und Ende sind gleich erschütternd, solange noch Dichter in Europa gewürdigt werden als das, was sie allein sein sollten: Künder des Göttlichen in uns und um uns zu sein.
Wir teilen hier zunächst den Lebenslauf des Dichters nach Lennartz mit, der zugleich eine Würdigung Weinhebers enthält: DDuSch. S. 795 + 97.

„J. W. (geb. 9. III. 1892 — 8. IV. 1945) dem österreichischen Lyriker, war die „„Lust an der Sprache"" die tiefste Wurzel und Triebkraft seines Schaffens, das alle lyrischen Formen umfaßt — und in den Originalausgaben die 300 000. Auflage überschritt. Er wurde als Sohn eines Metzgers und Viehhändlers in Wien geboren, verlebte die Kindheit in Purkersdorf und dann in Ottakring, wo sein Vater ein Gasthaus übernommen hatte. Nach dem frühen Tod der Eltern und der Schwestern verbrachte er sechs schwere Jahre im Hyrtelschen Waisenhaus der Stadt Mödling, wo er das Gymnasium besuchte; von 1912 bis 1932 war er Postbeamter in Wien, dann freier Schriftsteller. Eine Reise nach Paris, Florenz und Rom und die Begegnung mit den Werken Michelangelos, aber auch Dante, Goethe, Nestroy, Schopenhauer, Morgenstern, Rilke, Arno Holz und Karl Kraus, von dem er „„Deutsch gelernt"" hat, beeindruckten seine künstlerische Entwicklung,

die auch sein malerisches Talent (Landschaftsaquarelle) einbeschließt. 1936 erwarb er ein Landhaus in Kirchstetten in Niederösterreich, wo er kurz vor dem Ende des zweiten Weltkrieges den Freitod wählte, bevor die Russen seinen Besitz erreichten.
Er erhielt schon 1925 den Literaturpreis der Stadt Wien, 1930 der Julius-Reich-Stiftung, — „weithin bekannt wurde er aber erst 1934 z. Z. des Nationalsozialismus", 1936 Mozartpreis der Goethestiftung, 1941 Grillparzerpreis, 1942 Ehrendoktor der Philosophie. usw. usw.

Er äußerte sich über Preise und Ehrungen so: „„Ich mußte, seitdem ich berühmt bin, dem Mob aller Schattierungen meinen Tribut zahlen; gleichwohl weiß ich um meine Substanz. Sie ist umschrieben mit: Einsamkeit, Urangst, Frömmigkeit"". 1943.
Die Zeit, die er im Waisenhaus verbrachte, hat er dichterisch in einer Art Roman als Erlebnisbericht dargestellt; dieser ist für jeden, der die Atmosphäre in einer solchen Anstalt nachprüfen möchte, äußerst aufschlußreich, da sie wesentliche Züge einer solchen Jugenderziehung treffend und tiefgründig wiedergibt —.
Seine Jugend war von Leiden bestimmt, die weniger gesundheitliche wie Hunger und Armut sind als vielmehr seelische der Einsamkeit und solche des Kampfes mit einer unausgeglichenen Geschlechtlichkeit, welche an sich eines der Hauptprobleme seines persönlichen Lebens darstellt. (Das „Leiden am Weibe", welches im Grunde ein Leiden an sich selber ist, wie in fast allen solchen Fällen. Um einen Eindruck von der Art seiner Selbstbefreiung durch das Gedicht zu geben, sei eines hier angeführt, welches schon die Anzeichen des sprachfähigen Ausdrucks des Dichters aufweist, obwohl der Gegenstand dieses kaum wert ist.

1.

Aus der Einsamkeit schrei ich! — Wer hört meinen Schrei?
Licht! Glück! Gott!
Oh, jeder trägt schamlos sein Tiersein vorbei
und macht mein Gebet zum Spott.
Doch ich will nicht bloß für dies dumpfe Sein
leben und untergehn! —
So lebt auch das Holz und der Wind und der Stein —
Um den Tod! — Bis zum Grund will ich sehn.
Es muß wo ein Ziel sein, darin alles ruht.
Drin Sehnsucht Erfüllung heißt —
Aus der Einsamkeit schreit mein geknechtetes Blut
Inbrünstig nach dem Erlöser Geist!

(25. V. 1916)

2.

**Erlöser Geist**

Wir sind, ein Stromarm, aus dem All geflossen
und kehren wachsend in das All zurück;
wir sind in schwerer Erde eingeschlossen;
Doch vor uns schwebt ein Traum, der Ferne Glück.
Und weil wir viele Fernen zwingen müssen,
sind noch viel Worte unserem Leid bereit:
Zwiespalt und Not und Einsamkeit
hält uns zurück in alten Finsternissen.

Doch immer weniger Weiten sind gegeben
Und immer weniger Worte, weniger Pein.
Und in den letzten werden Tod und Leben
und Lust und Weinen nur mehr Eines sein.

Und was wir heut als Glück und Wehe nehmen,
kann nichts mehr sein als toter Worte Hall.
Und, ganz Vollendung werden Ding und All
im großen Ursprung „Gott" zasammenströmen.

Aus diesen beiden Gedichten geht, — wie aus fast allen dieser Periode, — die grenzenlose Verlassenheit, Einsamkeit und Ausweglosigkeit des jungen Menschen hervor. Aber auch sein Ringen um ein Verhältnis zu dem überlieferten Gott ist bezeichnend für die Tiefe dieses Kampfes um eigene Selbstgestaltung, der nicht eher zur Ruhe und Reife kommen konnte, als bis er die feste Gewißheit des eigenen Dichtertums gefunden hatte. Man stelle sich vor: ein Mensch, mit den höchsten inneren Gaben ausgestattet, zwanzig Jahre lang in einem bescheidenen Anstellungsverhältnis bei der Post, und dann sich in Freiheit seiner selbst gewiß fühlend, — welch ein Weg zur inneren Festigung, welch ein Leidensweg des Entbehrens und der Unsicherheit und welch ein Krampf bis zur Erringung eines festen, selbstgewissen Standpunktes in einer Welt, deren innere Hohlheit und äußerliche Verflachung er Tag um Tag erlebte.

Lennartz sagt darüber: DDuSch, S. 795:

„Schon im ersten Gedichtband DER EINSAME MENSCH (1920), der mit dem „„Aufschrei"" des vom Leben Verstoßenen beginnt („„Wer arm ist, hat nirgends ein Vaterland""), entfaltet sich ein abgründiger Pessimismus, dem die Leiden-

schaft zum Leben und das Wissen um die künstlerische Berufung („„Vollende dich"") entgegenstehen. Auch die Gedichtbände unter den symbolischen Titeln VON BEIDEN UFERN (1923) und BOOT IN DER BUCHT (1926) zeigen sein Leiden am inneren Widerspruch von Traum und Wirklichkeit, vor allem in schonungslosen Selbstbildnissen („„Überall ist Grauen, Abgrund""). Immer wieder klagte er die entartete Zeit und die eigene Ohnmacht an; er ahnte aber schon jene im Irdischen mögliche Erfüllung durch die Kunst, die ihm mit dem Gedichtband ADEL UND UNTERGANG (43. Tausd. 1957) zuteil ward."

Wir fügen hinzu, daß diese ersten bleibenden Schöpfungen gewidmet sind der Selbstdarstellung des Menschen Weinheber als Künstler, Dichter und Seher. Er rückt damit in mancher Beziehung, wenn auch nicht mit völlig gleichem Range, in die Nähe Hölderlins, dessen sprachlichen Stil er vielfach gebraucht, variiert und bis zur künstlerischen Überbeanspruchung verwendet.

353.

## Adel und Untergang

Sache des Sängers, Gedichte 2 Teil, S. 14

Die geistige Gestalt des Sängers und Sehers tritt hier im Bewußtsein und Werk des Dichters hervor. Mit diesen großen Kennzeichen soll nur der überragende Sprachgestalter herausgehoben werden aus der Menge der vielen Schrifttum und Dichtung schaffenden Autoren. Erstrebt wird die Höhe und Tiefe eines Rilke und George. Ob Weinheber sie erreicht hat, kann nur die kommende Zeit zeigen. Heute ist er fast vergessen. Aber was besagt das? — Nichts. Denn der Wust der schriftstellerischen „Produktion" unserer Zeit ist so schnell vergangen wie gekommen. Demgegenüber wird das Werk Weinhebers gewiß lange dauern und in unserem Volke, sofern dies geistig-seelisch am Leben bleibt, Wirkung auslösen und Volk bilden und vertiefen helfen.

### Sache des Sängers

Teil des Helden ist es zu sterben; wie es
Teil des Knechts ist zu bleiben. Ihm indessen,
dem ein tieferes Leiden unsre Gestirne enthüllt,

ist verhängt der R u f, die K l a g e,
die M a h n u n g.
Und der Seher düsterer Gesichte
prüft am Leid, das folgt, seine Gabe,
mißt seinen bittern Triumph:
„„Was geschieht, lebt wilder denn das Geschaute,
Wo ein Herz schlägt, wird es gebrochen.
Jede Welt gebiert sich aus Morde.
Und: Die Vergänglichkeit siegt.""
Ihm befiehlt zu reden die Trauer,
Ihm der Würde Hingang zu weinen; stet,
und ob auch jener Stimm oder Träne Kranz
in die Finsternis fällt.

Das Schicksal des Sängers und Sehers ist es, von seiner Zeit nicht voll vernommen zu werden. Weinheber war in eine Zeit eingetreten, die an sich seinem Werk günstig gesinnt war. Denn es war ja die Zeit des aufsteigenden und siegenden neuen völkirchen Gedankens und Reiches, in die dieses Gedicht fällt (1934). Aber, da es wohl früher geschrieben wurde, trägt es noch die Züge einer verlorenen und zu Ende gehenden Epoche, und daraus mag die Hoffnungslosigkeit des Dichters stammen, nicht verstanden zu werden. — Aber daß das Edle untergeht und dem Gemeinen Platz machen muß, das ist des Dichters leidvolle Gewißheit. So sind auch die folgenden Gedichte geprägt vom Bewußtsein des Untergangs. Manches in diesen Gedichten klingt wie eine Erläuterung Georgischer Mahnungen, aber nirgends finde ich einen Hinweis darauf, daß Weinheber von Stefan George etwas aufgenommen und verarbeitet hat wie von Hölderlin oder Nietzsche.

Auch das folgende Gedicht enthält eine Haltung und Stimmung, die aus dem Georgischen Werk stammen könnte: die Verehrung des Jünglings als des Abbildes des reinen, vom Leben noch ungetrübten Ideals unserer Jugend. Daher sei dieses Gedicht (verkürzt) hier gebracht:

**An die Jugend**

. . .Jugend, tiefer dich lebend, da du fort bist,
fort für immer, und liebend nun erst
ganz dich, schmerzvoll wie man nur Totes liebt,
das unwiederbringlich —
schau ich in verewigtem Glanze Dich
den milden Sinn des bittern Gesetzes,
Dich, die Freude, Dich, die Kraft und die Stärke,

Dich, die heilige Schönheit.
Immer wieder reift und wird süß
im Wohlklang herber Jünglingsglieder
die klare Rückkunft des Apoll,
ersteht der Semele Sohn aus trunkenen
braunen Augen, wild und sanft wie der Blick der Hindin.
Unzerstörbar klingt eines Saitenspieles ferne Lockung;
wandelt der Stillverliebte einsame Fluren.
Rührt mit Macht den Alternden an
Dein Liebreiz,
daß, am Schmerz des eigenen Verlusts entzündet,
jener, ach, den größeren Herbst der Menschheit
ahnt und erschauert.
Wo, dann, klagt er, griechischer Frühling,
bleibst du, Menschheitsjugend, blaue,
die Götter zeugte,
eh der finstere Dämon des Leids
die Lust am Licht Dir verderbte:
Tot die Götter. Leis nur die Spur noch ;
ihres heiteren Maßes; einsam besungen,
tönend noch aus letzter Strophe,
die Sehnsucht nachsingt edlerer Urform...

Das verlorene griechische Ideal, welches Götter schuf in einem heilig gefühlten Leben.

354.

## Künstler und Volk

Indem sich der Dichter dem größeren Schicksal des Volkes zuwendet, gibt er seinem persönlichen Leben Sinn und Gehalt wieder. Auch nähert er sich hier dem Erkenntnisbereich, daß Volk und Art Werte sind, die dem Einzelnen unvergänglich und fordernd erscheinen müssen, ihn fordern, dem Höheren und Allgemeinen zu dienen und eine Stimme seiner größeren Lebensgemeinschaft zu werden. So schließt uns das folgende Gedicht das sich weitende Leben des Einsamen auf:

Lebt ein Leib ohne Herz? Und Du, Volk,
lebst ferne der Kunst?
adelst die Hände nicht,
die den Traum deiner Stirn,
getreu binden an das Gesetz?

Siehe die bildenden!
Wie, Du leidest, und Leid beraubt dich,
zu horchen hinab, — wo das Geheimnis ruht?

Wann denn hätte nicht jeglich Leid
Ehr gezollt dem Gefäß,
Ehrfurcht des Leidens Maß,
Ruhm dem Herzen?
Du duldest, Volk:
Aber bittrer allein, duldet dein Genius.
Not des Leibs, sie vergeht im Leib,
doch das Opfer der Kunst,
da es vergeblich war,
kann nicht hingehn.
Es zeugt, es weist allem späteren Geschlecht
stumm die Entartung vor,
denn so leidet kein Hungernder;
und der Sterbende wird besser, fürwahr, erlöst.
Ach, ein Volk, das nicht hört, ist vorbei.
Jeder Altar versöhnt
den ihm eigenen Gott.
Ein Rauchwerk ins Leere ist Hohn,
frevelnder, Denk es, Volk!

„Ach, ein Volk, das nicht hört,
sein Herz nicht mehr hört, ist vorbei."

Wir bemerken hier schon, das der Dichter mit denselben Wortsymbolen verkehrt wie wir. Denn „Volk" ist hier schon nicht mehr die Masse, die „Bevölkerung". Es wird das innere Herz des Volkes angerufen, sein bleibendes Sein, sein bestes Wesen, das also, was Volk eigentlich für uns ist: die Summe der gestaltenden und wahrhaft erhaltenden Kräfte des Geistes und der Seele in einer blutsmäßig bedingten Gemeinschaft. Und natürlich wendet sich der Dichter hier an das ganze deutsche Volk, — Deutsch-Österreich eingeschlossen, dessen Sprache er spricht und dessen Seele er verkündet. So nähert sich hier der Dichter unserem Denken und Fühlen, indem er das letzte Wesentliche anspricht, was Inhalt und Fähigkeit der Gestaltung der Erbgemeinschaft angeht. Noch verzweifelt er, daß soviel „zu leben wagt" — wie George sagt, was nicht „Volk" ist, sondern nur „Bevölkerung". Aber schon der Anruf an die innersten Kräfte unserer Art macht Weinheber zu einem Wissenden über die zu fordernden Werte des Deutschen schlechthin.

Ein Ton der Tragik schwingt bei diesem Anruf an das Schicksal unseres Gesamtvolkes mit, der Zweifel, ob es — das Volk — diese Zeit überstehen wird. — Im folgenden Gedicht wird dies noch deutlicher:

**Auf seinem Schild sterben**

Ihr stillen Kämpfer edleren Vaterlands!
Bekränzt ihr euch?
Die heilige Irrfahrt
ward noch nicht beendet.
Unser Teil heißt nimmer:
zu leben und heimzukehren.
Ein armes Dasein rettet sich ewig
in des feilen Tages feileres Erbe:
Groß ist nur das Opfer unser.
Selbst die Erde verweht,
und die Götter sterben...
Doch Dauer hat der Tod.
Die Vergeblichkeit hat Dauer.
Dauer hat, die uns hält, die Nacht.
Zu fragen ziemt uns nicht.
Uns ziemt zu fallen;
jedwedem auf seinem Schilde.

Es ist, als hätte der Dichter den Untergang des Reiches schon 1934 vorausgesehen. Als hätte der Seher den Nichtheimgekehrten ein Mal der Ehre gesetzt, als hätte er unser deutsches Schicksal für ein Jahrhundert vorausverkündet und als wäre alles Getane und Erreichte vergeblich gewesen. Weinheber steht hier am Rande des Zweifels, der Verzweiflung, denn wie soll aus einem Volke, das sich selbst vergißt, ein neues erwachsen? Dies ist seine tragische Mahnung und Frage. — Wir werden bei Stefan George sehen, wie ein noch größerer Dichter beides positiv und versöhnend beantwortet.

355.

**Abschied von den Dingen des Dichters**

So heißt ein Gedicht (Ged. II, S. 22), welches scheinbar die Aussage des Dichters in diesem Teil seines Lebens abschließt. Es ist nicht das letzte, aber es zeugt von der seelischen Abschiedsstimmung, die Weinheber um 1933/34 erfüllt. Dieses Aufgeben

des schöpferischen Lebens, welches schon vor der Vereinigung Deutsch-Österreichs mit dem Reich stattfand, wird nun auf zehn Jahre unterbrochen von der Übernahme der Reichsherrschaft für das deutsche Brudervolk. Aber diese Tatsache einer Erneuerung des Großdeutschen Gedankens durch den gemeinsamen Staat hat an der inneren Einstellung Weinhebers nicht so viel geändert, wie wir eigentlich erwarten müßten. Denn der Dichter sah die Ursachen des Verfalls in seinem Volke tiefer, und er schloß Europa davon nicht aus, denn der seelische Tod, in dessen innerem Fortschritt sich unser Erdteil befindet, — angesichts des bloßen Wohlstandsdenkens und der allgemeinen Verflachung unserer seelischen Verhältnisse und volklichen Bindungen, — dieser Verfall der echten Innenkräfte ist es, der dem Dichter schwer auf der Seele lag und der ihn so weit bedrückte, daß er sich zu einer glaubensfrohen Hoffnung nicht aufraffen konnte. Vielleicht liegt hier ein Teil seiner Tragik: in der Hoffnungslosigkeit, die sein Leben vom Anfang seines Bewußtseins an erfüllte und bedrückte. So wollen wir dieses Gedicht als ein Vorzeichen annehmen, das uns seinen späteren und dennoch allzu frühen Todeswunsch verständlich und begreifbar macht.

**Abschied**

An Mond und Träne, an die so Süße der Tage,
mild gebogen aus Licht,
den Rausch um Wuchs und Welken
und an jenes tiefere Dasein
der reinen Seele!
All Ihr—Singens wert,
durch ein tätiges und währendes Jahrtausend, —
Ihr hattet Keim und Recht und Zeit,
und jede Zeit war sicher genug
einem bereiten Liede, —
Doch diese, reif zum Ende, hat nicht mehr Zeit,
und Zeit genug ging hin für ein bereites Lied;
und jede Silbe ist zuviel und stachelt
die schwarze Begier der Schatten.
Zu wenig ach, ich einzelner ich!
Sein Ruf verweht.
Was ist im Sturm denn ein krankes Herz?
Und weiße Stirn, anrennend
wider alle die Mauer
aus niederm Leben?
Was ist, wüste Welt, in den Aschenbrand

zum Sterben ausgesetzt,
denn ein krankes Herz?
Lebt wohl!
Ihr werdet untergehn wie ich,
Euer Mund, euer letzter Adel.

Hoffnungsloser kann man die Sinnlosigkeit eigenen und allgemeinen Lebens nicht ausdrücken, als es hier der Dichter tut. Der Schleier der Tragik, der des Sehers Leben bedeckt, wird hier noch einmal über alle Hoffnungen der Zeit geworfen. Wie recht er hatte, konnte er zu jener Zeit (1933/34) nicht ahnen. Hat er es aber doch schon damals als unentrinnbar gesehen?

## Vorläufige Zusammenfassung

Wenn wir bis hierher Entwicklung und Werk des Dichters überschauen und bedenken, worin wir Artgläubigen mit ihm übereinstimmen, so ergeben sich jetzt bereits mehrere Anhaltspunkte, wo unsere weltanschauliche Haltung mit ihm gleichläuft und dieselben Treffpunkte aufweist, die der Dichter für uns verkörpert. Es ist einmal das Wissen, daß von der Masse keine Lösung unserer Lebensfragen zu erwarten ist. Die Folge ist der Standpunkt der Auslese, der „Aristie" (Adels-Bildung innerhalb des histor. Griechentums); nicht Mehrheiten können Wesen und Weg eines Volkes oder einer Kultur bestimmen, sondern nur diejenigen, die „schaffend und dienend" das Innere des Volkes tragen und verwirklichen in ihrem Tun. Dies ist eine Grund-Erkenntnis, die dem allgemeinen Gleichheitsstandpunkt entgegengesetzt ist.

Das Zweite, das uns mit Weinheber gemeinsam ist, besteht in dem Gefühl, daß das Wesen des Daseins tragisch veranlagt ist; nicht Acht hat auf Glück und Wohlstand des Einzelnen, sich nicht kümmert um das Geschick der Völker, — auch nicht der „besten" und kulturfähigsten. Wie die Geschichte beweist. Das Edle geht unter, meist am Gemeinen und Gewöhnlichen, in einem Wort: am Massenmenschen und am Massenstaate.

Das Dritte aber, das uns mit des Dichters Wesens-Anschauung vereint, ist das Wissen um die bleibenden Werte, die allein ewig sind und die zu erfüllen — nach dem Maße unseres Könnens — die höchste Lebens-Aufgabe ist und bleibt. Hier trifft sich Weinheber mit allen Großen unserer Artvölker. Goethe und Schiller, Kleist und Hölderlin, Nietzsche und George stehen

auf seinem, Weinhebers, Wege. Wenn auch sein Dasein tragisch endete, eingeschlossen in das Schicksal seines Volkes, so ist seine Dichtung ein Aufruf und Anruf an alle Hörenden, an alle sich verantwortlich Fühlenden, an alle Mitlebenden und Kommenden, denn er hat das reine Gebot des Dienens und die Wahrheit-Sagens erfüllt und verkündet. Das ist Weinhebers Sendung an uns.

355a.

## Die Gottes-Vorstellung des Dichters

Weinheber gebraucht in seinen Gedichten alle Wort-Begriffe — oder Begriffs-Worte —, die man einem als höchstes vorgestellten Wesen (oder mehreren derartigen Wesen!) geben kann. So gebraucht er das Wort „Gott" unbekümmert und meint damit sowohl den persönlich angesprochenen Gott wie auch ein Wesen, das helfend dem Dichter zugänglich sein kann. Er gebraucht aber ebenso die Wortgebung „der Gott" oder auch „ein Gott". Letzteres schließt die Vorstellung, bzw. den Glauben ein, daß es noch andere Götter als den angesprochenen „einen" Gott gebe. Schließlich gebraucht er auch die Formel „Die Götter", welche ja, ebenso wie das Wort „ein Gott" neben anderen möglichen h e i d n i s c h ist. Wir haben also bei ihm die ganze Begriffs- und Vorstellungsreihe vom christlichen Gebrauch bis zum deutlich heidnischen. Was geht daraus für des Dichters innere Einstellung hervor? Aber auch Hölderlins Formel für das Göttliche wird angewendet „Die Gewaltigen", womit die letzten Mächte über uns gemeint sind. (Hölderlin: „Noch einen Sommer gönnt, Ihr Gewaltigen mir; einen Herbst zu reifem Gesange!") Stefan George sagt in gleichem Sinne: DIE GEWALTEN NENNT ER NICHT FABEL..." Aus diesem vielfältigen Gebrauch des Wortes und Begriffes „Gott" wird klar, daß Weinheber kein Christ war, wie immer er auch gelegentlich das Schema „Gott" verwendet hat, um eine Macht über uns (oder mehrere Mächte über uns) auszudrücken und anzurufen. Wenn man ohne Voreingenommenheit diesen verschiedenartigen Gebrauch des Form-Wortes Gott überdenkt, so ist unabweisbar, daß die höchsten Mächte (DIE GEWALTEN) nicht eine zentrale Person oder ein einheitliches Wesen sind, an die sich der Mensch um Hilfe wenden kann und von der er Rettung und Lösung erwartet. Sondern es sind — wie in jeder antiken und heidnischen Religion — die unbestimmbaren Mächte des Schicksals, die über uns sind (die auch i n uns sind!), welche unser Erdenlos bestim-

men oder auch, die sich in nichts um nichts kümmern, wie die Welt läuft und wie es dem Menschen geht. Weinheber weiß um die Fragwürdigkeit von Formulierungen, welche das Letzte, nur Geahnte, bestenfalls subjektiv Erlebte bezeichnen sollen.

Auch das Wort „Gottheit" kommt bei ihm vor. Es steht allerdings inhaltlich nur für die Vorstellung „Das Göttliche" überhaupt, und dieser Wortgebrauch schließt die heidnische Gefühlsgewißheit ein, daß wir dasjenige „göttlich" nennen müssen und können, was sich als Gutes, Aufbauendes und Gestaltendes erweist. Hiermit wären wir genau an dem Punkte angekommen, wo Weinhebers vielfältiger Wortgebrauch auf u n s e r e eigene Sinngebung hinweist, daß nämlich als „Göttliches" nur die Kraft (bzw. die Kräfte) bezeichnet werden kann, die u n s, dem Menschen, als helfend, gütig, ordnend und sinnvoll wirkend gelten können. Daher dürfte auch für Weinheber die Formel DER EWIGE KAMPF DER GESTALTENDEN GEGEN DIE ZERSTÖRENDEN KRÄFTE IN DER ERDE UND ALL" Geltung haben, denn das ist es ja, um das er sein ganzes Leben lang gekämpft hat, das Niederziehende (seine ungebändigte Geschlechtlichkeit z. B.) gegenüber dem Genialen und Positiven auszuschalten und zu besiegen. Ohne Zweifel ist Weinheber in diesem Kampfe Sieger geblieben. Er weiß aber auch, daß er siegend fallen mußte, als er sein Werk vollendet hatte. Das Schicksal hatte ihm seinen Tod nahegelegt. Angesichts des Untergangs des von ihm bejahten Reiches, des Endes seiner irdischen Hoffnungen, blieb ihm — nach seinem Mensch-Bewußtsein — nur der Tod übrig, den er selbst auf sich nahm.

Diese hier gewonnene Erkenntnis schließt nicht aus, daß der Dichter sich die Freiheit nahm, den Gottesbegriff nach seiner Art und Weise verschieden zu verwenden. Denn wer ein glaubensgetreuer Christ ist, darf nur einen Gott erkennen und anerkennen, den der „Heiligen Schrift" und der Auslegung der Katholischen Kirche. Alles andere wäre Privatgebrauch und für jeden anderen unverbindlich.

Als Erläuterung hierzu sei ein Gedicht wiedergegeben, das in Ged. II, „Adel und Untergang", S. 47 steht:

**Fernsucht und Heimat**

Die Heimat schließt die fremden Fernen aus:
Zutiefst verdächtig, wer mit lautem Schwall
weltbrüderlicher Liebe Überall
und Nirgends kündet; wer sein Blut, sein Haus.
den Freund verrät um eines Babelbaus.

Verwirrung; um der Menschheit Glück und Fall,
den Menschen abschwört und des Menschen Qual;
sein Herz ist dürr, ein welker Distelstrauß.
Erfüllt hat keine große Wahl:
Ein Blick, ein Wort, die wenigen vertrauten,
erkannten Herzen auf dem Wege schmal.
Denn vor dem Letzten schweigen Flöt und Lauten,
Und vor dem Schweigen sinken allzumal,
die Hände, die sonst wirre Taten brauten.

Das Rund der Erde meisternd zu umfahn,
Mit Schwert und Feuer, Lieb und Liebesgaben:
O eitler Traum, ach, frevles Ziel des Knaben; —
Der Mann hat längst die Träume abgetan.
Er will nichts mehr als ein Stück Erde haben,
darauf er stehen, säen, ernten kann;
Dann hebt nach Schweiß und Müh der Abend an
das Glück, an später Rast sich zu erlaben.

Als letzter Beweis für die Nähe des Glaubens, welche Weinheber unserer Gesinnung gegenüber hat, ohne jemals von uns zu wissen, soll noch der Vers gegeben werden, der so vielsagend unchristlich ist:

**Unser Diesseits**

Kein Jenseits stürzt den Acker dieser Not.
Die rauhe Erde einzig ist die Welt.
So sinke, Seel, aus dem Kleid geschält,
Auf Deinen Grund, Dir selber Maß und Lot.

Das darf kein Christ sagen, denn für ihn ist „Gott", sein Gott, allein „Maß und Lot" seines Lebens.

Aus bitterm Schweiße reifen Wein und Brot.
Im Taumel der Gewalt, im Wust von Fraß,
Gelüst und Heuchelei, im Abendrot
zermürbten Volks, das ihn, das Herz, vergaß:
bleibt rein bewahrt des Menschen Not,
des Menschen Weisheit, Adel, Schicksal, Tod,
Gestalt und Form, Gesetz und Ebenmaß.

Hier weist der Dichter noch einmal darauf hin, daß der Mensch allein, und zwar der Berufene und Auserwählte, der einzige ist, der uns Maß und Vorbild setzen kann und daß kein Gott uns

hilft, wenn wir uns nicht selbst helfen: das ist germanisch gedacht, und es klingt ganz an R. Georg Bindings Wort an: „Selber sind wir hold uns oder abhold." Aber die tröstende Gewißheit, die Binding und George aufbrachte, blieb Weinheber versagt: „Gehn Geschlechter ruhmlos durch das Licht, hörst Du schon der Ungebornen Schritt."

356.

**Späte Krone (1936) Elegien und Hymnen**

Noch können wir den Dichter nicht verlassen, wächst er doch von Mal zu Mal höher hinauf und tiefer hinunter in das Menschliche. Dort auch wohnt Artglaube Unserer Seele. Ihre Sprache wird stärker, eindringlicher, voller, tönender, wenn er das in uns, um uns und über uns im Gedicht gestaltet. Da wenige ihn heute noch genau und seiner Größe entsprechend kennen, wollen wir ihn hier für die Zukunft bewahren, anregen zu lesen, tief nachzudenken und nachzusinnen, was uns dieser Dichter einer großen Epoche unseres Volkes gegeben und hinterlassen hat. „Denn was bleibet, stiften die Dichter".

**Auf das Vergängliche**

Gern gehen die Sänger voraus. Ihnen genügt nicht,
was vergeht auf der Erde, zu preisen:
Die nahen wirklichen Dinge,
die Herzen, leidend das Vergängliche:
Geburt und Zeugung und Sterben,
neues täglich Getane, jenes, das die Stunde verlangt:
den Krug und die Schüssel und die Uhr,
und das Bett mit dem Schlaf und alles, dieses Getreue.

Ihnen steht im Augenblick der Held. Der entflammt
mit unvergänglichem Untergang die Gesichte.
Oder der andere, der da redet mit Gott
und ledig unsrer Gesetze schwebt,
der Heilige, zwingt sie.

Denn das Ewige: Nacht und Tod, die Gestirne,
fern die Berge der Götter,
vielleicht auch noch die Liebenden
in dem Augenblick der höchsten Verzückung:
Dieses Ewige ist ihre Ordnung.

Aber genügt nicht schon der Grashalm,
das feierlich runde Kreisen der Sense,
oder zwei Hände am Abend, unter der Lampe ruhend,
weise vom guten Sinn des Vollbrachten.
Genügt nicht, ohne Übermut zu brechen das Brot,
zu teilen, zu essen?

Sähen sie jenes und sagtens,
ohne den Aufwand stärkerer Worte,
wie fühlten wir uns sicher!
Aber wir fragen und zweifeln doch
und verwerfen das Beispiel, fromm zu genügen.
Ihre, die Größe jener Gesichte, verführt uns,
und wir bleiben am Rande;
hörn die Gesänge;
schauen, bewundern, verehren.
Und inmitten darf das Einfache einfach geschehen.
Ein geringes „Du" ist der Preis. Kein Sang.
Aber dort ist die Liebe.

Wer hat so schön das Wunderbare des „Einfachen", des Schlichten, des Alltäglichen geschildert? (Vielleicht Goethe in Hermann und Dorothea). Aber Weinheber beherrscht dieses auch, dichterisch, und macht daraus Trost und Glück. Nichts Heroisches, aber die Göttlichkeit erfüllten Daseins. Dies ist Sinn und Inhalt der „Späten Krone". Doch die Tragik des Lebens wird nicht übertönt. Sie liegt im Geschehen selber. Und der Dichter verschweigt es nicht, daß wir im Angesicht der Tragik jeden Tag leben. So (Ged. II, S. 224/25) spricht er es aus im Gedicht

**Das Unabwendbare**

Dies alles ist furchtbar. Auf den Einsamen senkt sich Ruhm.
Den Trauernden heben plötzlich Arme empor.
Aber die Stille von einst
war der Adel, der Trotz, der Gram,
das heilige Feuer.
Unentrinnbar ist alles. Er setzte ein Reis:
Und die Dürre frißt 's.
Er baute ein Haus: Und es vernichtet 's der Blitz.
Er zeugt einen Sohn: der mißrät und geht vor die Hunde.
Immer schlägt uns zutiefst, was wir am tiefsten geliebt.
Ach, dem Redlichen hilft der Glaube.
Wer aber fällt dem Irrenden kühl in den Arm,
bändigt die Hoffart,

besteht vor der eigenen Nacht, der frevelnd gewollten?
Wer wendet mit dem helleren Blut
dunkle Ahnengewalt?

Und das letzte Gedicht hier, welches den Tod des Soldaten, einfach, „heldisch", grauenvoll, sinnlos und doch sinnhaft, malt:

**Den Gefallenen**

Oh, vielleicht malte in eurem Aug noch sich
ein schwarzer Himmel mit unentwirrbaren Sternen
oder im Zelt die flackernde Kerze, der naßkalte Graben,
als wie Feuer, jäh, der EHERNE ENGEL
vor die Stirne euch stob.
Und er kam gewaltig herab,
Und der Psalm seiner Schwingen rauschte groß,
indem er vom Munde hinwegnahm
euch die versagende Seele;
Und er trug sie hinauf wie eine Schale mit Edlem
und behutsam, nichts zu verschütten,
der ENGEL.

Löschte die Stirn euch mitten im Kreisen des Traumes
um das so Ferne des Lebens:
Um die Geliebte am Abend,
den Mond überm Hoftor,
wenn der Berg der Heimat ganz nah war
und väterlich ragte...

Und Ihr ginget dahin, und euer Blut
so viel Erde, fremd und eigne, tränkte...
so viel Blut:
Ach, wie wart Ihr von da an,
daß Ihr es ewig bleibt, e r h o b e n!

Seid Ihr einst nicht Menschen gewesen wie wir,
wir, denen Gott mitunter sehr fern ist?
Plötzlich aber, verwandelt und heilig,
um euer Opfer dunkelt groß das Geheimnis,
jenes des Samens, welchen ein dunklerer Sämann
millionenfach ausging zu streuen
über den schweren, leidschweren Acker
des Menschen.

In Millionen Herzkammern rauscht euer Blut,
rauscht groß euer Leiden nach,

rauscht eure Unsterblichkeit.
Alles Fleisch, es ist wie Gras,
Und der Berühmten Ruhm
ist das kurze Licht eines Namens.
Euer Ruhm
ist des Volkes Treue zum Volk.
Denn eines Volkes Gräber
sind nicht seine Trauer allein,
eines Volkes Gefallene sind eines Volkes Stolz,
und eines Volkes Stolz, dieser höchste,
gebiert wieder die Welt!

Habt Ruh und Frieden!
Wir alle gedenken euer.
Schwebt uns zu Häupten!
Wir alle gedenken euer.
Seid unser Beispiel!
Wir alle gedenken euer.

Wir euch danken, die Ihr e r h o b e n seid
über unsre dürftigen Zeichen?
Ihnen, den andern, die aus unsrer Mitte nahm der sanftere Engel,
die in den Stuben starben und Wand an Wand
mit unserem Leben,
ihnen erhellten die ernsten Male unsre nahen Gebete,
und Blumen und Lichter.
Aber Eure Gräber sind fern
und die verschollenen Kreuze zerfallen,
oder es geht schon der Pflug wieder über die traurige Stelle.

In jenem Einen, der unbekannt fiel,
Mann des Volks, laßt euch beschwören
a l l e!
Ihn hat der Lebenden Liebe verewigt im Stein.
Größer nun und ohne den Makel des Daseins
liegt er gebettet.
Sein steinerner Helm — Eurer Ehre Hut!
Sein steinern Gesicht — eurer Pflichten Adel.
Sein Mantel aus Stein — Eurer Vergänglichkeit Schutz.
Laßt um sein Marmorlager euch unsre Kränze gefallen!
Ihr Duft des Leids umdüfte die heilige Erde, drinnen Ihr ruht.
Laßt euch die Flamme gefallen,
es flammt unser Herz darin.
es ehrt Eure Größe.

Laßt euch gefallen
den wortlosen Dank der Lebendigen,
Edele Tote!

Habt Ruh und Frieden!
Wir alle gedenken Euer.
Tragt kühn den Lorbeer!
Wir alle gedenken Euer.
Schwebt uns zu Häupten!
Wir alle gedenken Euer!

357

## Uns gehört Weinheber

Keiner hat den Toten des zweiten Weltkrieges ein schöneres und größeres Denkmal dichterischer und religiöser Prägung geschaffen als Josef Weinheber in diesem herrlichen Gedicht. Und wenn es das einzige wäre, das ihn überlebte, so wäre es genug, um seinen Namen in unserem Volke und für alle Mitkämpfer Europas zu verewigen.

Es gibt uns aber Anlaß, die Haltung des Dichters unter dem Gesichtspunkt der letzten Bindungen nachzuprüfen, die er in seinem Leben d a r g e l e b t, also verwirklicht hat.

Das erste, das uns beglückend nahetritt, ist seine Liebe zur angestammten Heimat. Heimatland und Heimatsprache sind so lebhaft und volkstreu Bild und Wort bei ihm geworden, daß ein kleiner Vers davon noch Zeugnis ablegen soll.

Dem Mai hat der Dichter mit feinem Hintersinn zwei Strophen gewidmet, die Volkstum und Wesenskenntnis zugleich wortgestaltet haben:

**Mai**

Die Schwalbe flitzt im Sonnenglast,
Der Brunnen rauscht dem jungen Gast,
Der Zeiger an der Sonnenuhr
malt an die Kirchturmwand die Spur.
So wächst das Jahr mit Lust und Mühn:
Sankt Urban, laß die Reben blühn!
Schon rührt sich neu der Wein im Faß,
Die Quetsche tönt zum Kirmesbaß.
Sind erst vorbei die strengen Herrn

Pankraz, Servaz, dann tanzt man gern,
wo auf dem Platz der Maibaum steht,
dem süßer Wind die Bänder dreht.

Uns kümmert es nicht, wenn der Dichter die im Süden volkstümlichen Heiligen-Namen gebraucht: sie sind so heidnisch geworden, daß sie mit Christentum nur noch die Herkunft gemeinsam haben. Und nun die Strophe vom Stier, dem glücklichen, liebevollen Sternbild des männlichen Mannes.

**Stier**

Bist Du zur Welt gebracht im Stier,
laß eitel Herrschaft, Prunk und Zier!
Dir glänzt der holde Venusstern,
hast Heimat, Haus und Garten gern,
zur Lieb die Treu, zum Werk Geschick:
Verwalt es gut, das Kleine Glück!
Trag den Achat, den Augen nützt,
vor Giften, Blitz und Zauber schützt.
Alsdann, so hüte dich mit Fleiß
vor schwerer oder grober Speis!

Der Verfasser dieses Buches, im Stier geboren, dankt an seinem 75. Geburtstag dem Dichter für diese zutreffende Darstellung wichtiger Wesensinhalte seines Daseins und hofft, daß das Glück seines Lebens trotz viel Leid anderen in Zukunft zum Heil werden möge. Dann ist auch der Wunsch des Schöpfers Weinheber erfüllt, daß Liebe, die Freude und Kraft gibt, die tragende und helfende Macht in seinem Leben bleibt.

Heimattreue und Vaterland gehören immer zusammen. „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie Du", — sagte einst Theodor Fontane; und Weinheber bestätigt dieses Wort in Leben und Tod. So sah er auch das größere Vaterland als das Bild der Erfüllung an. Das Geschick hat uns diesen Traum als Zukunfts-Auftrag gelassen, und heute und morgen kann er nur erfüllt werden, wenn ein im Handeln einiges Europa Mahnung und Auftrag der Menschen unserer Art übernimmt, nichts von dem Boden preiszugeben, den germanisch-deutsche Kulturarbeit einst erworben und gestaltet hat. So fließt der großdeutsche Traum ein in den europäischen und bleibt damit immer der unsere zu Erfüllung und Verwirklichung. Denn die großen Stunden im Leben der Völker, auch Europas, haben mit 1945 nicht aufgehört. Warnung und Mahnung, Auftrag und Sendung sind die

gleichen geblieben. Nur der Rahmen muß weiter gespannt werden.

Auch mit dem europäisch-nordischen Gedanken finden wir uns eins mit Weinheber; dies ist ein zutiefst religiöser Gedanke, denn zum Glauben Unserer Art gehört auch der Boden und das Land unserer Art: beides ist unabdingbar für jede mögliche Zukunft.

Das Dritte, das uns tief vereint mit des Dichters Gedankenwurf und Durchdringungskraft des Daseins, ist sein Kampf mit dem Schicksal. Dieser spielte sich auf beiden Ebenen ab: auf der seines persönlichen Lebens in der Auseinandersetzung mit seinen eigenen Erbkräften und, zweitens, in dem Ringen um die äußere Gestaltung seines Lebens. Auch diesen zweiten hat er, wenn wir es recht verstehen, heroisch bestanden. Sein Freitod war keine Flucht vor dem Feinde; er war das Bekenntnis: Hier stehe ich, hier bleibe ich, hier habe ich mich erfüllt, mein Dasein ist zu Ende, hier ist mein treuer Tod. Wir bejahen diese Entscheidung des Dichters. Dem nordischen Menschen unserer Art steht auch das Ende seines Lebens frei. Dies lehrt uns in den Schicksalsfällen des Lebens Unser Glaube.

Die Erkenntnis der tragischen Möglichkeit des Daseins und das „Bestehen" dieser aus eigener Kraft, welche das Erbe des Göttlichen in uns — das unser Blutserbe zugleich ist, uns mitgegeben hat, eint Weinhebers religiösen Standpunkte mit dem unseren. Wie er auch zur Kirche seiner Heimat innerlich oder äußerlich gestanden haben mag, er ist seinem Wesen nach ein Heide echter Art, denn er weist alle unchristlichen Wesenszüge auf, die zum freiesten und zugleich bindendsten Glauben gehören: Schöpferkraft im kleinen und großen, Volkskraft durch sich und die unerhörte Erbkraft des gestaltenden Menschen, der mit seinem Werk sich ein Denkmal gesetzt hat, das nach eines römischen Dichters Spruch „die unendliche Reihe der Jahre und die Flucht der Zeiten" nicht zerstören kann. In diesem Sinne ist Weinheber auch ein germanischer Dichter.

### XXVI. Kapitel

# R. M. Rilkes Ringen um das Wesen des Göttlichen

### 358.

### Deutungsversuche I.

Wir kommen aus dem Kapitel XV, Abschnitt 273 ff noch einmal zu Rilke zurück. Er gehört mit Stefan George zusammen der höchsten Verkörperung schaffenden Dichtertums an und muß daher darum befragt werden, was sein „Gottesbild" ist. Wie er die Welt und das Leben schaut, was „Sein" für ihn bedeutet und welchen Weg er nimmt, um zu Erkenntnis und Tiefenschau zu gelangen.

Wie jede endgültige Formung menschlicher und dichterischer Art im Philosophischen und Religiösen nicht einfach geboren wird, sondern unter den Schmerzen und Leiden eines ganzen Lebens erkauft ist, so ist Rilkes Schau und Deutung gewiß eine der schwierigsten im Raume großer Dichtung. Seine Sprache ist bildhafte Musik, so jedoch, daß der Klang Wort und Begriff übertönt oder besser: die Sinnbildhaftigkeit noch verstärkt und rational überhaupt nicht faßbar wird. Hinsichtlich eines deutlich formulierten ARTGLAUBENS werden wir daher nur wenig finden; und doch dürfen wir Rilke nicht übergehen. Das würde bedeuten, daß wir den zweitgrößten Dichter des Jahrhunderts aus der religiösen Deutung ausschließen würden. Wir können ihn nicht fortlassen, „ignorieren", als wäre er nicht vorhanden; sondern wir müssen ihn d a erfassen, wo er unserem Gefühl und unserer Deutung zugänglich ist. Da er aber im deutschen Sprachbereich dichtet und den deutschen Seelenbereich umfaßt und erweitert, müssen wir ihn — auch im Verhältnis zum Artglauben — betrachten und zu ergründen versuchen.

Der junge Rilke trat uns im „Stundenbuch" entgegen. Seine ablehnende Haltung zum christlichen Gottesbegriff war schon früh deutlich geworden. Seine mystische Vertiefung wies ihn in eine Richtung, die uns aus dem Mittelalter als eine Seite deutsch-reformatorischer Erfassung des Gottesbewußtseins bekannt geworden ist. Sie nähert sich dem Pantheismus (Alles ist

Gott) und ist doch im Grunde kein solcher, weil nicht die Natur als allgöttlich angesprochen wird, sondern die Fähigkeit der menschlichen Seele, aus sich heraus „Gott" zu schaffen. „Gott im Menschen", aber nicht als das „Gute" allein, sondern überhaupt als die einzige Kraft, das Wahre, das Wesen der Dinge, die Welt und ihre Hintersinne zu begreifen. So wird alles dichterisches Bild: man kann sagen: Die Welt, ihr Sein, ihr letztes Wesen ist nur in der sinnbildlichen Dichtung zu erfassen. Aus diesem Grunde ist auch Rilke so schwer zu deuten, weil die üblichen Begriffe der Philosophie und ihrer Dialektik (verstandesmäßig-sprachlichen Diskussion) hier nicht ausreichen, um den Sinn zu erfassen und sich etwas Bestimmtes unter den Symbolen vorzustellen.

Das vorletzte große Gedicht, zehn „Elegien", bezeichnen diese vorletzte Stufes Rilkeschen Dichtertums. Wir werden sehen, ob wir etwas aus ihr für die Deutung eines neuen Glaubens gewinnen können.

**Aus der I. Elegie**

Wer, wenn ich schriee, hörte mich denn
aus der Engel Ordnungen?
und gesetzt selbst, es nähme mich einer
plötzlich ans Herz:
Ich verginge vor seinem stärkeren Dasein.

„Der Engel Ordnungen" scheint ein christliches Bild zu sein. Aber, näher betrachtet, fehlen ihm alle Züge des Christlichen. Denn dieser „Engel" hilft nicht, er hört nicht den Menschen, er ist ein reines „Urbild" im platonischen Sinne, zu fern und zu rein, zu wenig vom Stofflich-Realen enthaltend, als daß ein Mensch zu ihm sprechen, ein Mensch von ihm Antwort empfangen könnte.

„Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang,
den wir noch gerade ertragen,
und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäht,
uns zu zerstören.
Und so verhalt ich mich denn und verschlucke den Lockruf
dunkelen Schluchzens.
Ach, wen vermögen wir denn zu brauchen?
Engel nicht, Menschen nicht,
und die findigen Tiere merken es schon,
daß wir nicht sehr verläßlich zu Haus sind
in der gedeuteten Welt.

Des Dichters Gefühl ist einsam. Seine Seele ist ganz allein mit sich und dem All, und keiner kann helfen, daß er die Einsamkeit verliert und überwindet. Wir ertragen die reinen Bilder des Seins nicht. Die reine Schönheit macht uns fremd. Wir ahnen etwas vom Letzten, Göttlichen, aber wir kommen ihm nicht nahe. Gottesferne, nicht Gottesnähe wird hier dem Mystiker zuteil, eine tragische Gesinnung, wie wir sie schon bei Weinheber fanden. Hier aber ist sie die unaufhebbare Erfahrung der Dichterseele, daß sie allein ist. — Auch dies ist natürlich kein Christentum mehr. Denn der Christ kann immer seinen Gott rufen. Der „ENGEL" Rilkes aber ist „schrecklich"; er zeigt dem Menschen nur, wie fern dieser ist vom Urbild der Dinge.

## Vergleich

Um zu erkennen, wie der germanisch-nordische Mensch zu einem ähnlichen Erlebnis der Einsamkeit steht, im Bewußtsein der Gott-Leere des Daseins, das ihn manchmal überkommt, oder in den Stunden naher Verzweiflung an allem Schönen und Wahren, erinnern wir uns: Er steht allein, er schafft sich die Welt von neuem; er findet im eigenen Herzen den Trost, oder er wendet sich der erlösenden Tat zu, dem Schaffen für andere. Er verwirft sogar die Götter, die ihm nicht helfen wollen — oder können?

So ist seine Haltung heroisch, sich selbst überwindend, nicht am Leben an sich leidend und dies als Anfall von Schwäche vor sich selbst verwerfeend. Aber es wird bei ihm nicht zur All-Leere, zur „Entleertheit" des Daseins an Sinn und Handlung, an Tat und Pflicht. Hierbei ist zu bedenken, daß Rilke eine Todeskrankheit nahen fühlte, daß er kein Tatmensch war, fast kaum ein Real-Mensch des normalen Daseins zu nennen, sondern fast nur Dichter, Schauender, Besinnlicher und Fühlender. So ist seine Einsamkeit „schrecklich" und ohne Ausweg. Dies soll kein abwertendes Urteil sein. Es ist eine Feststellung.

Auch im Vergleich mit seinem größten und Ebenbürtigsten in seiner Zeit, Stefan George, wird sein anderes Wesen deutlich. Dieser ist als unfaßlich seine Zeitgenossen Überragender gewiß auch einsam im Letzten gewesen, trotz der Jünger und Freunde, aber er hat sein Werk als Richte geschaffen, als Sendung, als Auftrag, und wer einen solchen fühlt, kann nicht verlassen sein, denn was das Göttliche ihm gegeben hat an Sprache und Gebot,

verlangt nach Erfüllung und Verwirklichung und kann nicht im bloßen Gefühl enden. Rilke gehört der Zeitlosigkeit an; George der Zukunft eines zu gestaltenden Lebens.

### 359.

### Über „christliche" Vorstellungen bei Rilke

Aus Dieter Bassermann: Rilkes Vermächtnis für unsere Zeit Verlag Hermann Hübener, Berlin und Buxtehude 1946:
„In diesem Zusammenhang stehen ein paar Worte über „„christliche Vorstellungen"".

> Rilke: Ich liebe nicht die christlichen Vorstellungen eines Jenseits, ich entferne mich von ihnen immer mhr, ohne natürlich daran zu denken, sie anzugreifen...; sie mögen ihr Recht und Bestehen haben, neben so vielen anderen Hypothesen der göttlichen Peripherie — aber für mich enthalten sie nunächst die Gefahr, uns nicht allein die Entschwundenen ungenauer und zunächst unerreichbarer zu machen —: sondern auch wir selbst, uns in der Sehnsucht hinüberziehend und fort von hier, werden darüber weniger bestimmt, weniger irdisch: was wir doch, vor der Hand, solange wir hier sind, und verwandt mit Baum, Blume und Erdreich, in einem reinsten Sinne zu bleiben, ja immer erst noch zu werden haben."

Der Dichter bestätigt uns hier, daß er dem Christentum nicht mehr sehr nahe ist; ja, daß er die christlichen Trostformeln — beim Tode eines Geliebten — nicht mehr ertragen kann, da sie ihn der hiesigen Welt entfremden könnten. Er ist den Dingen dieses Lebens ganz zugewandt, aber er sucht und sieht in ihnen mehr als das Äußere, mehr als das Scheinbild, welches die Dinge darbieten (auch die Menschen) — er sieht in ihnen Abbilder eines Höheren, Bleibenden, Über- und Innerweltlichen, fast im Platonischen Sinne. Wir kommen darauf noch näher zu sprechen. Um diese Welt-Innen-Zugewandtheit zu verstehen, wollen wir den Verfasser des kleinen Büchleins RILKES VERMÄCHTNIS FÜR UNSERE ZEIT, S. 33 noch einmal hören:

> Hier klingt aus den Elegien an: „„Nirgend, Geliebte, wird Welt sein als innen""; und das Gedicht aus dem Jahre 1913, in dem, zum erstenmal, das Erlebthaben des „„Weltinnen-

raumes"" Wort wird, jenes Innenraums, dessen Tiefen, Tatsächlichkeiten und Möglichkeiten einzusehen fürder so geräumigen Raum bei ihm einnehmen."

Katharina Kippenberg hat in einem Gedenkbüchlein zu den späten Gedichten die Bedeutung Rilkes umrissen, wie wir sie auch sehen:

„Was Rilke zu sagen hatte, war so neu und ohne Vorbild, daß es einer besonders gearteten Verkörperung im Wort bedurfte. Sehr lange trieben die inneren Erscheinungen, die zur Dichtung der Elegien führten, reifend, sich bildend und umbildend in ihm um, und so konnte es sein, daß sie, ein Eigenleben herrisch fordernd, den Dichter eines Tages wie in einem Gewaltstreich überwältigten und daß er, fast bewußtlos sich fügend, kaum bemerkt haben mag, wie weit sie ihn oft von der Sprachsitte fortgezogen hatten. (Rainer Maria Rilke, Duineser Elegien, Die Sonette an Orpheus, Manesse Verlag 1951 Zürich)

Hier sind wir einer Deutung des Wesens Rilkes als eines echten Mystikers nahe gekommen, wenn wir diesen Begriff fassen als einen Menschen, der versucht, ein Übersinnliches, in ihm Wohnendes in Übereinstimmung zu bringen mit den Dingen dieser äußeren Welt. Wie Katharina Kippenberg sagt, bedurfte er dazu einer neuen Sprachgebung, die freilich dann nicht allen mehr zugänglich und erschließbar ist, weil ihr Verständnis auf einer ähnlichen Anlage beruhen muß, wie der Dichter sie besaß. In diesem Sinne können wir die Duineser Elegien und die Sonette an Orpheus auch eine Dichtung des Eingeweiht-Seins nennen, ohne dabei an eine Geheimsprache der Orden zu denken. Aber dies ist auch schon bei George der Fall, auch Weinheber lag schon in ihrem Bereich.

359a.

## Deutungsversuche II.

Wir gelangen hier an einen Punkt, wo wir uns zur Erschließung des Dichterischen an sich einer ungewöhnlichen Erklärung bedienen müssen, welche freilich für andere Lebensgebiete — und auch für die nahestehenden Menschen oft gilt; wir „verstehen" ihre Sprache nicht, das heißt, wir wissen im Augenblick nicht, was sie eigentlich mit einem Gesagten „meinen". So ist es in

erhöhtem Maße bei jedem Dichter der Fall; beim tiefsten oft am meisten. Demgegenüber steht allerdings oft das Genie, das in einfachsten Worten sagt, was am tiefsten ist, ohne dabei gewöhnlich oder, wie wir sagen, — „banal" zu werden. Der auf neuen Wegen schreitende Dichter und der neues Gebiet betretende zumal wird eine neue Ausdrucksart suchen — (oder sie wird ihm fast gegen seinen Willen — gegeben.) So ist es mit Rilke.

Der äußere Mensch, den wir sehen und mit dem wir sprechen, der Mensch des Alltags, des Berufes, des Kampfes und der tätigen und tätlichen Auseinandersetzung ist ein „klarer" einfacher Mensch. Wir wissen, was wir von ihm zu halten haben.

Der Mensch der Musik, der Kunst, der Dichtung, manchmal gar der Maler oder Bildhauer hat s e i n e Sprache, die wir meist verstehen lernen. Aber der ganz tiefe Mensch, der ein Mystiker ist, sieht gleichsam eine andere Welt i n dieser Wirklichkeitswelt, in der wir leben. Er sieht einen anderen Menschen, gleichsam sein inneres Abbild, sein eigentliches Wesen, sein „Urbild", das freilich nur ganz selten zum Ausdruck, zum „Vorschein" kommt, das „hinter den Dingen", hinter seinem äußeren Erscheinungsbild steht: das ist der wahre Mensch, den der Dichter als Wesen, als „sein Wesentliches" schaut und „erkennt". Dies steckt auch im alten Wort „und er erkannte sein Weib", wenn man dies als auf das letzte Wesen gerichtet gemeint sieht.

Dies drücken auch die Zitate aus, die ich zur Verdeutlichung des Sinngehaltes des „wahren Menschen" hier geben will:

> „Denn wir, wo wir fühlen, verflüchtigen;
> ach, wir atmen uns aus und dahin; von Holzglut zu Holzglut
> geben wir schwächern Geruch.
> Da sagt uns wohl einer: ja, du gehst mir ins Blut,
> dieses Zimmer,
> der Frühling füllt sich mit Dir. . . Was hilft 's,
> er kann uns nicht halten,
> wir schwinden in ihm und um ihn.
>
> Und jene, die schön sind, o wer hält sie zurück?
> Unaufhörlich steht Anschein auf in ihrem Gesicht
> und geht fort.
> Wie Tau von dem Frühgras hebt sich das Unsre von uns,
> wie die Hitze von einem heißen Gericht.
> O Lächeln, wohin? o Aufschaun:
> neue, warme, entgehende Welle des Herzen —"

„Liebende, euch ihr ineinander Genügten, frag ich nach uns,
Ihr, . . . die ihr im Entzücken des andern zunehmt,
bis er euch überwältigt anfleht: nicht mehr —,
die ihr manchmal vergeht, nur weil der andere
ganz überhand nimmt: euch frag ich nach u n s. . .
Ihr versprecht euch Ewigkeit fast
von der Umarmung.
Und doch, wenn Ihr der ersten Blicke Schrecken besteht
und die Sehnsucht am Fenster, und den ersten
gemeinsamen Gang durch den Garten:
Liebende, s e i d Ihrs dann noch. . .?"

Was ist das Ewige in uns und wie lange dauert es an?

360.

**Was ist das Ewige in uns?**

Was ist das EWIGE in uns? — fragt Rilke. Und er weiß nur zu sagen, daß es etwa die Sehnsucht nach dem Vollkommenen sei, nach dem Eins-Sein mit dem Absoluten, mit dem Aufgehen ins All oder, wenn man will: in „Gott". Wenn dies klargestellt ist, ist auch klar, daß Rilke kein Wegweiser zu einem wie immer ausgedrückten ARTGLAUBEN sein kann. An einer solchen Verbindung hindert ihn schon sein völlig unverbindliches Verhältnis zu seinem Volke, vorausgesetzt, daß er ein solches überhaupt fühlte und als Bindung empfand. Dies aber ist auch nicht der Fall. Warum also haben wir uns mit Rilke beschäftigt und warum gönnen wir ihm einen so großen Anteil an unserer Aufmerksamkeit und Würdigung?

Dies soll in Kürze dargelegt sein. Der seelisch-östliche Zug in seinem Wesen ist hauptbestimmend in ihm. Seine Ruhelosigkeit, die nicht nur eine äußere ist, seine innere Heimatlosigkeit zeigt schon, daß er nicht nach Bodenverwurzelung und gestaltetem Dasein innerhalb einer Gemeinschaft strebt, sondern daß er ein Einzelner ist, der des Vereinzelten Heimatlosigkeit als Merkmal und tragisches Kennzeichen trägt. Er hat keine Sendung für unser Volk wie Weinheber und George oder Agnes Miegel und Lulu von Strauß und Torney, wie Löns und Felix Dahn und die vielen anderen, die wir hier eingereiht haben in den Kreis der geistigen Erbauer eines neuen Glaubens. Rilke hat nur den Umkreis des einzelnen Menschen in seiner Einsam-

keit und volklichen Verlassenheit. Natürlich kann man auch nicht sagen, daß er etwa für jeden andersartigen Menschen unter den Völkern der Welt der „Erlöser" oder „Führer" zum Menschlichen wäre. Dazu ist sein Wesen und Schicksal zu einmalig und einzelhaft bestimmt. Aber er erschließt uns innere Bereiche, die jeder von uns (besser: mancher von uns) auch durchläuft, um sich dann wieder dem tätigen und „wirklichen" Leben zuzuwenden. Denn Rilkes Wesen und Wirken bewegt sich allein im Kreise der vereinzelten Seele, die keine andere Bemühung zeigt, als mit sich selber ins Reine zu kommen. Das aber ist zu wenig.

Es wird bei uns vorausgesetzt. Wir gehen davon aus, daß der Mensch unserer Art noch innerlich gesund und daher sittlich und menschlich gebunden ist an andere, sein Volk u. seine Art. Wir erstreben auch nicht den „Heiligen". Denn in dieser Welt der harten und nüchternen Wirklichkeit hat er keinen Platz. Der „Heilige" wird immer ein Fremdling unter anderen Menschen sein. Wir geben zu, daß es ihn g i b t und wohl immer in einigen Seelen Zuneigung finden wird. Aber dieser ist es nicht, der baut und schafft, der gestaltet und kämpft, der das Äußere nach einem inneren Bild einrichten und ordnen will, der also für Volk und Welt als Täter und Mitgestalter in Frage kommt. Dies kann Rilke uns nicht sein.

Wir verkennen nicht, daß er Schönes und Tiefes aussagt, auch solches, das uns rührt und bewegt. Aber hierfür hat Stefan George ein großes Wort gesagt, wenn der Einzelne, im Leid befangen und ohne Bindung an allgemeine Aufgaben in die persönliche Einsamkeit fliehen will und von dieser aus nun Leben und Dasein, Welt und All betrachtet. Da sagt der größere Dichter:

„O überhöre jenen Lockungsschrei<br>
und sag nicht, daß das Leid<br>
Dein Führer sei<br>
und wechsel nicht dein würdiges Gewand!"

Dies ist der Ruf, der an uns ergeht, wenn das Leid uns anrührt. Und wer hätte nicht im Leben Leid erfahren, Kummer, Sorge und Not um sich und andere, um Heimat und Land, um Volk und Reich. Davon ist Rilke unberührt geblieben. Er starb zu früh (1926), um noch den großen Schicksalsablauf mitzuerleben, an dem wir alle teilgenommen haben und den auch Stefan George als Fügung und Auftrag sah, die Bewältigung des Erlebnisses von Krieg und Niederlage, vom Tod Hunderttausender und vom volklichen Schicksal zweier Generationen.

Nur in einem Jugendwerk klingt etwas davon an. Und dieses hat denn auch die deutsche und europäische Jugend begeistert und erschüttert, es ist die „Weise von Liebe und Tod des Cornetts Rilke".

Rilke war kein Christ. Sein Gottesbegriff oder besser, da er nicht mit „Begriffen" dichten kann, sein Gottesbild ist ein anderes und entgegengesetztes im Verhältnis zur christlichen Lehre. Es ist nicht der Gott außer uns, der das Leben beherrscht und Richter ist über Tod und Gnade, Schuld und Sünde. Sondern es ist die magische, innerweltliche Stimme im Menschen, die er in der Dichtung frei gemacht hat, — in unvergleichlicher Weise! —; diese fühlen wir auch. Wir wissen, daß uns etwas verbindet mit Mächten in uns, die aber auch außer uns sind, Allkräften, unerforschbar und nur zuweilen an ihrem Wirken erkennbar. Bei Rilke ist die „Innerweltlichkeit der Seele" alles; bei uns ist sie ein Teil des Lebensganzen, den wir empfinden und unser eigen nennen. Wir wissen aber, daß auch diese Seele gebunden ist an reale, tatsächliche Ahnenseelen, verkörpert in allen Vorfahren unseres Blutes, aus denen wir nach den Gesetzen der Vererbung (die noch keineswegs völlig geklärt sind) stiegen. Wir sind die Anteile des Erbes unserer Vorfahren, und deren Seele ist vielfältig in uns verleiblicht, inkarniert, wie der religiöse Ausdruck lautet. Wir erinnern uns daher hier noch einmal des wunderbaren Gedichtes von Agnes Miegel, in dem sie sagt:

O Ihr, aus deren Blut ich kam,
Ihr, deren Staub im Winde schwebt
Und deren Lust und deren Gram
In meinen Adern pocht und lebt,
Mein eigen Herz habe ich belauscht,
Und summend klang es, wie ans Ohr
Des Kindes eine Muschel rauscht.
Es ward zum Lied. Es ward zum Chor.
Zersplittert fühlte ich mein Ich
In euer Wesen tausendfach,
Im Dunkeln trieb und irrte ich
Hundert verkreuzten Wegen nach —;
Dann kam der Wille, der euch zwang
Und mich empor zum Lichte hob.
Und es war meines Namens Klang,
Der euch zu eins in mir verwob.

Und wir erinnern uns an Georges Ausspruch: „Glaube ist Kraft von Blut, ist Kraft des schönen Lebens." Alles dies ist Rilke

nicht. Sein Dasein hat er in einem kurzen Gedicht selbst gekennzeichnet:

Du entfernst dich von mir, du Stunde.
Wunden schlägt mir dein Flügelschlag.
Allein, was soll ich mit meinem Munde?
Mit meiner Nacht? Mit meinem Tag?
Ich habe keine Geliebte,
Kein Haus,
Keine Stelle, auf der ich lebe,
Alle Dinge, an die ich mich gebe,
werden reich und geben mich aus.

(Mitgeteilt in J. Huppelsberg R. M. Rilke, Biographie Drei Eichen Verlag, München 15, Juni 1949.

Damit nehmen wir Abschied von Rilke. Die Tiefe und Süße der „Sonette an Orpheus" auszukosten, ist hier nicht die Stelle. Zweifellos, daß er ein großer Dichter ist. Aber mit dem Weg der Vereinzelung ging er den abschüssigen Pfad in die Leere. Nietzsche ist ihn schließlich auch gegangen. Wieweit die Epoche, in der beide lebten und starben, an ihrer einsamen Verzweiflung beteiligt ist, wer kann das sagen.

Der große Dichter hat dieselbe Epoche überstanden nicht nur, sondern auch bewältigt. Weinheber ist an der Ausweglosigkeit seiner Zeit (und an der eigenen Ausweglosigkeit) zugrunde gegangen. Rilke ist früh gestorben. Von adligen und edlen Frauen umhegt und gepflegt, ist er dahingegangen zu den Göttern, die er oft angerufen hat, denn auch seine Flucht in das Nichts und Übernichts, welches die Seelen-Innenwelt ist, konnte ihn nicht erlösen, nicht binden, nicht haften lassen an der Erde und ihrem irdischen Auftrag. Die Seele des Ostens in der schönsten Sprachform westlicher Kultur spricht aus ihm, ein Teil auch unseres Wesens, aber ein gefährlicher, unausgelebter und wohl auch unauslebbarer.

## XXVII. Kapitel

# Seher und Künder des Ewigen im Artvolk

### 361.

### Die Erscheinung des großen Dichters

Die Erscheinung des großen Dichters in einem Volke ist ein Ereignis, das nicht allein und nicht vornehmlich „literarisch" gewürdigt und verstanden werden kann. Es hat einen höheren Sinn für den, der tiefer schaut, als es die jeweilige Gegenwart und „Zeit" kann. Denn diese ist gefangen und befangen in den Dingen des Tags, der Politik, der Notdurft des Lebens, der sozialen und rein persönlichen Schwierigkeiten und Probleme.

Der wahre Dichter aber schaut über seine Zeit hinaus; er schaut in seiner eignen Zeit die inneren Dinge wachsen, die schlechten Züge sich von den guten abheben; er sieht Heil und Unheil des Tages gleichsam durch das Brennglas der ewigen Sicht. Er sieht es mit anderen Augen, mit dem Tiefenblick des Sehers. An seiner Aussage erweist sich in der folgenden Zeit, w i e tief und richtig er gesehen, — „geschaut" hat: dieses Wort genommen und gebraucht im Sinne der uralten und wahren Seherinnen unseres Volkes und unserer Art, von der Kassandra über die Welleda im Drusus-Krieg; und von da bis zur Droste-Hülshoff, die diesen Weisungsblick auch besaß. Des wahren Dichters Größe und Tiefe wird allein gemessen an seiner bestätigten Aussage. Und diese Bestätigung gibt allein Volk und Art in ihrem Zustand der Seele und des Geistes, in dem sie sich nach des Sehers Tod befinden.

In diesem Sinne ist die dichterische Aussage Stefan Georges über Zeit und Zukunft voll bestätigt worden, — so tief, daß wir mit Schrecken gewahren, daß das, was er über seine Lebensspanne von 1868 bis 1933 gesagt hat, heute noch in verschärfter und fast überdeutlicher Form zutrifft. Dies ist das Eine, daß er über seine eigene Zeit richtig, gerecht und verwerfend gesprochen hat. Aber es ist noch nicht das Ganze. Denn der wahre Dichter muß mehr sehen, Tieferes aussagen und Bleibendes verkünden, das über seine Zeit hinausgeht und überhaupt nicht

mehr zeitlich in seinem Wahrheitsgehalt begrenzt ist: er muß in die letzten Dinge dringen und uns Weisung erteilen, wie Wesen und Welt, — Sein und Tod beschaffen ist. An dieser Aussage wird er vom Schicksal gemessen. Und Stefan George wird diesen Urteilsspruch bestehen. Daher ist er auch unser Künder und Seher. Er hat geschaut, was uns im tiefsten nottut; wo letzte Einkehr in unser Herz erforderlich ist und wie eine neue Welt gestaltet werden sollte, wenn sie noch einmal „kulturschaffend" und als Beispiel langewährend für die Menschen nach uns gelten soll. Mit einem anderen Wort: wenn unsere Gesamt-Art noch einmal eine Gestaltungs- und Gesittungshöhe erreichen will, die Vorbild und Inbild wird für spätere Geschlechter. — Niemand in unserer Zeit — wozu ich die Epoche von 1910 bis zum Jahrhundert-Ende rechne — hat die Grundlagen eines Neuen Lebens tiefer und fester gelegt als der Dichter George in seinem Werk. Demgegenüber sind die Bemühungen der Denker und Schriftsteller, Philosophen und Politiker wie verwehter Staub auf einem ewigen Dokument. Die Urbilder der Schau des Dichters wollen wir hier klärend erörtern: sie sind zugleich die Inbilder jedes Neuen Glaubens unserer Menschenart.

Bevor ich in die Erörterung und Darstellung des Zeit- und Welt-Bildes eintrete, welches uns Stefan George in seinem Werke gibt, möchte ich die Stellen besonders nennen, wo die Aussagen des Dichters hauptsächlich zu finden sind. Denn das dichterische Gesamtwerk Georges ist sehr groß, auch nur nach den Einzelausgaben gerechnet, die im Lauf der Jahre von 1886—1928 erschienen sind. Wir lassen hier diejenigen Einzeltitel weg, welche uns für die weltanschauliche Betrachtung keinen oder nur sehr geringen Stoff bieten, und nennen die Werke mit großen Buchstaben, welche in gedrängter Form geistig-religiöse Bekenntnisse und Mahnungen enthalten.

1. HYMNEN PILGERFAHRTEN ALGABAL
2. DIE BÜCHER DER HIRTEN- UND PREISGEDICHTE 1895
3. DAS JAHR DER SEELE 1897
4. DER TEPPICH DES LEBENS 1899
5. Die FIBEL 1901
6. DER SIEBENTE RING 1907
7. DER STERN DES BUNDES 1914
8. DAS NEUE REICH 1928

Es finden sich freilich auch Stellen bedeutender Aussage in den nicht angezeigten Werken. Diese werden gesondert zitiert wer-

den. Auch in den Übertragungen sind einige Wortgebungen vorhanden, die fast mehr Georges Geist atmen als des Original-Dichters Verse.

Ich bin bemüht, die wesentlichen Züge von Georges Zeit- und Ewigkeitsbild deutlich und jedem faßbar nachzuzeichnen. Vieles von ihm lebt in den Formulierungen der Bekenntnis-Sätze der Artgrundlagen, welche die ARTGEMEINSCHAFT geschaffen hat, indem sie alles wesenhaft Germanisch-Nordische zusammenfaßte zu einem Gesamtbild unseres Denkens und Fühlens. Wie stark der Anteil des Dichters an den einzelnen Sätzen unseres Glaubens ist, kann kaum ausgemacht werden. Sicher ist aber dies: ohne Stefan Georges Werk hätten die Begründer und Schöpfer des ARTBEKENNTNISSES kaum die Klarheit und Gültigkeit des Ausdrucks und die Einmaligkeit der 13 Sätze erreicht, welche den ARTGLAUBEN begründet haben.

## 362.

## Abschied vom TEPPICH DES LEBENS

Wir haben es uns zur Aufgabe gesetzt, in diesem Kapitel das Wesen der Dichtung Stefan Georges in Hinblick auf den aufsteigenden neuen Glauben darzustellen und ihn so der großen Reihe seiner Vorgänger von Fichte über Kleist und Hölderlin, Felix Dahn und Hermann Löns, Nietzsche, Hamsum, Bertram und Weinheber zuzuordnen, die uns auf dem Wege durch zwei Jahrhunderte begleitet und die zum großen heidnischen Aufbruch aufgerufen haben. Er, Stefan George, tritt an den Abschluß dieser Vorgänger mit dem klarsten Blick, mit der größten Tiefe und mit dem gewaltigsten W o r t und ist so der dichterische Künder eines neuen Lebensgefühls, einer neuen Gesittungsart und einer neugeprägten, aus uraltem Erbe stammenden Daseinsgewißheit für ganz Europa geworden. — Es verschlägt nichts, daß er in unserer Zeit kaum noch bekannt ist. Die Großen unseres Volkes sind selten zu oder kurz nach ihren Lebzeiten voll gewürdigt und in ihrer Bedeutung erkannt worden. Es macht fast den Höhen-Rang eines Menschen in unserer Zeit aus, daß er nicht als das geschätzt wird, was er an Bedeutung für jetzt und die Zukunft eigentlich besitzt. So wird Stefan George als der große Dichter und Seher dann erkannt werden, wenn unser Volk und die nordentstammte Menschheit ihn geistig als Führer zu ihrer Rettung und Erneuerung braucht. Diese Zeit dürfte nicht

mehr fern sein, es sei denn, wir erlebten überhaupt keine Neugestaltung und Verjüngung unserer Kultur und Gesittung mehr. Am Ende des Dichtwerkes TEPPICH DES LEBENS, das noch stark dem persönlichen Schicksal des Einzelnen gewidmet war, steht ein Gedicht, welches Abschied und Neubeginn in einem aufzeigt und des Dichters Weg in die neue Schaffensperiode bezeichnet.

**Traum und Tod**

Glanz und Ruhm! so erwacht unsre Welt,
Heldengleich bannen wir Berg und Belt;
Jung und groß schaut der Geist ohne Vogt
Auf die Flur, auf die Flut, die umwogt.
Da am Weg bricht ein Schein, fliegt ein Bild,
Und der Rausch mit der Qual schüttelt wild.
Der gebot, weint und sinnt, beugt sich gern:
„Du mir Heil, Du mir Ruhm, Du mir Stern!"

Dann der Traum, höchster Stolz steigt empor,
Er bezwingt kühn den Gott, der ihn kor,...
Bis ein Ruf weit hinab uns verstößt,
Uns so klein, vor dem Tod so entblößt!

All dies stürmt, reißt und schlägt, blitzt und brennt,
Eh für uns spät am Nacht-Firmament
sich vereint schimmernd still Licht-Kleinod:
Glanz und Ruhm, Rausch und Qual, Traum und Tod.

In völlig ins Sinnbild gebannte Form hat hier der Dichter den Lebensgang des Menschen eingefangen. Im Heldentraum begibt sich die Jugend der Erwählten; Ohne Hemmung schaut der Blick des jungen Knaben auf die Flur der Heimat und auf die Flut des Lebens, die ihn umwogt.

Da bricht in sein Sein ein Schein, ein Ruf, und er ringt um das Wort und den Auftrag, den ihm ein höherer Mensch gibt. Die Qual der Entscheidung schüttelt ihn, bis er begriffen hat, daß er „erwählt" ist. Nun beugt er sich gern und erkennt seine Kleinheit im Verhältnis zur Größe des Auftrags, aber nun weiß er um den, der ihn führt, er ist ihm fortan sein „Stern".

Nun erfüllt den jungen Menschen — und den Begeisterungsfähigen überhaupt — die gesetzte und erkannte Aufgabe. Er fühlt sich sehr klein ihr gegenüber und diesem ungeheuren Auf-

trag. Er muß selbst den Schicksals-Gott, seine Schicksalsstunde bezwingen, um zu erkennen, wie klein er vor dem Ziel dasteht. Dies alles macht seinen inneren Kampf um die Gefolgschaft gegenüber seinem Ideal aus: es stürmt, reißt und schlägt in ihm, es blitzt an Einsicht und Erkenntnis, es brennt im Herzen, daß er ihm genügen möge, bis endlich leuchtend das Inbild hervortritt, das seinem Leben Glanz und Ruhm, Rausch und Qual, Traum und Tod verleihen wird. So etwa möchte ich dieses Gedicht deuten, denn es ist nur ein Symbol für den schmerzhaften Anfang einer neuen Welt, eines neuen Ideals, einer neuen Weisheit, zu der ihn „sein Stern", sein Geleiter und Führer verpflichtet hat. Hier ist der „Führer" der Geleiter zu einer neuen Innerlichkeit, zu einer neuen harten Pflichterfüllung im höchsten Gewissens-Sinne, ein Führer zu einer echten Innenkultur des Menschen, aus der allein Volk und Reich erwachsen und Mensch und Sitte genesen kann.

So steht am Anfang des neuenWerkes DER SIEBENTE RING (1907) dieses „schamvoll verhüllte" Gedicht und Gesicht unseres Auftrags. Eines der großen Themen in Georges Werk ist das Verhältnis der freien Gefolgschaft zu ihrem „Berufer", zu dem, der den „Sinn" verkündet hat, und zu dem, der am innigsten geliebt wird von seinen Gefolgs-Gefährten, weil er ihr „Heil", ihr Ruhm und ihr „Stern" ist. Das letzte Wort wird wiederkehren im „STERN DES BUNDES".

Auch die Sprache als Ausdrucksweise des großen Dichters ist neu, bildreich, stark im Wortklang und tief im Sinn. Es ist eine neue Sprache: man erkennt den Dichter an ihr, wie man an einer Frucht den Baum erkennt, wie Hölderlin und Nietzsche, Binding und Bertram und zuletzt Weinheber eine neue Sprache im Dichtwerk sprechen und verkünden.

363.

## DER SIEBENTE RING

Vor jedem Aufbruch muß die Auseinandersetzung mit den Dingen der Zeit stehen, damit der Horizont klar ist und der Boden richtig bereitet wird. So gilt das erste Gedicht im SIEBENTEN RING (1907 erschienen) seiner Zeit. Wir wundern uns, wie zeitnah der heutigen die Abrechnung des Dichters wirkt, hat er sie doch fast siebzig Jahre vor heute vorgenommen und gilt sie doch ebenso für jetzt wie für seine Zeit.

**Das Zeitgedicht**

Ihr meiner Zeit Genossen kanntet schon,
Bemaßet schon und schaltet mich. Ihr fehltet.
Als ihr in Lärm und wüster Gier des Lebens
Mit plumpem Tritt und rohem Finger ranntet:
Da galt ich für den salbentrunknen Prinzen,
Der sanft geschaukelt seine Takte zählte
In schlanker Anmut oder kühler Würde, —
In blasser erdenferner Festlichkeit.

Der Dichter lehnt die falschen Urteile über ihn ab, er sei ein Aesthet, ein „salbentrunkner Prinz", der sich nicht um das wirkliche Leben kümmere und nur in schönen Festen — wie er sie gefeiert hat — seine Tage verbringe. Aber das Urteil seiner Zeitgenossen i r r t e sich:

Von einer ganzen Jugend rauhen Werken,
Ihr rietet nichts von Qualen durch den Sturm
Nach höchstem First von fährlich blutigen Träumen.
Ihr „Kundige" las't kein Schauern,
Las't kein Lächeln, — wart blind
Für was in dünnem Schleier schlief.

Was weiß die Welt, was wissen Literaten, Kritiker und Zeitungsschwätzer von den einsamen Stunden des jungen Dichters, der um die Klärung seines Wesens ringt, dem Tag und Zeit noch undurchdringlich in ihrem Sinn und Unsinn sind, der den Weg seines Daseins noch nicht kennt und sich aus tausend Ängsten und Wirrnissen heraushebt aus der gewöhnlichen Menge und der allein sein muß, um sein eigenes Ich erst ganz zu gewinnen.

Der Pfeifer zog euch dann zum Wunderberge
Mit schmeichelnden verliebten Tönen, wies euch
So fremde Schätze, daß euch allgemach
Die Welt verdroß, die unlängst man noch pries.
Nun, da schon einige arkadisch säuseln
Und schmächtig prunken, greift er die Fanfare,
Und schmetternd führt er wieder ins Gedräng.

Hier spielt der Dichter auf die sanften und schwülen Verführer der Zeit an. Hoffmannsthal könte gemeint sein, Thomas Mann oder Arno Holz, die mit den treffenden Beiworten belegt werden: Wunderberg, Verliebte Töne, Fremde Schätze (die Sucht, in der Ferne das Heil zu sehen), „arkadisch säuseln", d. h. sich

den „Griechenton“ annehmen, der ihnen unecht und unrecht steht. Er, der Dichter, wird jetzt zum Sturm blasen und „schmetternd ins Gedräng führen“. Der Kampf mit seiner Zeit beginnt. Kein Dichter hat ihn großartiger, schärfer, treffender, vernichtender und gerechter durchgeführt.

Da Greise dies als Mannheit schielend loben,
Erseufzt ihr: „solche Hoheit stieg herab —
Gesang verklärter Wolken ward zum Schrei...“
Ihr sehet Wechsel, doch ich tat das Gleiche.
Und der heut eifernde Posaune bläst
Und flüssig Feuer schleudert, weiß,
Daß morgen leicht alle Schönheit,
Kraft und Größe steigt
Aus eines Knaben stillem Flötenlied.

Der eine Satz erinnert an den späteren „Ich wandle mich, doch wahre gleiches Wesen, ich werde nie wie ihr, schon fiel die Wahl.“ Hier erscheint ein Zug Stefan Georges, der tief zu seinem Wesen gehört: das Wissen um die Aristie, die „Erwähltheit“, die allerdings nicht leicht geschenkt, sondern nur hart errungen wird, die verdient werden muß, damit sie völlig Ausdruck und Werk werde, Sendung für viele. Denn die Götter geben ihren Lieblingen — nach Goethe — alles ganz, die Freuden, die Leiden und oft den Untergang. (Kleist, Hölderlin, Stifter, Nietzsche, Weinheber). Indem der Dichter sich der reinsten Form der Aussage weiht, dem ewigen Gedicht, beschreitet er seinen Weg als Künder eines Neuen. Ob es Profetie wird, muß das Schicksal, seine Kraft und die Gnade entscheiden.

Im Sinnbilde DANTE UND DAS ZEITGEDICHT (Siebente Ring, S. 8/9) äußert der Dichter weitere eigene Erlebnisse und Erfahrungen:

**Dante**

Ich wuchs zum Mann, und mich ergriff die Schmach
Von Stadt und Reich, verheert durch falsche Führer...
Wo mir das Heil erschien, kam ich zu Hilfe
Mit Geist und Gut und focht mit den Verderbern.
O Toren! — Ich nahm aus meinem Herd ein Scheit und blies...
So ward die Hölle; doch des vollen Feuers bedurft ich
zur Bestrahlung höchster Liebe
Und zur Verkündigung von Sonn und Stern.

In vielen Sinnbildern stellt sich der Dichter selbst dar, als Charakter, als wesenseigentümlicher Wortbeherrscher, als geistiger Führer, und reiht sich so in die Ränge der Deuter und Künder des Edlen und Ewigen ein. Dies gilt auch für die Gedichte **GOETHE-TAG**, in dem er die wahllose Menge verwirft, die den Großen in ihrer eigenen Zeit nicht erkennt, eher schmäht:

„Blöd trabt die Menge drunten, stört sie nicht" —
Was wißt Ihr von dem reichen Traum und Sange
Die Ihr bestaunet! Schon im Kinde Leiden,
Im Jüngling Qual und Unrast, Qual im Manne
Und Wehmut, die er hinter Lächeln barg.
Wenn er als ein noch Schönerer im Leben
Jetzt käme, — wer dann ehrte ihn?
Er ginge, ein König, ungekannt an euch vorbei.

Der Dichter weiß, daß auch Goethe dem Anwurf der Masse standhalten mußte; daß auch er in aller Ehrung und in allem Weltlobe, das er empfing, einsam war, wie jeder Große allein mit sich ist in den letzten Entscheidungen seines Daseins, allein auch oft mit dem Nächsten, weil er zu groß ist, um ganz begriffen, verstanden zu werden.

Ihr nennt ihn euer, und ihr dankt und jauchzt...
Ihr freilich voll von allen seinen Trieben,
Nur in den untren Lagen wie des Tiers...
Und heute bellt allein des Volkes Räude...

Das gilt auch für unsere Zeit, mehr denn je, und die „Höheren" stimmen heute in den Chor der Masse ein und in ihr Geschrei: Mehr Wohlstand, mehr äußere Güter, mehr Tand und keine Opfer.

### 364.

### Die „häßlich eitle Hast" der Zeit

Die Veräußerlichung unseres Lebens, die Verhäßlichung, der feile Tand, der dargeboten wird, die Sucht nach äußerem Gewinn ohne innere Vertiefung, die Verflachung des Kulturstils, das Nachlaufen nach „zeitgemäßer Kunst", — alles das hat Stefan George in den Gedichten des „Siebenten Ringes" gegeißelt und unnachahmlich bloßgestellt.

In dem Gedicht über den **Maler Boecklin** heißt es:

„Als damals häßlich eitle Hast begann,
Die Glieder so verschnürt, daß e i n s nur wuchre, —
Entflohest Du des Alltags frechem Jubel...
Ja, wirklicher als jene Knechteswelt
erschufst Du die der freien warmen Leiber,
Mit Gierden süß und heiß,
Mit klaren Freuden...
Du gabst dem Schmerz sein Maß,
Und steter Hoffnung tiefste Bläue
wölktest Du über Öde, Fall und Untergang...
Du nur verwehrtest, daß uns — dank Dir Wächter —!
In kalter Zeit das heilige Feuer losch...

Diese S p r a c h e war unerhört. Hier wurde ein Dichter zum Richter seiner Zeit, wenn er sagt:

„Das Edelste ging euch verloren: — Blut!"

denn, wie er an anderer Stelle sagt: das Höchste, der Glaube, ist „Kraft von Blut, ist Kraft des s c h ö n e n Lebens..."

In dem „eklen Getrieb der Zeit und Gegenwart" sucht der Künstler die Bilder frohen und geistgeführten Menschentums, und er findet sie in dem Lande, das damals reich an Dichtern war, die die Schönheit liebten. Frankreich oder „Franken", wie er es nennt, bot ihm in seiner Sprachfülle und Gedankenpracht einige Ausgleiche für die ärmliche und häßliche Schrifttumszeit des damaligen Deutschland. So rühmt er in jenem Gedicht „FRANKEN", nachdem er der sozialen Ideale des Industriezeitalters müde geworden war:

„Wo ist dein Dichter, arm und prahlend Volk —?"

Es war die Zwischenzeit von Nietzsche bis zum ersten Weltkrieg„ wo alles nur um das Materielle zu gehen schien. Wo ihm

„...in Freundschaft und Fülle sich die Ebenen
der Maas und Marne unterm Frühlicht dehnten..."
Und in der heitren Anmut Stadt,
Der Gärten wehmütigem Reiz,
Bei nachtbestrahlten Türmen
Verzauberten Gewölbs
Umgab mich Jugend im Taumel aller Dinge,
Die mir teuer —.
Da schirmten Held und Sänger das Geheimnis...

Das Geheimnis der Dichtung und der ewigen Schönheit durch Sprache, Farbe und Ton der reinen Kunst, zu der so oft der einsame Dichter floh, wenn ihn die Welt zu mißkennen drohte. Jedoch bekennt auch der Dichter, daß nicht „Traum und Ferne" uns auf die Dauer stärken können, sondern allein das Bewußtsein:

„Luft, die wir atmen, bringt nur der Lebendige..."

So hat der Dichter auch Verständnis für die Größe und Schönheit, den erhabenen Prunk, die Feierlichkeit der Geste und den Rang im Menschlichen, der einen der klügsten Menschen der Welt immer noch auszeichnet, auch dann, wenn man seine Ziele bekämpft und verwirft — für u n s e r e Menschenart:

„Komm, heiliger Knabe! Hilf der Welt,
die birst, daß sie nicht elend falle!
Einziger Retter!
In Deinem Schutze blühe mildre Zeit,
Die rein aus diesen Freveln sich erhebe...
Es kehre lang erwünschter Friede heim,
Und brüderliche Bande schlinge Liebe"—

So singt der Dichter, und
der Seher weiß: DAS NEUE HEIL KOMMT NUR AUS NEUER LIEBE!

Stefan George wußte, daß der „Heilige Vater" für eine bestimmte Menschenart immer der höchste aller Irdischen sein wird, er, der allein Segen spenden und Bannfluch schleudern kann. Aber er weiß auch, daß die „Neue Liebe" nicht die christliche ist, sondern EROS, die weltschöpfende und glühend neugebärende Kraft eines verjüngten edlen Menschentums. Der Dichter wird es uns noch deutlicher machen, was er unter der schöpferischen Liebe versteht.

Der Seher sieht tiefer als seine Zeit. Er kann nicht mit deren Maßen gemessen werden. „Sein Amt ist Lob und Fehm, Gebet und Sühne, Er liebt und dient auf seinem Weg".

So hat Stefan George Wesen und Sendung des wahren Dichters bestimmt. Wie arm sind dagegen die kleinen Wortmakler unserer Zeit!

## 365.

## „DIE GROSSE NÄHRERIN“

In dem Gedicht „Templer“ im Siebenten Ring stellt der Dichter den berühmten Orden in seinem Wesen dar: A u s l e s e und Zucht. Aus allem Volk wählt der Meister die besten, tatbereitesten, die willigsten und die gehorsamsten aus, um zu d i e n e n.

**Templer**

„In feiger Zeit schreckt unsrer Waffen Loh'n. (Lohen!)
Wir geißeln Volk und schlagen Lärm am Thron.“
Der Augen Sprühen und die freie Locke,
Die einst den Herrn verriet im Bettlerrocke,
verschleiern wir dem dreisten Schwarm verschämt
der unsre Schatten erst mit Glanz verbrämt.
Und jede eherne Tat und nötige Wende, —
Nur unser — einer ist, der sie vollende,
zu der man uns in arger Wirrsal ruft
und dann uns steinigt: Fluch dem, was ihr schuft!

Wenn die oberen Führer den Auftrag gegeben haben, der erfüllt werden muß, obwohl er gefährlich und gar schädlich ist, und wenn die Templer ihn ausgeführt haben und nun von den Anstiftern verleugnet werden, dann heißt es in der Menge: „Fluch dem, was Ihr getan“; aber die Oberen schweigen und wissen, warum und weshalb dies geschah. Solch Los muß der Gehorchende ertragen, wenn er dem Befehl des Ordens folgt.

Heut fühlen wir uns erinnert an eine Auslese, der man die gefährlichsten Aufträge gab, wofür sie später verfehmt und verurteilt wurden, während sich ihre Befehlsgeber ins Unbekannte zurückzogen. Denn der „Täter“ ist immer der „Schuldige“, wer auch immer hinter ihm den Befehl gegeben haben möge...

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Tiefensinn dieses Gedichtes. Es gehört zu den „Schlüssel“—Gedichten Georges, und es zeigt seine männliche Haltung gegenüber dem Unmenschlichen, dem schier unabwendbar auf uns Zukommenden, nämlich die Zerstörung der Ursubstanz selber, in der wir uns befinden. Der Dichter sah dies schon früh, siebzig Jahre vor uns, daß das ganze moderne Leben s e l b s t z e r s t ö r e r i s c h ist, indem es die Bedingungen vernichtet, unter denen Men-

schen auf die Dauer überhaupt nur leben können: die Natürlichkeit unseres Daseins. Land, Erde und Baum, Pflanze und Gewächs, das wir zu essen haben, Luft und Wasser, — alles wird aus dem Naturgegebenen heraus verunstaltet, mit sogenannten „Abwehrstoffen" versehen, die eigentlich Gifte sind. Kaum eine Nahrung kommt noch aus Erde oder Tier unverändert zum Menschen, und der Mensch selber ist ein Ziel und Opfer chemischer Präparate, die ihn einesteils länger am Leben lassen, andernteils sein Dasein und seine Gesundheit durch eben diejenigen Stoffe gefährden und vernichten, welche der Arzt ihnen zur Heilung verschreibt.

Gewisse Krankheiten haben aus diesem Grunde eine unglaubhafte Verbreitung gefunden. Die Kulturmenschheit ist von ihnen stärker gefährdet als die „natürlich lebenden" Primitiv-Nationen und Stämme, Volksschichten und ganze Rassenteile, die es heute noch in der Mehrzahl der Weltbevölkerung gibt. Diese Verteilung würde, wenn sie bestehen bliebe, bedeuten, daß der europäische Mensch als Kulturträger weit früher erschöpft sein wird als der Halbwilde oder unter den Bedingungen des Einfachsten Lebende. — Gibt der Dichter hierfür ein R e z e p t? Nein, er gibt keines. Er gibt nur einen Hinweis, daß wir wieder lernen müssen, die Natur, das Natürliche als das Erste und Letzte, als das zu Bewahrende und zu Erneuernde ansehen und befolgen müssen; sonst wäre es mit dem homo europäus zu Ende.

Aber das große Wort, das „Kennwort", die Parole, unter der jeder Tatmensch steht, und der Auftrag und die Sendung, die der Berufene zu erfüllen hat, wird in diesem Gedicht in den letzten beiden Strophen ausgesprochen; sie gehören zu den ganz bedeutenden, den weltanschaulich tief treffenden und den das Verhältnis des Menschen zum Schicksal bestimmenden; sie sind berühmt und bekannt unter allen, die um Not und Not-Wendigkeit wissen:

> UND WENN DIE GROSSE NÄHRERIN IM ZORNE,
> NICHT MEHR SICH MISCHEND, NEIGT AM UNTERN BORNE,
> IN EINER WELTNACHT BANG UND MÜDE POCHT, —
> SO KANN NUR EINER, DER SIE STETS BEFOCHT,
> UND ZWANG UND NIE VERFUHR NACH IHREM RECHTE,
> DIE HAND IHR PRESSEN, PACKEN IHRE FLECHTE,
> DASS SIE IHR WERK WILLFÄHRIG WIEDER TREIBT,
> DEN LEIB VERGOTTET UND DEN GOTT VERLEIBT.

Dieses selstsame und starke Wort ist ein Leitwort für die Stellung des berufenen Menschen zu allen Dingen. In einer Zeit, in der alles in Verfall zu geraten scheint, alle Sitte wankt, die Geburten selbst manipuliert werden, das werdende Leben mit Chemikalien vergiftet, die Natur entkräftet, entstellt und zerstört wird, ja selbst das Letztnatürliche im Menschen unter Drogen-Gefahr gerät, ruft der Dichter den Täter auf, das Schicksal zu wenden, es mit Kraft, Mut und Tat zu bewältigen, um ihm noch einmal die Möglichkeit echter Zeugung, neuen Anfangs und natürlicher Schöpfung zu verschaffen. — Jedoch —, dies war kein Freibrief für Unverantwortliche. Wenn alles andere nicht mehr nützt, dann muß die Natur gezwungen werden, ihr Werk wieder selbst zu vollenden.

366.

## Den Leib vergottet und den Gott verleibt

Hier ist an dieser Stelle Besinnung geboten. Ein Letztes wird hier angerührt. Das tiefe Dichterwort muß wohlverstanden und nicht mißdeutet werden. Es ist auch nicht leicht zu verstehen, weil es nur im Zusammenhang mit dem ganzen Denkwerk Georges richtig aufgefaßt und aufgelöst werden kann, wie ein Rätsel, dessen Schlüssel tief verborgen liegt. Ich versuche, Sinn und Meinung zu klären und hoffe, nicht fehlzugehen. Das Dichterwort geht von einer inneren Haltung aus, die dem christlichen Zeitalter gänzlich fremd ist. Das Wort ist antichristlich. Denn, wie kann ein Christ „den Leib vergotten" und „den Gott verleiben" —? Nur das Griechentum hat uns ein Beispiel gegeben, wie „göttlich" das irdische Leben sein kann, wenn man „Schönheit" zum Gesetz des Daseins macht. Freilich ist diese Schönheit nicht die glatte Modemaske von heute; nicht der äußere Glanz und Lack „schön gemachter Gesichter", sondern er ist die Anmut natürlicher Gesinnung und der Adel eines sauberen unbefleckten Leibes, wie der Jugendliche sie haben kann und soll. Die Leichtigkeit des unbewußten Lebensgefühls, die Schönheit des nackten Körpers, der sich als Hort der Seele weiß, die Einheit von innen und außen, ungestört durch Sünden- und Schamgefühle, wie sie uns das Christentum aufgezwungen hat, dies alles schwingt hier mit, um das Wort von der Vergottung des Leibes richtig zu verstehen. Die andere Seite — die Spiegelseite — ist die „Verleibung des Gottes", des Göttlichen in uns, denn das Reine, Unbefleckte — auch vom Sündengefühl Ungestörte, Un-

verstörte, — soll hier Gestalt und Form, Körper und Gefäß werden. So sehen wir noch heute den schönen jungen Menschen als ein fast göttliches Wunder an und fühlen tief in uns die leidenschaftliche Verwandtheit mit dem griechischen Erlebnisbewußtsein der Schönheit der Form als Sinnbild und Ausdruck der göttlichen Kräfte in uns.

Ist dieses oder ein ähnliches Lebensgefühl hinsichtlich des nackten Leibes auch „artgemäß"; liegt es auch in unserem Sittlichkeits-Bewußtsein begründet oder lehnen wir uns dagegen auf und verwerfen wir den schönen Körper als solchen? (— Den Körper überhaupt —?)

Die Freikörper-Kultur-Bewegung hat hier neben sehr guten und bejahenswerten Zügen und Ansätzen leider auch manche Fehlgänge unternommen, die vom Schönheitlichen aus kritisch zu betrachten sind und kaum immer gerechtfertigt werden können. (Nicht vom Sittlichen aus!) Eine sittliche Haltung zum nackten Leibe ist überhaupt die Voraussetzung für Freikörperkultur. Aber schon hier dürfte mancher Zweifel angemeldet werden können. Die wahllose Zurschaustellung des nackten Körpers ist noch kein Beweis einer freien und anständigen Lebenshaltung oder auch nur eines guten und rechten Körpergefühls. Häßliche Nacktgestalten dürften kaum in Griechenland gebilligt worden sein: sie wären der Lächerlichkeit und dem Witz verfallen. Also sollte man wohl nur den leidlich wohlgebauten Menschen als wünschenswerten Besucher von Freikörperkultur-Stätten begrüßen. Hier aber fehlt es oft an Geschmack und notwendiger Scham.

Wir haben dieses Gebiet hier abgegrenzt gegenüber dem Georgeschen Ausspruch, denn er meint gewiß den Leib, durch den das „Göttliche" als Inbild der Schönheit, Gesundheit, Sauberkeit und Herrlichkeit des Lebens hindurchscheint und der so zum Sinnbild des reinen und göttlichen Lebens überhaupt wird. „Den Leib vergottet und den Gott verleibt", schon die Zusammenfügung beider Begriffe, des Schönen und des Göttlichen, sollte uns den richtigen Weg der Deutung führen: hier ist ein religiöses Element im Spiel; hier wird ein Weltbild lebendig, das noch einmal nach irdischer Vollkommenheit strebt als der Erfüllung aller menschlichen Wünsche, die wir an dieses Dasein stellen. So finden sich die Menschen in der großen Liebe; und so verehren sie das Göttliche im bildgewordenen Symbol des Schönen und Reinen auf der Erde: ein Ideal, das wohl nur im engsten Kreise heute erfüllbar ist. Dabei denken wir an das spätere Wort in seinem Werk: „DER KREIS IST DER HORT, DER SINN ALLEN TUNS, EIN HEHRES WORT VEREWIGT UNS".

Aber in diesen zwei Strophen liegt noch ein anderer Sinn, der uns nicht entgehen darf, weil er des Dichters Stellung zur „Natur" enhält, zur Welt als Natur, zur Natur als dem Gegenspieler des Menschen. Denn die Natur ist für George zwar Grundlage und Vorbedingung unseres Daseins; sie ist aber nicht Maßstab und alleiniger Sinnpunkt unseres Lebens. Denn bloß nach der Natur zu leben, hieße ja, allen wilden und ungezügelten Begierden freie Bahn lassen: der wahre Mensch kann nicht nur nach der Natur leben, er muß sie zugleich bändigen, zuerst in sich selbst bändigen. — Eine der falschen Lehren unserer Zeit, die auch in Erziehungsdingen so viel Unheil anrichtet, ist der Glaube, daß die Natur von sich aus „schon alles richtig macht."

Das tut sie aber — im menschlichen Sinne — nicht. Die Natur ist an sich ohne Moral. Sie kennt nur ein Gesetz: Leben, sich erhalten, fortzeugen, herrschen, oben bleiben — auf jeden Fall.

Sie ist amoralisch. — Was in ihr wie Moral und Brauch und Gepflogenheit und Übereinkommen unter den Tieren oder Pfanzen aussieht, dient allein der Selbsterhaltung, der Fortpflanzung, dem Schutz der nächsten Generation, und das auch nur dann, wenn das erwartete oder angekommene Fortpflanzungserzeugnis stark, kräftig, lebensfähig genug ist, um sich dann weiter allein fortzuentwickeln und „überleben" zu bleiben. Die Natur ist also für den Menschen nur insoweit ein Beispiel und ein Vorbild, als sie unserer Lebenserhaltung und -Fortpflanzung dient.

Mit Sitte und Kultur hat sie nichts zu tun. (Dies gilt auch für die „Schönheit des Alls" im Anschauen etwa des „gestirnten Himmels"; zwar hat Kant hier ein großes Wort darüber gesprochen, aber er meinte es nur in der höchsten Bewunderung des ungeheuren Alls, in dem Milliarden von Himmelskörpern werden und vergehen, kreisen und erhalten, explodieren und verschwinden, und wir wissen nicht, wohin, wann und warum und stehen nur staunend, ehrfürchtig und erschreckt, verstört und ganz winzig geworden vor einem Kosmos, der uns ewig fremd bleiben wird, soweit wir ihn auch erforschen und selbst teilweise erfahren und vielleicht auch benutzen können.) Die NATUR ist die „GROSSE NÄHRERIN" nach George, aber sie ist ebenso die große Gebärerin wie Vernichterin, die unfaßbare Gegenwelt des Menschen, ihm ewig im letzten unerfoschlich.

## 367.

### Die Hüter des Vorhofs

Gedicht, Siebenter Ring, S. 54/55 Ausgabe Georg Bondi 1922. Der Dichter schildert hier die Auslese der Jugend, die der wahre Führer heranziehen muß, um das Reich des Inneren, des Sauberen, des Schönen, des Sittlichen und volklich Gebotenen zu begründen. Er denkt dabei gewiß an die edelsten Vertreter der „Heiligen Jugend unseres Volks", wie er sie später genannt hat. Sie sind die Hüter des Vorhofs und werden das Heiligtum bereiten, welches das Inbild Unseres Reiches ist. So ist dieser Titel gemeint. Hoffnung und Glaube an die Erfüllung dieses schönsten Traumes beflügelt den Dichter, wenn er sich so an unsere Jugend wendet:

**Auftrag an die Jugend**

Ich ließ euch erst erziehn auf magrer Scholle,
In Suchen Fiebernde, in Leid Vergrabne, —
Daß S E H N S U C H T euch durch alle Adern rolle,
Die Kinder reift in Fromme und Erhabne.
Dann gab ich euch voll Rosen und voll Reben
Ein üppig Sonnenland zu kurzer Leihe,
Damit ihr Himmel säht und höchstes Weben
In hiesiger Tage glanzumwobner Reihe.
So wuchs in euch die Würde und die Ferne,
Die, wartend, nie nach niedrer Gabe tastet...
So mehrt ich eure Glut im innnern Kerne,
Daß ihr das wahre Bild am reinsten faßtet.

Schon in diesen beiden Strophen ist mehr echte Erziehungslehre und reifes Bildungswissen als in hundert pädagogischen Schriften unserer Tage. Karg muß Jugend erzogen werden, damit ihr die kleinsten Freuden kostbar bleiben, die einfachsten Spiele lieb und teuer sind, die harmlosen Vergnügen genügen und die schönen und edlen Genüsse einmalig und als höchste Belohnung erscheinen. Die Überladung der Kinder mit Geschenken, wie wir sie heute erleben, ist so unsinnig und erzieherisch falsch, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Jugend nach immer mehr strebt, weil sie nicht gelernt hat, sich am schlichtesten zu erfreuen. Wenn wir bedenken, mit wie einfachen Spielen wir unsere Jugend voll ausgefüllt und genossen haben, dann kommt einem der Widersinn der heutigen Verschwendung und schäd-

lichen Überfütterung mit nichtigen Gegenständen erst voll zum Bewußtsein.

Der wertvolle Mensch bescheidet sich mit Geringem und erfreut sich am Einfachen; auf diese Weise wird er jede spätere Erhöhung seiner selbst erworbenen Ansprüche ganz auskosten und richtig bewerten können. Der Übersatte aber wird nie zufrieden sein.

Das innere Bild der Schönheit und des edlen Lebens aber wird nur dann erkannt, wenn der junge Mensch schon seinen Blick und seinen Sinn auf das Echte und wahrhaft Schöne, das Edle und Gute richten lernt. Dies meint der Dichter damit, wenn er sagt:

So wuchs in euch die Würde und die Ferne,
Die — wartend — nie nach niedrer Gabe tastet...

Dazu gehört im besonderen auch das Fernhalten von Genußgier im Körperlichen, die Sauberkeit im Umgang mit dem anderen Geschlecht, die gute und vornehme Sitte untereinander, damit für wahre Ideale Platz in der Seele bleibt, und das kostbare Gut unseres Inneren, der Glaube an Reinheit und Zucht, Selbstbeherrschung und Anstand nicht geschädigt wird oder gar verloren geht. Die Mahnung des Dichters hat über ein halbes Jahrhundert Bestand gehabt: sie scheint heute noch nötiger zu sein als vor siebzig Jahren; sie ist wohl immer im Leben eines Volkes angebracht.

Das Gedicht fährt fort:

So nahmt ihr volle Helle zum Verklären:
Die Stirn, die ihr mit Wein und Lorbeer höhtet, —
Den Wegrand, blitzend von demantnen Ähren,
Das alte Tal, vom Zauber angerötet.
Ihr bringt der aufgeklafften Erde Sühne,
Der Gier und Wahn zerwühlten die Geweide.
Ihr macht, daß sie sich schließe, wieder grüne...
Und nackter Tanz beginnt auf junger Heide.

Durch jede Muschel späht ihr kühnen Schwimmer,
Und aller Felder seltne Saat gewahret
Ihr Wachen, die ihr jeden holden Schimmer
Auffanget und für ewige Zeiten sparet.

Ihr seid des Zeichens, daß, von Haft behindert,
In rauhen Mauern, daß in Gleiß und Sammet, —

Wenn auch bei allen — nicht bei euch — vermindert
Erinnerung, wie ihr von Göttern stammet.

So malt der Dichter das Bild eines edlen Lebens, das Inbild einer schönen, gläubigen, frohen und reinen Jugend: es ist das Inbild unseres Volkes schlechthin, und auch das Idealbild des Artglaubens.

So ist, wie ich glaube, dieses Gedicht zu verstehen. Georges Sinn kreist in diesen Jahren unablässig um das „BILD DER JUGEND“, wie er es in der damaligen Jugendbewegung vielfach schön und echt verkörpert sah. In jeder Jugend Unserer Art muß dieses Inbild im Herzen wohnen, denn dort werden große Taten und reine Tugenden geboren und erhalten.

## 368.

### Eidbrüder und Gefährten

Jeder Staat, jedes Volk, jeder Bund braucht eine letzte Elite, eine tragende Schicht, eine Auslese der Treuesten und sich selbst Verpflichtenden, die die ganze Verantwortung für die Ausführung dessen auf sich nehmen, durch Handlung und Tat, wenn nötig, was der gewählte Führer anordnet, befiehlt oder vorschlägt zur Verwirklichung der Ideen. Diese Treuesten müssen nicht nur Gehorchende sein, sondern auch Verstehende und Bejahende. Sie müssen sich eins wissen mit dem Künder und Gründer, mit dem, der erdacht und geplant hat, mit dem Bereich der Ideen und Inbilder, welchen der „Bund“ sein eigen nennt. — Einer solchen Schar der Getreuesten und sich freiwillig Verpflichtenden ist das Gedicht gewidmet, in dem George das Bild der Bindung zeichnet, welches jeden Gefolgsmann im Letzten innerlich begleitet und erfüllt.

**Der Eid**

Schreitet her und steht um mich im Rund,
Die ich auserkor zum Bund:
Dich, aus Kerkern flüchtig, leichenfarb,
Dich, der an dem Weg verdarb;
Den ich vor dem Sturz am Haare griff, —
Der sich selbst die Klinge schliff:
Wilde Kräfte, vom Geschick gehemmt, —
Edle Saat, durchs Land verschwemmt.

„Wir, gebunden durch den stärksten Kitt,
Als der Stahl die Arme schnitt, —
Einer von des andren Blut genoß,
Gleiche Flamme in uns schoß...
Unser Glück begann mit Deiner Spur."
„„Mächtig ich durch Euren Schwur.""
„Wir, die durch Dein Atmen glühn und blühn."
„„Ich, von Eurem Marke kühn.""

Du nur kennst das Ziel, das vor uns blitzt,
Trägst es in Metall geritzt:
Deinen Bräuchen fügen wir uns streng,
Wir, gehärtet im Gemeng.
Lenker, auf den Wegen UNSRER Not,
Nenn Dein dunkelstes Gebot,
Pflüge über unsre Leiber her:
Niemals mahnt und fragt Dich wer.

„„Durch verhüllte Himmel seh ich schon
Die Vollendung und den Lohn.
Unsre Feinde sind zum Kampf gereiht.
Meine Söhne rufen Streit.
Boden hilft den Händen, die ihm traut,
Himmel schadet, wo ihm graut.
Keine Schar zu dicht, kein Wall zu steil! —
Meine Söhne rufen Heil!""

Dieses Gedicht ist ein „Schlüsselgedicht". Es gibt in dichterischer Idealform die unverbrüchliche Bindung — auf Tod und Leben — an, welche der treueste Gefolgsmann dem „Führer" entgegenbringt.

Klingt es nicht wie der deutlichste Vorherspruch auf eine Schar von Hunderttausenden, die immer im Kriege die Ersten waren und die immer die schwersten Aufträge ausführten und immer die größten Opfer brachten? — Seltsam, daß dieser große Dichter das Wesen des verpflichteten Kämpfers so tief erfaßt hat, daß er diesen für Tausende gültig gewordenen Eidspruch sprachlich und gedanklich so gestalten konnte, daß er wahrhaftig zur glühenden Tatflamme geworden ist! Freilich: dies geschah dem Ziele nach nicht im Sinne des Dichters und Sehers. Aber dem Wesen des Gebundenen und Vereidigten nach entsprach es völlig der geübten und tausendfach bewährten Gesinnung der Täter und Ausführer, der Opferer und Kameraden, die den Sinn dieses letzten Bindungs- und Verpflichtungsspruches mit Leben und Tat, mit Opfer und Blut bewahrheiten und erfüll-

ten. Vor deren Tat hat sich jeder Glaubende und innerlich Bereite zu beugen und bewundernd und verehrend zu danken.

Hat dies etwas mit dem ARTGLAUBEN zu tun?

Der Dichter gibt Normen an, Verhaltensweisen im letzten Menschentum; im Opfergang wie im täglichen Leben. Er ist innerer Gesetzgeber sittlicher Ideen geworden. Er wuchs weit über die übliche Aussage und Einstellung des Schriftstellers oder Lyrikers hinaus. Er wurde zum Künder eines Neuen Reiches. Dies sind die ersten „Gesetze" menschlichen Verhaltens, die er fordert und gibt, ausspricht und so zur künftigen Wirklichkeit macht. Er hat uns ein neues Bild des volks- und artgebundenen Menschen gezeigt, wenn wir uns erinnern, daß er sagte „Glaube ist Kraft von Blut, ist Kraft des schönen Lebens". Ein „schönes Leben" aber ist nicht eines, das sich in aesthetischen Spielen vergnügt und verzehrt, sondern ein solches, das in voller innerer Harmonie das Persönliche unter die Idee stellt und sich im Dienst an dieser verzehrt und erfüllt. Wie Bismarck sagte: „In serviendo consumor". „Im Dienste (für meine Pflicht) verzehre ich mich."

369.

## DER STERN DES BUNDES
## 1914

Im Jahre 1914, dem Anfangsjahre des Ersten Weltkrieges, erschien ein schmales Büchlein, das den obigen, seltsamen Namen trug. Es ist seitdem in aller Welt verbreitet. Nur unsere Zeit nach 1945 weiß kaum noch etwas davon. Einige überlebende Ältere aus der Jugendbewegung kennen es und verehren es, wie selten ein zeitgenössisches Buch verehrt und geliebt worden ist. Es ist das Zentralbuch für Stefan Georges Auslese-Weltanschauung und trägt zugleich so viele Züge eines Glaubens unserer eigenen Menschen-Art, daß es an vorletzter Stelle der Untersuchungen über das Weltbild des Dichters stehen muß, der uns tief gemäß ist und vielfach die Normen, das heißt: die Richtlinien angibt, nach denen jeder Artglaube begründet und geformt sein muß.

Auch die äußere Form des Spruches, der nur wenige Zeilen braucht, um in reimloser Sprache Tiefstes zu künden, ist be-

merkenswert und wichtig. Dies Buch fügt dem deutschen und europäischen Schrifttum ein Neues und bisher fast Unbekanntes hinzu, was sich annähernd etwa nur in den Xenien und Sprüchen Goethes und Schillers findet. Aber hier, bei Stefan George, geht es um eine innerlich wohlgeordnete Abrechnung mit seiner ganzen Zeit, ihren innersten Schwächen und Fehlern, Vergehen und Verbrechen, daß das Positive aus Kritik und Urteil umso leuchtender hervortritt und den Dichter als den Seher und Künder einer neuen Gesinnung und Haltung, einer neuen Schau der Dinge und einer neuen Hoffnung für die große Zukunft zeigt.

Der „Bund" ist der Kreis von Menschen, welcher diese Worte und Verse versteht und bereit ist, sie anzunehmen und zu verwirklichen. Er ist die Auslese-Gemeinschaft, die der Dichter anspricht, sie ist die Elite, von der er in der Zukunft das Heil erhofft, ohne das wir nicht mehr geistig und seelisch leben können: mit einem Wort: dies ist unser eigenes Vorhaben, unsere Sendung, unser Auftrag.

1.

**Reich des Geistes**

Dies ist Reich des Geistes: Abglanz
Meines Reiches, Hof und Hain.
Neugestaltet, umgeboren wird hier jeder;
Ort der Wiege, Heimat
bleibt ein Märchenklang.
Durch die Sendung,
Durch den Segen:
tauscht ihr Sippe, Stand und Namen,
Väter, Mütter sind nicht mehr. . .
Aus der Sohnschaft, der erlosten,
Kür ich meine Herrn der Welt.

Dieser Spruch ist klar. Er kann aber nur symbolisch verstanden werden. Denn der Dichter denkt natürlich nicht daran, irgend einen Menschen oder Gefährten seiner Familie zu entfremden. Er sagt nur damit aus, daß Sinnen und Trachten jedes von neuem Geist Erfüllten in erster weltanschaulicher und seelischer Beziehung auf die Verwirklichung der Idee, des Inbildes Unserer Art, gerichtet sein muß und daß alles andere dahinter zurücktritt. Dieser Ruf geht an die Elite, die sich unverbrüchlich verpflichtet fühlt, in all ihrem Leben das Idealziel an die erste Stelle ihres Sinnens und Denkens zu setzen, um der „Bewah-

rung und Erneuerung" unseres Wesens näher zu kommen und um die Schicksalsstunde nicht zu versäumen, die jeden Augenblick vor uns hintreten kann. Und das kann und wird alles im normalen Tagesleben einmal erscheinen, da-sein, zur Aufgabe werden und zur unmittelbaren Entscheidung aufrufen. Dieser Zeit- und Schicksals-Augenblick — Kairos — wird uns unvermutet ansprechen und fragen: ob wir bereit sind. Dann gehören wir zur SOHNSCHAFT, der ERLOSTEN, und sind mitbestimmt, die Sendung des Sehers zu verwirklichen und zu erfüllen.

2.

**Artgebot:**

Mit den Frauen fremder Ordnung
Sollt Ihr nicht den Leib beflecken.
Harret! Lasset Pfau bei Affe.
Dort am See wirkt die Wellede,
Weckt den Mädchen tote Kunde,
Weibes eigenstes Geheimnis.
Nach den urbestimmten Bräuchen
Eint sie euch den reifen Schooßen,
Euren Samen wert zu tragen.

Deutlicher kann man die Forderung Unserer Art nicht aussprechen, als es der Dichter hier getan hat. Es ist kein Zufall, daß er das Bild der Velleda beschwört, der germanischen Seherin, die um die Geheimnisse des Lebens weiß. Stefan George ist hier tief gebunden an die Geschichte der Artvölker, und er kennt die letzten Zauber, welche unsere mythische Vergangenheit dem Unwissenden und Wesens-Unfähigen verhüllen... Wir erinnern uns auch der anderen Stelle, welche das Gleiche so ausdrückt: „Stämme, die die Blutschande der artfremden Vermischung begehen, sind wahllos auszurotten, wenn nicht ihr bestes Gut zum Banne geht." — Welcher Dichter der Zeit von 1900 bis 1970 hat sich wohl so deutlich und auf so hoher Stufe zur Lebensfrage der Art ausgesprochen, — und welcher Dichter stände uns deshalb so nahe wie dieser größte Seher und Künder des Jahrhunderts?

3.

**Der Spruch vom NEUEN ADEL**

Neuen Adel, den Ihr suchet,
Führt nicht her von Schild und Krone!
Aller Stufen Halter tragen

Gleich den feilen Blick der Sinne,
Gleich den rohen Blick der Spähe...
Stammlos wachsen im Gewühle
Seltne Sprossen eignen Ranges,
Und Ihr kennt die Mitgeburten
An der Augen wahrer Glut.

Was der Dichter hier sagt, ist W i r k l i c h k e i t. Denn heute ist der alte Adel nicht mehr, was er einmal war und was er sein sollte. Er ist nicht mehr der Hüter unseres Volkes, der Führer unserer Geschlechter, der geborene Leiter von Kriegern, das Ergebnis von jahrhundertelanger Auslese des Blutes, sondern getrübt durch viele Vermischungen, geschwächt durch Laster, verquickt in unedle und fragwürdige Geschäfte und sitzend in politischen Parteien und Stellungen, wo man ihn nicht sehen dürfte. Dies gilt natürlich nicht für alle altadligen Familien und Menschen. Auch heute gibt es noch viele bewundernswerte Zeugen echten Adels unter den wahrhaft Vornehmen unseres Volkes und auch ganz Europas. Aber die falsche Weltanschauung und die verkehrten Aufgaben, mit denen man den Adel betraut hatte (Kreuzzüge außerhalb und innerhalb Europas!), die wahllosen Adlungen der Kaiser und Fürsten, die selbst fremdes Blut zu deutschem Adel machen wollten und gemacht haben, unpassende Lebensführung und Überalterung des Blutes, — alles das hat die ehemalige Führungsschicht, — die einmal im inneren Recht dazu war, — verbraucht und entwertet. Nur noch Reste der guten alten Art sind zu sehen. In unseren Reihen finden wir sie noch.

Heute liegt die Adelsmöglichkeit noch im ganzen Volk, soweit es gesund ist und artlich sauber. In allen Volksschichten ist Adelsmöglichkeit vorhanden. Es ist unsere Aufgabe, diese auszulesen.

## 370.

## DIE GROSSEN SPRÜCHE

### 4.

### Feuerspruch

Wer je die Flamme umschritt,
Bleibe der Flamme Trabant.
Wie er auch wandert und kreist,
Wo noch ihr Schein ihn erreicht,

Irrt er zu weit nie vom Ziel.
Nur wenn sein Blick sie verlor,
Eigener Schimmer ihn trügt,
Fehlt ihm der Mitte Gesetz,
Treibt er zerstiebend ins All.

Dieser Spruch ist an hundert Feuern der Jugendbewegung erklungen. Tausende von Herzen haben ihn aufgenommen und glühend weitergetragen. Ist er nun mit der Generation von 1914 verloren gegangen? Ist seine Kraft erloschen und sind wir „ohne der Mitte Gesetz" allein geblieben?

Das kann nicht sein. Vielleicht ist es das Geheimnis der Wirkung eines großen Menschen, daß er erst viel später ganz verstanden wird und daß sein Auftrag noch wach bleibt, wenn er längst bei den toten Ahnen unseres Volkes ist. So wollen wir jedenfalls sein Vermächtnis auffassen. Denn es scheint so, als seien wir einen bedeutenden Schritt seitdem vorwärtsgekommen und wir wüßten jetzt, was „der Mitte Gesetz" im einzelnen und in der Tageswirklichkeit heute ist. Nämlich das Wissen um Volk und Art, um Sittengebot und Wert-Richte, um die „Bewahrung und Erneuerung" unseres Menschentums.

Der folgende Anruf gilt allen, die sich innerlich verpflichtet haben, den neuen Geboten freiwillig zu folgen und ihr Leben danach zu gestalten. Er gilt allen „Bekennern" und allen „Verwirklichern" Unseres Glaubens, und er geschieht in der Mahnung UNSERES BEKENNTNISSES, welches auch das Inbild des größten Dichters dieses Jahrhunderts ist. Er hat die Jugend besonders angesprochen, aber damit zugleich alle gemeint, die im Herzen jung geblieben sind und die Stimme eines großen Mahners vernehmen und verstehen können:

5.

### Anruf

Ihr seid Bekenner mit all-offnem Blick,
Opfrer, bekränzt das freie Haar im Wind,
Den Besten gleich im regen Spiel der Glieder...
Elend sind sie, die eures Bandes spotten,
Die auf euch starren und in eignen Fesseln
Sich lieber quälen als dem Sprenger danken:
Der bangste Zwang, nicht Freiheit ist ihr Zweifeln
Und Mißform, Müdigkeit und Lähme.
GLAUBE IST KRAFT VON BLUT,
IST KRAFT DES SCHÖNEN LEBENS.

Auch dieser Spruch gilt für alle, die von des Dichters Sendung berührt sind, weil es unsere Sendung zugleich ist. Dieses Zusammentreffen, dieser Zusammenfall von Künder und späterer Wortgebung durch eine Gemeinschaft ist ein Schicksalsvorgang, der kein Zufall sein kann. So wird vom Artglauben das in Wirklichkeit und Tat umgesetzt, was im dichterischen Kreise geplant und vorgelebt wurde, im kleinsten Umfang. Es zu weltweiter Wirkung zu machen, ist unsere Aufgabe. Wir wissen, daß wir diese nur ausführen und verwirklichen können, wenn diese Bewegung rein bleibt von politischer Verirrung, von falschen Parolen, von unwürdigen Haftbarmachungen anderer für unser Unglück. Denn wir allein sind es, die unser Geschick zu gestalten haben, und wenn wir rein genug sind, klug genug und verantwortungsbewußt im vollen Umfang, werden wir unsere Pflicht gegenüber dem Anruf des Dichters und der Mahnung im eigenen Herzen getan haben.

## 6.

## Ziel und Glück

Vor dem Glanz der stetigen Sterne
Wandelt Tag und Nacht der Völker,
Wie der Geister Wuchs und Dürre, —
Gilt das gleiche Schlaf und Wache.
Irdisch glorreichste Verbände
Lockert Satz von Ebb und Flut.
Uns bedrückt nicht solches Wissen,
Unser Jahr ist uns die Grenze,
Unser Licht die Glut im Ringe
Und ihr Dienst uns Ziel und Glück.

Der Dichter setzt sich hier mit dem alltäglichen und banalen Wort auseinander: „Es hat ja alles doch gar keinen Zweck! Wenn wir tot sind, ist alles aus, und die Kommenden mögen dann tun, was sie wollen. . ."

Goethe sagt einmal in einem schönen Spruch, der fast das Gleiche meint, wie es George hier ausdrückt: „Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten." Das ist auch der Sinn des Georgeschen Spruches. Er bedeutet nicht, daß wir keine Verantwortung für das Kommende tragen; er bedeutet aber, daß alles, was nach uns kommt, a u c h von dem abhängt, was wir gewollt und erreicht haben. Die Kette der Geschlechter in einem Volke, die Kette der Toten zu den

neuen Lebenden reißt nicht ab, solange ein Volk überhaupt noch lebt. Und das kann allein heißen, solange es noch geistig und seelisch imstande ist, die Verpflichtung zu tragen und weiterzugeben, bewahrend und erneuernd, also behütend und schöpferisch zugleich, welche uns die Geschichte unserer Kultur und Gesittung auferlegt und als Auftrag übergeben hat. Von diesem können wir uns nicht lösen.

## 371.

### Glück im Dienen an der Gemeinschaft

Der vorige Spruch hat in den vier letzten Zeilen noch einen besonderen Gehalt, den wir ganz ausschöpfen müssen, bevor wir zu den befreienden Aussagen über den Schicksalsaugenblick kommen, die der Dichter in den verbleibenden Versen macht.

Das Völkerschicksal steigt und fällt, steigt wieder und fällt wieder. Wohl kennen wir einen Teil der Gesetzlichkeiten, nach denen dieser Vorgang abläuft, aber die letzten Ursachen sind verborgen. Der Dichter lenkt unseren Blick auf das Bleibende, auf das, was für uns einen Sinn ergibt, auf unsere Haltung zu den Dingen, welche eine innere Gewißheit des Erfülltseins und des Sinvollen für das persönliche Leben enthält. Denn in all dem, was uns als Einzelmenschen und als Volk umgibt, muß es einen Ruhepunkt geben, an dem man selber in sich gefestigt und „erfüllt" dasteht und in dem man sein eigenes Leben als sinnvoll und nicht vergeblich, ja, als Glück und Bestimmung empfindet. „Unser Jahr", das heißt: unsere Lebenszeit ist Daseinssicherheit der selbstgesetzten Aufgabe.

Dann können wir mit Gelassenheit erleben, was uns an Äußerem noch zutreffen mag. Wir haben in der Gemeinschaft des eigenen Glaubens den Hort und die feste Stelle gefunden, welche uns mit der Ruhe und Rechtfertigung unseres geistigen und seelischen Lebens erfüllt; welche uns sagt, daß wir unsere Schuldigkeit getan haben; welche uns befriedet sein läßt. Denn mehr, als dem einen und jedem möglich ist, kann keiner tun. Und das uns Aufgetragene nach Kräften ausgeführt zu haben, gibt das Gefühl der im vollendeten Pflichtbewußtsein gestillten Persönlichkeit.

Diese Gemeinschaft ist entweder der engste Kreis der uns zugehörigen Freunde, — und wenn es auch nur ein einziger Mensch ist, dem man sein Leben widmen kann; diese Gemeinschaft ist

die Familie, wenn man eine solche, die leidlich intakt ist, hat; diese Gemeinschaft ist der Beruf, wenn man ihn pflichtgetreu und mit innerer Anteilnahme erfüllt; diese Gemeinschaft ist das Volk und die Art, der man angehört und deren inneres Gesetz man zu beachten hat; und diese Gemeinschaft ist schließlich der „Kreis", von dem George spricht: nämlich die sinntragende und sinn-ausrichtende Glaubensbindung, die man selber erwählt hat.

„Der Kreis ist der Hort, der Keim allen Tuns,
Ein hehres Wort verewigt uns."

Spruch 7.

**Hoffnung auf Erfüllung**

Wir schaun nicht mehr auf Landes Starre,
Den Wald, von giftigem Wind ergraut, —
Den Grund, geborsten durch die Darre,
Das fahl-gebrannte Gras und Kraut, —
Auf Höhen ward ein Quell entspündet,
Und frische Inseln blühn versteckt,
Das neue Wort, von Dir verkündet,
Das neue Volk, von Dir erweckt.

Dies wurde 1914 geschrieben. Die Geschichte übersprang zwei Weltkriege. Der Spruch ist noch heute unerfüllt. Aber die Hoffnung ist nicht nur wach geblieben: Frische Inseln blühn versteckt; es sind die Keimzellen des NEUEN VOLKES. Sie sind erhalten geblieben, und sie werden zu den Keimstätten neuer Kraft. Denn des Dichters Wort ist unsterblich. Alle Lebenden sind aufgerufen, es heute oder „morgen" wahr zu machen und einmal zu erfüllen.

Spruch 8.

**Geheime Kunde**

So weit eröffne sich geheime Kunde,
Daß Vollzahl mehr gilt als der Teile Tucht;
Daß neues Wesen vorbricht durch die Runde
Und steigert jeden Einzelgliedes Wucht.
Aus diesem Liebesring, dem nichts entfalle,
Holt Kraft sich jeder neue Tempeleis,
Und seine eigne, größre schließt in alle
Und flutet wieder rückwärts in den Kreis.

Geheime Kunde ist die, welche jedem offenbar liegt, aber nur von den wenigsten verstanden wird. Denn alle großen Dinge sind im Grunde ganz einfach; sie laufen stets nach den gleichen Gesetzen ab. Nur wenige aber begreifen, was offenbar ist, weil es zu einfach ist, um von den Übergeistigen anerkannt zu werden, und zu schlicht, um vom einfachsten Volk für letzte Wahrheit gehalten zu werden. Und doch weiß der Meister, daß zuerst ein Volk wieder der Ahnung gewiß werden muß, daß ein neuer Weg nötig ist, um aus dem schier weglosen Chaos herauszukommen, das man sich selber bereitet hat. Erst muß eine größere Vollzahl zum Träger der neuen Ideen werden, damit dem Künder Verständnis entgegengebracht wird und dem Täter eine opferbereite Schar zur Verfügung stehen kann, welche die letzte Lösung bringt. Jedes Einzelglied hat aber eine unersetzliche Aufgabe und Sendung innerhalb der wissenden Gemeinschaft: das WORT und DAS HEIL zu hüten, bis der Tag der Rettung gekommen ist. Das mag morgen oder übermorgen sein, in zehn oder dreißig Jahren. „Ein Volk hat hundert Ernten und geht hundertmal zur Saat." In diesem Sinne glaubt und hofft, wirkt und handelt auch die große Gemeinschaft, die mit ihren Ideen den Tag der Lösung und Befreiung heraufführt.

9.

Mit diesem Spruch wendet sich der Dichter an uns alle und preist diejenigen als glücklich, welche das Ziel sehen, ob sie heute leben oder morgen. Denn jede Saat braucht gut bereiteten Boden und braucht ihre — vom Lebensgesetz gegebene und vorbestimmte — Zeit, um zur Reife zu kommen. Und so sind diejenigen, welche um das ZIEL wissen, die geheimen (— oder auch offenen) Träger der Sendung, die einmal eingelöst wird.

**Die Gründung**

IHR SEID DIE GRÜNDUNG, WIE ICH JETZT EUCH PREISE, -
Wie jeder ist mit sich, mit mir, mit jedem,
Betrieb der Pflicht und Drang an frommes Herz.
Ihr seid die Widmenden, Ihr tragt das REICH, —
So ganz wie ungewußt auf anderm Stern
Bald vor, bald nachher irdischer Auftritt spielt.
Fleht nicht um schnellern Zuwachs größrer Macht,
Die Krönungszahl birgt jede Möglichkeit, —
Das in ihr Tuende tut die Allheit bald,—

UND WAS IHR HEUT NICHT LEBEN KÖNNT, WIRD NIE.

Auch dieses Wissen gehört zur „geheimen Kunde". Nur was wir selbst mit und in unserem Leben darstellen, bewirken, sind, erfüllen und ganz und gar selbst verwirklichen, — nur das hat Bestand und wird zum Teil der einstigen Gründung des erwünschten inneren und äußeren Reiches. Nicht Massenballung, sondern Adelsverpflichtung und Auslese wird ein neues Volk schaffen und so unsere Gesamtart neu beleben und ihr die Antriebe verleihen, deren sie bedarf, um neue erreichbare Ziele zu sehen. So ist jeder wirkliche Gefährte ein Träger des kommenden Neuen Wesens, das wir das REICH DER ARTVÖLKER nennen.

372.

## Zwischenwort

Bevor ich in der Darstellung des Volks- und Gemeinschaftsbildes Stefan Georges zu den letzten Sprüchen des „Sterns des Bundes" komme, will ich in einem Zwischenwort des persönlichen Schicksals des großen Mannes gedenken, das er erfuhr, als er von der rein lyrischen Dichtung üblicher Lagen und Erlebnisse des Lebens überging zur großen weltanschaulichen und volklichstaatlichen Mahnung an seine Zeit. Wie schon vorher berichtet, hatte George einen weiten Kreis hervorragender Menschen um sich gesammelt, die ihm in den ersten Jahrzehnten seines Schaffens begeistert und zustimmend gefolgt waren. Es war mehr als ein „Verehrer-Kreis", es war eine gehobene literarische und menschliche Gemeinschaft, die sich unter seiner Führung zusammengefunden hatte: der sogenannte Stefan George-Kreis.

Dieser war und wirkte fast wie eine religiöse Gruppe, in der der „Meister" unbeschränkt die innere Führung und Gestaltung hatte. Feste wurden in diesem Sinne zusammen gefeiert, Frauen verehrt, Jünglinge zu Folgern herangebildet und hochgestellte Wissenschaftler als Freunde und Verbreiter des Gedankengutes — und des Lebensstiles — des Dichters zu einer Elite gesammelt, die in Deutschland und Europa von erstem Range in geistiger und wissenschaftlicher Hinsicht, in künstlerischer Stilbildung und menschlicher Ausstrahlung war.

Eine ganze Anzahl von jüdischen Freunden sammelte sich um den Verwirklicher eines neuen Lebensgefühls und glaubte sich der unparteiischen Haltung ihres „Meisters" gewiß. Diese Män-

ner und Frauen verweilten im Bereiche des rein-Künstlerischen und hielten den Dichter für einen der ihren, der liberal-konservativ dachte und fühlte. Aber schon in dem vorher zitierten Gedicht klingt eine Warnung des Dichters an, ihn nicht für einen „salbentrunkenen Prinzen" zu halten, der „sanftgeschaukelt seine Takte zählte" ... „Ihr rietet nichts von Qualen durch den Sturm — nach höchstem First, von fährlich blutigen Träumen..." Sie, die Freunde, verkannten seine ihm bestimmte Sendung, Seher und Künder eines neuen Volkes zu sein.

Mit Erstaunen und Befremden vernahmen diese Freunde und Angehörigen des „Kreises", daß sich der Dichter — schon im Siebenten Ring, und dann ganz im Stern des Bundes, den großen Fragen seines Volkes, einer sittlichen Gesellschaft und den Gesetzen eines neuen artlich bedingten Gemeinschaftslebens zuwandte und außer dem verwerfenden Tadel der Zeit die große und harte Mahnung aussprach nur noch den höchsten Dingen verpflichtet zu werden und der Schicksalsnot des Vaterlandes und dem gemeinsamen Los Europas offene Herzen zu schenken und Tat und Werk zu widmen. Und als er gar „völkische" Forderungen stellte — wir erinnern uns an das Vermischungs-Verbot —, da zogen sich die liberal-humanitär eingestellten bisherigen Anhänger aus jenem angedeuteten Bereich zurück, und der Zerfall der alten Freundschaften begann, — bis zu der Trennung von dem nächsten Freunde Friedrich Gundolf, dessen Werke über Goethe und George selbst noch heute höchsten Wert besitzen.

Der Dichter ging nicht nur einsam aus dem Lande, dem er angehörte, nachdem er den Goethepreis abgelehnt hatte, den ihm ein hoher Träger der neuen Staatsautorität anbot; er ging auch, verlassen von alten Anhängern, — in das selbstgewählte Exil in der Schweiz und beschloß dort — nur im engsten Kreise junger Gefährten — im gleichen Jahre (1933) sein großes Leben. In Minusio liegt sein Grab. Aus dem Land der Eidgenossenschaft ruft es uns zu, den größten Dichter des Jahrhunderts nicht zu vergessen und ihn dadurch zu ehren, daß sein Werk in unseren Herzen zur schaffenden Flamme neuen volklichen Daseins-Beginnes wird.

Trotz der tragischen Einsamkeit außerhalb des Vaterlands konnte uns der Dichter ein erschütterndes und von seiner inneren Größe und Harmonie zeugendes Gedicht hinterlassen, das zur Losung vieler edler und lebensfrommer Menschen werden kann:

### Spruch 10.

### Lebens-E i n k l a n g

Ich ließ mich von den Schulen krönen,
Sie hielten wert mich ihrer Würden...
Die Zeit der Einfalt ist nicht mehr.
Dann kam der Anfang echter Lehre:
In Kenntnis kennen, daß sie f e i l...
Ein Weiser ist nur, wer vom Gott aus weiß.
Durchs heilige Feld komm ich geschritten,
Mit Dir dem heiligen Ziele zu...
Im Einklang fühl ich Keim und Welke,
Mein Leben seh ich als ein Glück.

Dies ist ein Lebens-Bekenntnis. Er lernte es bald, daß Ehre und Glanz, den die Herrschenden (zur Zeit Herrschenden) verleihen, keinen dauernden Wert hat. So entfloh er auch der großen Ehrung des Goethe-Preises, den er wohl am ersten verdient hatte. Aber er erkannte, daß die Ehrung durch die Mächtigen keinen bleibenden Wert besitzt. So wußte er, daß in Kenntnis und dem Durchschauen der politischen Zeitverhältnisse von diesen kein wahrer innerer Gewinn zu erwerben ist, — „daß sie feil sind...", die Regierenden und Ehren-Verteiler. Denn ein „Weiser" kann seine letzten Befehle nur von dem Gott in ihm erhalten, welcher sein Gewissen ist. „Nur, wer vom Gott aus weiß", hat wahres Wissen, und nur diesem darf er folgen. So schreitet er durch das „Heilige Feld" seines eigenen Gottes-Gebotes (das kein christliches ist —), dem heiligen Ziele seines erfüllten Daseins zu. Wunderbar ist die Harmonie und innerste Gelassenheit, die aus dem Worte spricht:
Im Einklang fühl ich Keim und Welke,
Mein Leben seh ich als ein Glück.

### Spruch 11.

Hinterlassen hat uns der Dichter als vorletzten Spruch des Sterns des Bundes das **HEILIGE LOBLIED:**

Nachdem der Kampf gekämpft,
Das Feld gewonnen,
Der Boden wieder schwoll
Für frische Saat,
Hat schon im schönsten Gau
Das Fest begonnen, —

Wo zu der Huldigung
Von Flöt und Horn,
Von aller Farbe Sang und Tanz
Umschlungen,
Von aller Frucht und Blüte
Duft umdrungen,
Das Heilige Loblied steigt:
Der ewige Born.

Der Kampf, der hier ausgekämpft wurde, ist das geistige Ringen um den Bau einer neuen seelischen und volklichen Welt. Nachdem dieser siegreich beendet ist, weil der Seher die Gesetze dazu gab, kann auch Sang und Tanz echten Volkes gefeiert werden. Denn das Leben unserer Art währt weiter, wenn die wahren Grundlagen erkannt sind und von einem Kreis, einer Gemeinschaft dargelebt und so als Vorbild verwirklicht werden. Deshalb kann der Dichter das Heilige Loblied verkünden, denn die Götter haben ihm Sinn und Sendung dazu eingegeben. So ruft er auch zuletzt den Gott in uns an, der ein eigener Gott unserer Art ist:

**Schlußchor**

Gottes Pfad ist uns geweitet,
Gottes Land ist uns bestimmt,
Gottes Krieg ist uns entzündet,
Gottes Kranz ist uns erkannt.
Gottes Ruh in unsren Herzen,
Gottes Kraft in unsrer Brust;
Gottes Zorn auf unsren Stirnen,
Gottes Brunst aus unserm Mund.
Gottes Band hat uns umschlossen,
Gottes Blitz hat uns durchglüht,
Gottes Heil ist uns ergossen:
Gottes Glück ist uns erblüht.

Diese Gewißheit wird jedem, der sein bestes Leben dem Werk widmet, seinem Volk, seiner Art und deren Werten zu dienen. Dies bedeutet zugleich Selbstverwirklichung und Selbst-Erfüllung, weil es Opfer und Dienst an etwas Höherem und Größeren ist als unser persönliches Tages-Dasein. Gottes Heil, die Gnade des Schicksals, der Einklang mit sich und der Welt, wird dem zuteil, der sich dem Gebot des Göttlichen unterstellt und es zur Richtschnur seines Lebens macht.

373.

## Griechentum und Deutschtum

Aus dem letzten Gedichtband DAS NEUE REICH. Georges Bild und Traum vom Neuen Menschen.
Der Titel des letzten Gedichtwerks von Stefan George könnte zu der unzutreffenden Vermutung Anlaß geben, daß der Dichter ein politisches Aussage-Schriftstück verfaßt hätte, um damit „seiner Zeit Genossen", wie er einmal sagt, eine Anweisung vorzuschlagen, wie man das nächste Deutsche Reich zu gestalten habe.

Aber dies wäre ein Irrtum. Der wirkliche Dichter kann nur im seelischen Tiefensinne aussagen, wie der M e n s c h beschaffen sein müsse, der ein solches Reich zu gründen sich unterfängt. Denn nur das Innere geht den Dichter an. Die äußere politische Gestaltung wird immer befleckt sein mit den kleinen und großen „Menschlichkeiten", und das heißt: mit dem Ungenügen von Charakter, Haltung, Wissen, Erfahrung und Lebensumständen des formenden Staatsmannes, ob er nun „berufen" sei oder nicht. Auch gibt es wohl „Berufene", die n i c h t „auserwählt" sind, wie unsere leidvolle deutsche Geschichte beweist.

Der Dichter aber gibt die Wesenszüge an, welche für die Errichtung eines neuen Volkes, für die Erweckung einer neuen Seele notwendig und unabdingbar sind. Und wohl dem Volke, das einen Dichter hat, der ihm — uns — gezeigt hat, was an Innerlichem — aus u n s e r e r Seele — zu einem neuen Volk gehört. Damit wollte ich klarstellen, daß ein Reich Unserer Art zuerst durchglüht sein muß, getragen und geführt von einer Auslese von Menschen, die ganz vom Inneren her „berufen" sind. Diese allein können die Richtlinien des Sittlichen und Gut-Menschlichen ausgeben, welche in einem NEUEN REICH gelten sollen und welche dieses durchwirken sollen mit der Kraft der Sauberkeit, des Gewissens und der sittlichen Berechtigung zu führen, zu leiten und über Millionen zu bestimmen.

Bei diesem Bemühen, Menschen und Werte zu finden, die dem INBILD unserer Seele, Unserer Art entsprechen, wird immer die Auseinandersetzung mit dem Erbe der Vergangenheit eine wesentliche Rolle spielen. Wer die Lehren der Geschichte mißachtet oder falsch und unzureichend deutet, bleibt ein hoffnungsloser und irrender Gaukler mit fremden Ideologien, wie es ein Teil der irregeführten Jugend Europas heute vorweist.

Unsere Vergangenheit aber ist tief im klassischen Erbe verankert, wie sie — dem Ursprung und der Kraft nach — ganz im Vorzeiterbe der frühgeschichtlichen Zeiten ihre Quelle im Blutstrom unserer Völker hat.

Und hier hat uns das Schicksal ein Vorbild aufgezeigt und vor unsere immer sehender werdenden Augen gestellt: die Großkultur des Griechentums aus der Zeit von 800 vor Zeitwende bis etwa 300, der Zeit Alexanders des Großen.

Hier trifft beides zusammen: die Rasse-Herkunft aus den Nordvölkern, welche die Anregungen aus dem Süden aufgenommen und verarbeitet hat. Aus beidem entstand das Wunder des klassischen Griechentums, mit all seinen Herrlichkeiten und Verhängnissen; mit all seinen Schattenseiten und Erhabenheiten, mit all seinen Göttlichkeiten und Klein-Menschlichkeiten, die diese Gesittung natürlicherweise auch hat.

... Die Ihr in Reigen und Rausch
Bilder des Menschentums geformt, —
Weh! ruft der Tausende Schrei, —
daß dies mußt untergehn...

Denn das Verhängnis des Südens — (zu „schön" zu sein,) mußte das Volk des Nordens nach dem Ablauf der Zeiten ergreifen und zerstören. Der Drang des Nordmenschen nach dem Süden hat seinen Untergang mit Notwendigkeit herbeigeführt. Aber in den fünfhundert Jahren des Werdens, Reifens und Blühens ist ein Inbild dessen entstanden, was nordischer Schöpfergeist bewirken kann, wenn er zur völligen Darstellung seines inneren Artwesens gelangt. Dies freilich ist dann zugleich — nach der furchtbaren Fügung der Lebensgesetze — das Ende und der Untergang dieser Kultur.

Nur wenige Dichter Europas haben den glühenden Schönheitsgeist des Griechentums so innerlich gespürt und so klar im Werk verdeutlicht wie Stefan George. (Goethe, Schiller, Hölderlin, Byron, Nietzsche: sie lebten und schufen alle unter den innewohnenden Antrieben des griechisch-nordischen Erbes in ihrer Seele.) Der Leuchtendste aber der Dichter des 20. Jahrhunderts ist George geblieben: sein Menschenbild ist wesentlich geformt aus diesen beiden Kräften, wobei das Griechische manchmal fast zu überwiegen scheint. Das rührt daher, daß der Dichter ein Kind des Rheinlandes ist, wo das „schöne Leben" eher gelebt und empfunden wird als im rauheren Norden, wo es nur als Sehnsucht und Versuchung auftritt und oft unheilsame Wirkung ausübt.

Der Dichter George schildert uns ein Bild von „Rausch und Helle", den seelischen Inhalten von Dionysos, dem Trunkenen, und Apollon, dem lichten — unserem Götterbild Baldur.

**Hyperion**

Ahnung gesellt mich zu euch,
Kinder des Inselgebiets,
Die ihr in Anmut die Tat,
Bilder in Hoheit ersannt, —
Spartas gebändigten Mut
Joniens Süße vermählt.
Jugendlich tant Der Den Chor,
Helden gestaltend als Mann,
Lieblichen Gastmahls ist Herr
Lenker in Staates Gefahr.

Eifernder Stämme Bewerb
Einigte Tempel und Spiel,
Und keine Weisheit bis heut
Hat dort die Gründer vertieft...
Was diese Meere befuhr,
Was diese Küsten durchzog!
Wo, als die Neige schon nah
Unter Zypressen des Tals
Weisester Lehrer der Zeit
Adligsten Schüler geführt.
Ihr habt, Erlesne des Glücks,
Wo ihr auch griffet, gesiegt,
Die ihr von Greisen den Schatz
Enkeln gesamt übertrugt,
DIE IHR IN FLEISCH UND IN ERZ
MUSTER DEM MENSCHTUM GEFORMT,—
Die ihr in Reigen und Rausch
Unsere Götter gebart...
Weh! ruft der Tausende Schrei,
Daß dies mußt untergehen,
Daß nach dem furchtbaren Fug
Leben am Leben erstirbt!
Weh! nach dies Syrers Gebot
Stürzte die Lichtwelt in Nacht.

Stefan George ist tief davon überzeugt, daß das Gezeitengesetz von Ebbe und Flut auch für das Völker- und Kulturleben Geltung hat. (Jedoch nicht im Sinne von Spengler, welcher den

Erbanteil gesundbleibenden, immer neu zeugenden Blutes vergißt.) Aber für die Lebensperiode des im fremden Südlande aufwachsenden Nordmenschentums hat dies Gesetz gegolten: Auch ist der Süden — welcher Art auch immer — der Tod, der seelische und schöpferische Tod — des Nordentstammten.

374.

**Vollendung des Lebens:**

**Abschied des Dichters**

Ich kam zur Heimat, solch Gewog von Blüten
Empfing mich nie...
Ein Pochen war im Feld, in meinem Hain
Von schlafenden Gewalten.
Ich sah euch Fluß und Berg und Gau im Bann
Und Brüder euch als künftige Sonnen-Erben.
In eurem scheuen Auge ruht ein Traum:
Einst wird in euch zu Blut der Sehnsucht Sinnen...
Mein leidend Leben neigt dem Schlummer zu;
Doch gütig lohnt der Himmlischen Verheißung
Dem FROMMEN, — der im REICH nie wandeln darf.

Ich werde Heldengrab, ich werde Scholle,
Der heilige Sprossen zur Vollendung nahn.
MIT DIESEM KOMMT DAS ZWEITE ALTER:
LIEBE GEBAR DIE WELT,
LIEBE GEBIERT SIE NEU.
Ich sprach den Spruch, der Zirkel ist gezogen;
Eh mich das Dunkel überholt,
Entrückt mich hohe Schau:
Bald geht mit leichten Sohlen
Durch teure Flur greifbar im Glanz
Der GOTT.

Der Dichter kehrt aus dem südlichen Land seiner Sehnsucht, dem Griechenland seines Traums, zurück zur rheinischen Heimat und weiß, daß die Grenze seines Lebens nahe ist. Bald muß er die Stätten seiner Jugend und Manneszeit verlassen, da er — nach der Ablehnung der höchsten Dichterehrung durch den Goethepreis – keinen Ruheort im Vaterlande mehr hat. Er fühlt, wie die „Gewalten" der Erde und Landschaft ihn halten wollen, aber

er hat auch die Gewißheit, daß die Brüder seines Geistes, die „Söhne", die er erwählt hat, einmal — und wenn auch erst in der Enkelreihe — sein Werk, seine Mahnung, seine Sendung verwirklichen werden. Denn „gütig lohnt der Himmlischen Verheißung dem Frommen, der im Reich nie wandeln darf." Er ist verbannt, denn sein Urteilsspruch hat seine Zeit als die der Ungenüge und des vorbestimmten Verhängnisses erkannt. Doch wird er, — das weiß er — allen Künftigen, die das REICH wollen, Antrieb und innerste Stimme sein, „Heldengrab und Scholle", zu der viele wandern werden, um den Kranz der Schuldigkeit niederzulegen.

Der Dichter weiß, daß ein neuer Frühling über Europa kommen muß und wird, wenn der nordentsammte Mensch noch einmal Gesittung und Wahrhaftigkeit auf Erden schaffen soll, wie es seiner Sendung bestimmt und zugesprochen ist. Dieses Reich wird eine Gemeinschaft der schöpferischen Liebe sein, welche die Griechen EROS nannten und welche — nach dem Dichter — Wort „die Welt gebar" und sie wieder als eine ehrenhafte Menschengemeinschaft der ewigen Werte begründen wird. Dieser „TRAUM" ist ein inneres Bild des Dichters, welches wir als Antrieb und Mahnung jeder echten gläubigen Gemeinschaft der Art bewahren müssen und allein durch unser Tun, durch das „Darleben" ihrer Werte verwirklichen und vollenden können.

So dürfen wir dieses schönste und innigste Abschiedsgedicht deuten: es ist auch für uns ein VERMÄCHTNIS.

Nach diesem Abschied, der zugleich Verheißung ist, hat der Dichter noch in einigen Strophen Sinnbilder geschaffen, die nur in zarter und vorsichtiger Weise gedeutet werden können. Wenn ich dies am Ende des Werkes HEIMKEHR ZUM ARTGLAUBEN versuche, so tue ich es, um allen Anteilnehmenden und Freunden Verse nahe zu bringen, die nur der innerste Sinn und die bereiteste Seele erfassen kann, wenn sie sich dem letzten Hoffnungs- und Sehnsuchtstraum des Dichters hingibt. Was ich dazu tun kann, sind nur Winke, und ich hoffe, daß sie in der vom Dichter gewollten Richtung zum Ziel des Trostes und der Ermutigung für die Zukunft in einer Zeit führen mögen, die so fast gänzlich bar jeder Seele und jedes schönen gläubigen Blickes in die Zukunft zu sein scheint. Ich beginne mit dem Gedicht

**Nachklang**

(Das Neue Reich, S. 408, Ausgabe Küpper/Bondi 1958)

Nun klingt die See. Bei allen Küsten schlagen
Die Wellen funkelnd an und sinken rück,—

Lichtflockiger Schaum verfliegt,
Und Vögel schrein.
O MEERGEBORNE, die im frühen Traum
der jugendlichen Weite Segen ahnen:
Reichtum und Öde, Ruhe neben Tat, —
Euch klingt das Lied der Wellen, —
Euer Preis tönt in der meergeraubten
Muschel Brausen,
Die dort ein Knabe — in die Ferne blickend —
Zum Ohr hebt, lauschend ernst im feuchten Wind.

D i r gilt das Lied, — so lebst Du uns nun fort
So unergründbar, — kalten Augs der Tiefe
Noch kaum entstiegen,
Doch dem Untergang und wissend nah.
Dich rettet keine Macht auf sichere Bahn,
Dich spült die Woge fort, die dich geboren,
Und fern im Abend leuchtet noch dein Haar.
Du, der in öden Straßen, quälend Glück —
Vor uns erschienst, als Wunder zu verstehen,
Kamst von den Buchten
Wie der Nächste Liebste,

Wo Wälder bis ans Wasser ziehn,
Wo früher Goldperlen trieben
Unerforschter Welt...
Und um die nördlich harte Stirne spielt
Und in dem kühlen Aug ein Schattenquell, —
Zuckt Dir entzücktester verbotner Traum,
Weil ein Geschick Dein Kinderhaupt gewiegt
In schwanker Schiffsnacht und im Fabelland.

Sorglosen Gangs schleppst Du geheime Kette,
Entziehst Dich uns
Und gibst nur froh Vertraun,
Daß das geweihte Blut der Licht-Gehaarten
Noch pulst in süß-unsinnigem Verschwenden.
Seefahrend Heil und Sucht des Abenteuers
Reißt Dich aus unseren Augen
Auf das fernste Meer.

**Deutungsversuch**

Die Gedichte HYPERION und AN DIE KINDER DES MEERES gelten der inneren Auseinandersetzung des Nord- und Süd-

menschen. Der Jüngling — der schöne Knabe — kommt aus dem meerentstiegenen Norden (Island wird hier verhüllend geschildert) in die südliche Welt, und sein Wesen und Schicksal wird vom Dichter gedeutet. „Unergründbar, — kalten Augs der Tiefe noch kaum entstiegen", — ist der Nordmensch, aber sein Geschick liegt in seinem Wesen, das so bestimmt ist. „Dem Untergang un-wissend nah" mit seiner ewigen Süd-Sehnsucht und dem Verlangen in fremde Weiten. Dies gilt auch für das geistig-seelische Gebiet, in dem der Nordmensch immer sein Gegenteil als Sehnsucht gesucht hat und an dem er immer — deshalb, weil er doch keine Erfüllung darin finden konnte, s c h e i t e r t e. So ist der Nordmensch auch am Christentum als dem ihm am fernsten gescheitert. Die „nördlich harte Stirne" umspielt ein „Schattenquell" des Sinnens und der Sehnsucht. Obwohl im „kühlen Aug" Abwehr und Überlegung wohnt, läßt er sich doch durch den Ferntrieb hinreißen, das Fremdeste zu suchen — und daran zugrunde zu gehen. So sieht es der Dichter. „Entzücktester, verbotner Traum" wohnt im Herzen des Nordmenschen, weil sein Geschick, die innere Bestimmung —" gewiegt wurde — das Kinderhaupt schon — in schwanker Schiffsnacht und im Fabelland".

Wieviel an dieser Wesensschilderung tiefste Wahrheit ist, mag der Leser selbst ermessen oder verwerfen. — Aber der Dichter läßt auch die Hoffnung angesichts der Werte, die in diesem Menschen ruhen, nicht fahren: Du „gibst nur froh Vertrauen, daß das geweihte Blut der Lichtgehaarten noch pulst in süßunsinnigem Verschwenden". Wer hätte mehr Tiefensinn für das Verständnis unserer Nordart aufgebracht als dieser Dichter?

375.

**Zeit und Ewigkeit**
Letzte Auseinandersetzung des Dichters

Ich euch Gewissen, ich euch Stimme
Dringe durch euren Unmut, der verwirft und flucht:
„Nur Niedre herrschen noch, die Edlen starben,
Verschwemmt ist Glaube und verdorrt ist Liebe:
Wie flüchten wir aus dem verwesten Ball?"
Laßt euch die Fackel halten,
Wo Verderben der Zeit uns zehrt,
Wo Ihr es schafft durch eigne erhitzte Sinne
Und zersplissnes Herz. —

Ihr wandet so das Haupt,
Bis Ihr die Schönen, die Großen
Nicht mehr saht,—
Um sie zu leugnen, —
Und stürztet ihre alt- und neuen Bilder.
Ihr hobet über Körper weg und Boden
Aus Rauch und Staub und Dunst den Bau:
Schon wuchsen in Riesenformen
Mauern, Bogen, Türme,—
Doch das Gewölk, das höher schwebte,
Ahnte die Stunde lang voraus,
Wo er verfiel.

Dann krochet Ihr in Höhlen ein und riefet:
„„Es ist kein Tag! Nur wer den Leib aus sich
Ertötet, hat der Lösung Lohn: Die Dauer.""
So schmolzen ehemals blaß und fiebernd Sucher
Des Golds ihr Erz mit Wässern in dem Tiegel.
UND DRAUSSEN GINGEN VIELE SONNENWEGE.

Da Ihr aus Gift und Kot die Seele kochtet,
Verspritztet Ihr der guten Säfte Rest.
Ich sah die nun Jahrtausend alten Augen der Könige
Aus Stein, von unsren Träumen,
Von unsren Tränen schwer.
Sie, wie wir, wußten:
Mit Wüsten wechseln Gärten, Frost mit Glut,
Nacht kommt für Helle,
Buße für das Glück.
Und schlingt das Dunkel uns und unsre Trauer, —
EINS, DAS VON JE WAR, — keiner kennt es —, WÄHRET,
UND BLUM UND JUGEND LACHT
UND SANG ERKLINGT.

Dieses Gedicht zeigt die Höhe des Dichters über seiner Zeit (die noch die unsre ist), und seine Haltung dem Ewigen gegenüber. Gelassenheit im Wirbel der ziellosen Gegenwart; Ruhe in dem Getobe der Straße und Abstand gegenüber dem Niedrigen und Gemeinen.

Der formlose Bau der Häuser, die Abwendung vom Echten und Schönen; die Leugnung des Erhabenen, die krankhafte Sucht, in Traumgebilden Heilung und Lösung zu suchen (das Christentum), — die Ertötung des Gesunden, — alles das sind Zeichen des Verfalls unserer Zeit.

Eine Gegenauslese hat die Gegenwart unter ihren Händen verunstaltet, da man von Gestaltung nicht reden kann. Die Kunst-Schaustücke sind nichtig vor dem Auge des Natürlichen und Gesunden. Die Zeit ist verworfen. Wie erst hätte der Dichter sie nach dem Untergang des letzten Reiches gesehen, wenn er den Gesinnungs-Schmutz, die leere Hast und den selbstischen Stofftrieb, den Materialismus in Person, erlebt hätte! „„Aus Gift und Kot die Seele gekocht"", ein Motto des egoistischen Anti-Volks-Denkens!

Aber der Dichter schaut weiter. Die Könige in den Domen mahnen an den Wechsel der Zeit. Auch wenn sie gefangen waren in den Vorstellungen des christlichen Abendlandes und der Heiligen Kirche, — sie wollten doch hin zu einem Gottesbild, aus dem heraus sie die Werke schufen, die Kirchen bauten, die „Heiligen" verehrten. Aber die Zeitgenossen sehen nur ihren einzigen Wohlstand, ihren Vorteil, und haben nur ihre massengeprägte „Meinung" über alles, eine Meinung, die im Grunde nichts ist als das, was sie als Begründung für ihren Standpunkt anführen: „Man muß doch mit der Zeit gehen..."

Wer aber geschichtslos denkt, kann nur zeitliche Urteile haben, er hat keine Maßstäbe, mit denen er messen kann. Vor des Dichters Blick liegen die Jahrhunderte und Jahrtausende unserer Kultur, und darin liegt Verpflichtung, Aufgabe und Hoffnung.

„Eins, das von je war, — keiner kennt es, währet, —
Und Blum und Jugend lacht, und Sang erklingt."

So stellen wir das Schlußkapitel unter den Sinn des Gedichtes

**HEHRE HARFE**

Sucht ihr neben noch das Übel, —
Greift ihr außen nach dem Heile,
Gießt ihr noch in lecke Kübel,
Müht ihr euch noch um das Feile.

Alles seid ihr selbst und drinne:
Des Gebets entzückter Laut
Schmilzt in eins mit jeder Minne,
Nennt sie Gott und Freund und Braut.

Keine Zeiten können borgen, —
Fegt der Sturm die Erde sauber,
Tretet ihr in euren Morgen,

Werfet euren Blick voll Zauber
Auf die euch verliehnen Gaue,
Auf das Volk, das euch umfahet,
Und das Land, das dämmergraue,
Das ihr früh im Brunnen sahet.

Hegt den Wahn nicht, mehr zu lernen
Als aus Staunen, Überschwang,
Holden Blumen, hohen Sternen
Einen sonnigen Lobgesang.

Das Glück im kleinen, im natürlichen Wunder über die Schönheit des Geringsten, die Verehrung der wunderbaren Gestaltungen des Lebens, der großen Nährerin, wie George sagt, — das Genügen im erfüllten Zeitaugenblick, — diese Kunst, aus dem Einfachsten ein Glück zu schöpfen, bleibt jedem, der verinnerlicht Tag und Stunde betrachten, schauen und erleben kann. Solche Stunden geben tiefere Kraft als jedes wahllose Aufnehmen neuer Eindrücke, die nur zerstreuen, aber nicht die Seele zur Sammlung führen.

376.

## ZEIT und EWIGKEIT

Teil 2.

1.

### Der Wohlstandswahn

Ihr hoch und nieder rennt dem Götzen nach,
Der Flitter, hohle, flache und gemeine
Aus eurem Pfunde münzt, — mein Volk, ich weine,
Wenn sich das s ü h n t mit Armut, Not und Schmach.

(Siebenter Ring, Küpper/Bondi S. 338) Dies wurde etwa 1927 gesagt, als nach dem wirtschaftlichen Wiederaufschwung alles nach materiellen Gütern strebte und sich im Taumel eines neuen Wohlstandes zu verlieren schien. Es gilt für heute — nach fast 50 Jahren — noch mehr als früher, so daß die Verstricktheit in äußerlichstem Genuß und die Jagd nach bloßer Geltung unter den Mitmenschen das einzige Ziel und der alleinige Lebensinhalt der Mitbürger zu sein scheint.

2.

**Jahrhundertspruch**

Zehntausend sterben ohne Klang. Der GRÜNDER
Nur gibt den Namen... für zehntausend Münder
Hält einer nur das M a ß.
In jeder Ewe ist nur e i n Gott,
Und E i n e r nur sein Künder.

Auch dieser Spruch hat etwas vom Geheimnisvollen und Schicksalhaften des Sehertums. Denn, — sind nicht Hunderttausende gestorben, ja, Millionen auf einen Ruf hin, und doch haben nur wenige den Neuen Gott gehört und verstanden, der jenseits des Großen Krieges erst ins volle Licht treten konnte. — Aber der „Gründer" hatte schon sein Wort gesprochen.

3.

**Schlacht**

Ich sah von fern Getümmel einer Schlacht,
So wie sie bald in unsren Ebnen kracht;
Ich sah die kleine Schar ums Banner stehn ...
Und alle andren haben nichts gesehn...

Auch dieser Spruch ist um 1928 geschrieben worden. Dreizehn Jahre später begann der zweite große Krieg, in dem Millionen fielen und der die Schlacht bis in unsere Heimat trieb. Doch „alle andren haben nichts gesehn..."

4.

Nur aus dem Fernsten her kommt die Erneuung, —
So braust der große Sang zur Frühlingstrift...
Und eine Hochzeit heilt von zwein: Zerstreuung
Und zuviel Kosten von dem süßen Gift.

Das Fernste ist die Besinnung auf unser Ahnenerbe, sei es Griechenland, sei es der Norden; denn beide sind unser Eigentum und unsere inbildliche Grundlage. Zerstreuung aber, die wahllose Gier des „modernen Menschen" nach Neuem, Fremdem und möglichst Entferntem, und dazu das süße Gift der Verlockung durch Drogen und absonderliche Genüsse, — das sind

die Kennzeichen unserer Zeit geworden: der Dichter sah sie als Verhängnis und Gefährdung, als süße, giftige Lockung zum Untergang.

5.

Er aber bekennt sich zur Heimat, zum Vaterland, zu seinem Stamm und Boden. Selbst „heimgekehrt" aus der schönen Verführung Griechenlands ist er wieder ganz Deutscher geworden, auch wenn er sein Vaterland aus Not verlassen mußte.

**Bekenntnis zu Heimat und Vaterland**

Ganz wuchs empor in vaterländischer Brache
Dies Werk und ging der Reife zu ganz ohne
Fernluft... Was früher klang im Tempeltone,
Deucht nun den Menschen mehr in ihrer Sprache.

Man hatte dem Dichter in seinen früheren Jahren oft vorgeworfen, er beschäftige sich nur mit der Vergangenheit, den Tempeln und Kirchen des Altertums und Mittelalters. Er weist darauf hin, daß er diese Durchgangsstufen seines Reifens brauchte, um ganz zum heimatlichen Erbe zurückzukehren. So ist es auch wohl manchen nordischen See- und Weltfahrern gegangen, die nach langen Irrfahrten in der Fremde zurückkehrten in die alte Heimat. Und dort empfingen sie nicht nur die Schönheit, Herbheit, Lieblichkeit und Schlichtheit unserer Landschaft, sondern auch die Erkenntnis, daß „kein Mann gedeihet ohne Vaterland."

6.

**Abschied von Freund und Feind**

Da mich noch rührt der Spruch der Abschiedstrünke, —
Ihr All! — und Eure Hand noch wärmt, — wie dünke
Ich heut mich leicht wie nie, — vor Freund gefeit
Und Feind, — zu jeder neuen Fahrt bereit.

Zu jeder neuen Fahrt, — und wenn sie in die Unendlichkeit des Nachlebens geht in jenes Reich, von dem wir nichts wissen und von dem die bloßen Stoffanhänger, die Materialisten, sagen, daß es ein selbstbetrügerischer Traum ist. Aber bereit zu sein, ohne Groll und Gram dorthin zu gehen, krönt ein großes Leben.

377.

**Lobpreisung**

VON WELCHEN WUNDERN LACHT DIE MORGENERDE,
Als wär ihr erster Tag?
Erstauntes Singen von neuerwachten Welten
Trägt der Wind, —
Verändert sieht der alten Berge Form,
Und wie im Kindheitsgarten schaukeln Blüten...
Der Strom besprengt die Ufer,
Und es schlang sein zitternd Silber
Allen Staub der Jahre.
Die Schöpfung schauert wie im Stand der Gnade.
Kein Gänger kommt des Weges,
Dessen Haupt nicht eine ungewußte Hoheit schmückte.
Ein breites Licht ist übers Land ergossen, —
Heil allen, die in seinen Strahlen gehn!

Trotz aller Gefahren und Gefährdetheiten durch unsere Zeit spricht der Dichter Hoffnung und Glauben an den Wert unserer Art aus. „Ein unerschöpftes großes Erbe" hat er einmal gesagt, hat dieses Volk. Dieses unser Erbe zu retten, zu bewahren und zu erneuern, sind wir aufgeboten. Wir leben und handeln dann im höchsten Sinne des großen Dichters, und im Sinne des Auftrages eines Lebensglaubens, der die gleichen Grundlagen und Ziele hat wie die vielen Künder und Seher, die wir hier in ihrem wesentlichen Werk haben an uns vorbeiziehen lassen.

8.

**Schlußgedicht**

Losungswort: „Ein Volk ist tot, wenn seine Götter tot sind." (Küpper/Bondi 1. Band, S. 414)

Dieses Wort ist wohl zu verstehen, wenn man unter den „Göttern" die antreibenden und aufbauenden Kräfte begreift, welche im edlen Menschen verborgen sind und immer ans Licht drängen. Solche Kräfte sind in unserem Volk, in unserer Gesamt-Art noch immer vorhanden. Sie zu den gestaltenden Verwirklichern von Gemeinschaft und Staat zu machen, ist die Aufgabe aller Gutgesinnten und Selbstlosen der Artvölker. Solange diese Kräfte noch vorhanden sind, ist unsere Zukunft und die Gesittung (Kultur) Europas noch nicht verloren. Dies beschwört der Dichter in dem großen Gedicht DER KRIEG.

**Verheißung**

Doch endet nicht mit Fluch mein Sang.
Manch Ohr verstand schon meinen Preis
Auf Stoff und Stamm, auf Kern und Keim...
Schon seh ich manche Hände, entgegen mir gestreckt,
Sag ich: O Land, zu schön, als daß Dich
Fremder Tritt verheere,
Wo Flöte aus dem Weidicht tönt,
Aus Hainen Windharfen rauschen,
WO DER TRAUM NOCH WEBT, —
Untilgbar durch die jeweils trünnigen Erben;
Wo die allblühende Mutter
Der verwildert weißen Art
Zuerst enthüllte ihr echtes Antlitz;
LAND, DEM VIEL VERHEISSUNG NOCH INNEWOHNT,
DAS DRUM NICHT UNTERGEHT!

DIE JUGEND RUFT DIE GÖTTER AUF...
Erstandene wie ewige nach des Tages Fülle.
Lenker im Sturmgewölk
Gibt dem des heitren Himmels das Zepter
Und verschiebt den Längsten Winter.
DER AN DEM BAUM DES HEILES HING,
Warf ab die Blässe blasser Seelen,
Dem Zerstückten im Glutrausch gleich...
Apollo lehnt geheim an Baldur, —
DOCH DIESMAL KOMMT VON OSTEN NICHT DAS LICHT.
Der Kampf entschied sich schon auf Sternen:
Sieger bleibt, wer das SCHUTZBILD birgt
In SEINEN Marken;
Und Herr der Zukunft,
Wer sich w a n d e l n kann.

Dies ist ein religiöses Gedicht. Verheißung ist uns zugesagt, wenn wir nach dem Gesetz der Art leben. Dies ist auch der „TRAUM", den alle Edlen träumen vom wahren NEUEN REICH. Ob auch viele Unwürdige herrschen mögen, ob sie auch Vergängliches im Sinne haben und treiben, die echten Kräfte sind noch da: EIN GANZER STROM, wie George an anderer Stelle sagt. Wer aber noch Verheißung und Traum besitzt, das heißt: Ideale und Leitbilder, die wir die INBILDER DER ART nennen, des Land und Werk geht nicht unter.

Ein neues Geschlecht, eine neue Jugend wird die ewigen Bilder unserer Seele ans Licht bringen, indem sie die Götter aufruft,

die in uns leben. Apollo ist das Sinnbild für die helle Seele, den frohen Geist, die klare Gesinnung, wie es Baldur auch ist. George wußte noch nicht, daß beide Göttergestalten dieselben sind, nur mit verschiedenen (oder auch ähnlichen —?) Namen in zwei Sprachen geschmückt.

Denn Apollon ist tatsächlich das selbe Wort und derselbe Sinn, also auch derselbe Gott im Griechen — wie im Germanen-Volk. Beide sind in allem Lichten und Schönen gegenwärtig, sie sind die Bilder unseres Innersten für die göttlichen Kräfte.

Diesmal kommt von Osten nicht das Licht. Das ist die Absage des Dichters an das Christentum, das — auch für ihn — vergangen ist.

Welches Volk aber das SCHUTZBILD, das Sinnbild, welches alles zusammenfaßt, birgt und als heilig hütet für sein Leben und Schaffen, dieses Volk bleibt Sieger und „HERR DER ZUKUNFT", so lautet die Verheißung. Der sich innerlich wandeln kann — und doch — dem Wesen nach derselbe bleibt — auch dies ist Georges Spruch, — der wird dem Kommenden Inhalt und Form geben, ein neues Dasein, für eine edle Erfüllung.

378.

## Religiöse Zusammenfassung

Ein dichterisches Werk ist keine systematische Philosophie. Aber es enthält in seiner Aussage Gedanken, geistige und seelische Grundformen und, gelegentlich auch, deutlich religiöse Hinweise auf eine Haltung zu Gott und Welt, der Stellung des Menschen in dieser und zu den sittlichen Anforderungen, die man an den Menschen als einen Teil von All-Welt und Volk, bzw. Art zu stellen hat. Dies alles zusammengenommen, kann ein Gedankenbild ergeben, welches in innerer Einheit und gewolltem Zusammenhang den Dichter als wesentlich religiösen Menschen kennzeichnet. Dies ist bei Stefan George in hohem Maße der Fall. Das Gesamtbild seines seelischen und geistigen Gefüges ergibt eine heidnische Weltanschauung, ein nichtchristliches religiöses Bild, welches dem ARTGLAUBEN in fast allen Zügen gleich ist.

Dieses Gesamtbild wollen wir in kurzen Zügen nachzeichnen; es entspricht den Äußerungen des Schöpfers der Gedichte, die wir hier angeführt haben.

I. **GOTT UND WELT:**

Das All wird von Kräften bestimmt, die wir nur an ihrem Wirken in unserem Leben erkennen können. Diese Kräfte, „Gewalten" nennt sie auch der Dichter, sind vielfältig und zwiespältig. Sie liegen im Kampfe mit- und gegeneinander. Dies sind die „Götter", welche die Griechen — und unsere nordischen Ahnen — verehrten. (Apollo lehnt geheim an Baldur. Der „Gott im Sturmgewölk" — des Dichters Wort, ist der alte Odin-Wodan.)

II. Erde und Welt sind eine Stätte des EWIGEN KAMPFES —, der zerstörenden gegen die aufbauenden Kräfte (Gewalten). „Die Gewalten nennt er nicht Fabel."

III. Der Mensch hat an diesem ewigen Kampfe — gewollt oder ungewollt — Anteil und kann sich ihm nicht entziehen. Er kann (und soll) sich aber in ihm entscheiden, ob er dem Aufbauenden (dem Guten) oder dem Zerstörenden (dem Schlechten) dienen will.

IV. Der Mensch hat einen freien Willen, — „nach dem Maße seiner Art". Denn es ist in ihm — von Erbe und Herkunft her „angelegt", wozu er mehr neigt, zum Bösen oder zum Guten.

V. Der Mensch steht also in VOLK und ART. Denn diese sind seine Herkunftsbedingungen. Keiner aber kann sich über die Grenzen seines Wesens hinwegsetzen. (Ein Wissen, gleich für alle, heißt Betrug — des Dichters Wort.

VI. Der Mensch hat also die Aufgabe, sich gemäß seinen Anlagen, die erbbedingt sind, für Aufbau und Gesittung im persönlichen wie im Volks- und Art-Leben einzusetzen.

VII. Kein Menschen- oder Volksschicksal ist **so** vorherbestimmt, daß es der Gemeinschaft oder dem Einzelnen keine W a h l läßt, sich zum Positiven oder Negativen zu entscheiden. Daher hat jeder Einzelne die Pflicht, das Höchste für sich, seine Nächsten und sein Volk (bzw. seine ART) zu leisten, damit das Gute, Echte, Schöne, Wahre — das Aufbauende — Wirklichkeit wird. Dies ist die höchste Pflicht des Menschen, sein zu erfüllender Anteil am Göttlichen. („Alles seid Ihr selbst und drinne".)

VIII. Das menschliche Leben kann unendlich reich und schön sein, wenn man die inneren Dinge zählt, die einen be-

glücken können. Dazu gehören Liebe und Freundschaft, Tat und Wirken in der Gemeinschaft, Anerkennung des Hohen und Edlen, Wirken in selbstloser Hingabe an die höheren Dinge im Dasein. Natur und Mensch sind voller Glücksmöglichkeit, wenn man sie edel und schön, sauber und in gutem Gewissen sich zu eigen macht.

IX. Diese religiöse Weltanschauung hat auch ein tiefes Verhältnis zur Tragik. Denn die Natur und das All sind — an sich — unbezogen auf das menschliche Glück. Das bloß Natürliche will nur l e b e n, sich ausleben und im Zeugen und Vergehen weiterbestehen und zugrunde gehn. Nur der Mensch gibt die Maße an, welche für ihn gelten können. (Goethe: Der Mensch allein kann richten und schaffen, er kann dem Augenblick Dauer verleihn: nur dem Sinne nach zitiert).

Wenn der Mensch der Tragik entgegensieht, unheilbarer Krankheit, dem Tode des Geliebtesten, dem Leid und Niedersturz seines Volkes, so hat er dieses Schicksal „zu bestehen", d. h. würdig zu tragen, durchzukämpfen und sich zur Vertiefung zu gestalten. Das ist Selbsterfüllung im Leid, Selbstüberwindung, „Gottesfreundschaft" und „Schicksals-Einklang".

IN FAHR UND FRON, WENN WIR NUR ÜBERDAUERN,
HAT JEDER TAG MIT EINEM SIEG SEIN ENDE. —
SO AUCH MEIN DIENST: ERNEUTE HULDIGUNG,
VERGESSNES LÄCHELN INS GESTIRNTE BLAU.

Dies ist des Dichters Wort. Es ist auch unsere Haltung. Der größte Künder hat uns diesen Spruch als Sinnbild und Vermächtnis hinterlassen.

Wer kann zweifeln, daß er der Dichter UNSERER SEELE ist?

379.

## NACHWORT

Die drei Bücher der HEIMKEHR ZUM ARTGLAUBEN habe ich für alle Freunde, alle Anteilnehmenden und Gefährten der ARTGEMEINSCHAFT geschrieben. Sie gewähren in ihrer Ganzheit einen Blick auf die Vielfalt der Äußerungen unserer Seele durch die Jahrhunderte bis zur immer klareren Erkenntnis des eigenen Glaubens, der in unseren Herzen ruht.

Ich habe dieses Werk der Bewegung geschenkt. Opfer ist selbstverständlich. So geht es an euch alle. Mögt Ihr es Euch zum Gewinn und uns allen zur wirkenden Kraft machen.

# Inhaltsverzeichnis

XIX. KAPITEL

Stefan George zum 1. Weltkrieg



XX. KAPITEL

Die Zeit von 1918 bis 1933



XXI. KAPITEL

Rassewissenschaft und Artstandpunkt



XXII. KAPITEL

Hinwendung zu nichtchristlichen Vorstellungen im artverwandten Schrifttum

XXIV. KAPITEL

Neuheidnische Klänge vor dem 2. Weltkrieg



XXV. KAPITEL

Letzte Versuche und Vorläufer zu einem Glauben Unserer Art 1. Teil



XXV. KAPITEL: 2. Teil



XXVI. KAPITEL

R. M. Rilkes Ringen um das Wesen des Göttlichen

XXVII. KAPITEL

Seher und Künder des Ewigen im Artvolk

